This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ger 330.13

No 3714

Deutsche Geschichte

von

Rudolf von Habsburg

bis auf die neueste Zeit

von

Karl Hagen.

Dritter Band.

Frankfurt a. M.
Verlag von Meidinger Sohn & Cie.
1858.

Ger 330.13

LAW LIBRARY

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Vorrede zum dritten Bande.

Endlich kann ich den Lesern mit der Vollendung dieses dritten Bandes den wenigstens vorläufigen Schluß unsers Werkes übergeben. Sie mögen die Verzögerung desselben mit den vielen Amtsgeschäften entschuldigen, mit denen ich seit meiner Berufung zur Professur der Geschichte an hiesiger Hochschule (im Herbst 1855) überhäuft bin. Es war mir kaum möglich, zu andern Zeiten, als in den Ferien an diesem Werke zu arbeiten, da außer denselben fast meine ganze Zeit durch Lehrthätigkeit in Anspruch genommen ist. Eben darum schien es auch gerathen, mit vorliegendem Bande, der ohnedies eine Periode beendet, unser Werk abzuschließen. Damit will ich nicht gesagt haben, als ob ich überhaupt darauf verzichtete, den Rest, der die neueste Zeit enthält, zu bearbeiten. Nur will ich bezüglich der Frist, bis zu welcher die Bearbeitung erscheinen soll, keine Verpflichtungen eingehen, da ich nicht weiß, ob ich sie erfüllen könnte.

Was nun die zwei letzten Bände unsers Werkes betrifft, so glaube ich noch einige Worte darüber sagen zu müssen. Der Leser wird die Grundsätze, welche ich in der Vorrede zum ersten Bande über meine Behandlung der deutschen Geschichte niedergelegt, auch in diesen Bänden befolgt sehen. Ich wollte die allgemeinen Grundzüge unserer nationalen Entwicklung während dieser Zeit darlegen und von den Schicksalen unseres Volkes in großen, aber scharfen und bestimmten Strichen ein Bild entwerfen. Der allgemeine Zu-

sammenhang, die den Ereignissen zu Grunde liegenden Ideen, überhaupt das kulturhistorische Moment war mir die Hauptsache. Man wird es deßhalb begreiflich finden, daß ich dem Reformationszeitalter einen größeren Raum gewidmet habe, als anderen Abschnitten, die einen größeren Zeitraum umfassen, daß überhaupt der zweite Band, der eine Epoche behandelt, die so reich an innern Entwicklungen ist, einen größeren Umfang erhalten hat, als der dritte Band, der sich mit einem fast gleich großen Zeitraum beschäftigt. Man wird es mir Dank wissen, daß ich die unerquickliche und langweilige Zeit vom westphälischen Frieden bis zum österreichischen Erbfolgekriege nicht ausführlicher bearbeitet, während man es hoffentlich in der Ordnung findet, daß ich das halbe Jahrhundert von 1740—1790, wo unsere Nation einen so großen geistigen Aufschwung genommen, einläßlicher behandelt habe.

Die Zeit von 1496 bis 1648 bedurfte um so mehr einer ausführlichen Darstellung, als sie den Schlüssel bietet zu der unerfreulichen Wendung, welche unsere nationale und politische Entwicklung seit dem dreißigjährigen Kriege genommen hat. Ich hoffe, ich habe durch meine Darstellung, den Lesern in die wahren Ursachen derselben einen Einblick gewährt. Nachdem wir darauf ein ganzes Jahrhundert politisch wie geistig fast todt gewesen, beginnen wir seit der Thronbesteigung Friedrichs II. von Preußen ein neues Leben, zunächst aber nur auf dem geistigen Gebiete, wo wir das nachholen, was wir in der Reformation unvollendet zurückgelassen. Diese neue Erhebung des deutschen Geistes, welche mit der classischen Periode unserer Nationalliteratur bezeichnet wird, hat in den letzten Jahren eine so vielfältige Bearbeitung erfahren, daß ich darauf verzichten mußte, etwas Neues zu geben. Ich beschränkte mich also bloß auf eine allgemeine Uebersicht, wie sie ohnedies der Anlage des Werkes gemäß war, und betonte überhaupt weniger die ästhetische, als die allgemeine geschichtliche Seite. Aus meiner Darstellung selbst aber wird man den Eindruck gewinnen, daß diese geistige schönwissenschaftliche Seite unserer nationalen Erhebung nach einer Ergänzung sucht, nämlich durch die politische Seite. Diese Stufe der Entwicklung wird aber

erſt in der nächſten Periode beſchritten, welche mit der franzöſiſchen Revolution beginnt, und fortgetzt bis auf dieſen Tag, ohne daß ſie noch einen Abſchluß gefunden hätte. Es iſt keine Frage, daß für die Gegenwart gerade dieſer Abſchnitt unſerer Geſchichte der intereſſanteſte und der wichtigſte iſt, und ſo wiederhole ich denn das obengegebene Verſprechen, vorausgeſetzt, daß dieſe Geſchichte beim Publikum einen Anklang findet, der mich zur Fortſetzung ermuthigt.

Bern, den 24. September 1857.

K. Hagen.

Fünftes Buch.

1. Einleitung. Folgen des dreißigjährigen Krieges.

Nach dem dreißigjährigen Kriege war Deutschland einem großen Kirchhof oder einer Wildniß zu vergleichen. Tausende von Dörfern, Hunderte von Städten lagen in Asche; zwei Drittheile seiner Bewohner waren zu Grunde gegangen *); ganze Länderstrecken waren verödet: kaum, daß noch ein Drittheil angebaut war: die Felder waren mit Unkraut oder wildem Gesträuch bedeckt, auf den Brandstätten der Märkte und Dörfer schoß Gras empor: oft dienten sie auch den Wölfen zum Aufenthalt, die hier die Leichname der Erschlagenen verzehrten.

Der Krieg war mit einer ganz entsetzlichen Barbarei geführt worden. Die Soldateska, schon beim Beginne des Krieges verwildert, da der Zustand der religiösen und sittlichen Bildung des Zeitalters wohl kein anderes Ergebniß erzielen konnte, erstieg im Verlaufe eines dreißigjährigen Räuber- und Mörderlebens die höchste Stufe der Grausamkeit und der Entmenschung. Und es gilt dies auf gleiche Weise von allen Heeren. Die Schweden waren nach dem Tode Gustav Adolfs um nichts besser, als die anderen. Noch lebt im Munde des Volks die Erinnerung an ihre furchtbare Erscheinung:

*) Die Entvölkerung war so groß, daß ein fränkischer Kreistag vom 14. Februar 1650 beschloß, jeder Mannsperson zu erlauben, zwei Weiber zu nehmen. Auch sollte Niemand unter 60 Jahren in ein Kloster gehen, auch katholische Priester heirathen dürfen. Fränkisches Archiv (1790) I. S. 155.

Der Schwed iſt kumme,
Hat Alles mitg'numme,
Hat Fenſter 'neing'ſchlage,
Hat's Blei davon trage,
Hat Kugeln d'raus goſſe,
Und d' Bauern erſchoſſe.

Daß die Soldaten Alles mitnahmen, was ſie fanden und fortſchleppen konnten, daß ſie bei dem Sturm einer Stadt in der erſten Wuth Alles niedermachten, was ihnen unter die Hände gerieth, iſt begreiflich. Aber ſie quälten auch mit ausgeſuchter Grauſamkeit die Bauern und Bürger, um aus ihnen Geſtändniſſe zu erpreſſen, wo ſie etwa ihre Güter verborgen hätten, oder auch aus bloßem Muthwillen und reiner Freude am Martern. Sie ſteckten den Armen Sperrhölzer in den Mund und goſſen Miſtjauche hinein: war dann der Bauch gehörig angefüllt, ſo traten ſie auf demſelben herum. Sie hieben ihnen Naſen, Ohren, Arme und Beine ab; ſie riſſen ihnen die Fußſohlen auf und ſtreuten Salz und Pfeffer hinein; ſie ſchnitten ihnen Riemen aus dem Körper oder ſpannten ihnen ein Seil um den Kopf, das ſie ſo feſt zuzogen, daß den Unglücklichen das Blut aus Mund, Naſen, Augen und Ohren drang. Sie ſchabten ihnen das Fleiſch bis an die Knochen ab, oder knüpften ſie an den Geſchlechtstheilen auf oder verbrannten ſie bei lebendigem Leibe. Frauen und Jungfrauen wurden überall geſchändet, aber ſie entgingen darum nicht anderer Mißhandlung: nicht ſelten, daß ſie an den Brüſten aufgezogen, oder ihnen die Leiber aufgeſchnitten oder ſie ſonſt zu Tode gemartert wurden.

Und dieſelbe Brutalität, wie gegen die Menſchen, bewieſen die Soldaten gegen die Sachen. Wo ſie genug Lebensmittel fanden, ergaben ſie ſich der viehiſchſten Völlerei *): was ſie nicht verzehren konnten, nahmen ſie mit oder vernichteten ſie in der Regel, ſo daß weder den unglücklichen Eigenthümern, noch den nachfolgenden Soldaten etwas übrig blieb. Und außerdem zerſchlugen oder verbrannten ſie aus

*) In Windsheim aßen einmal 12 Soldaten mit Weib und Kindern den Brei von einer Metze Habermehl, nebſt 72 Laiblein Brod zu 2 Pfund, und tranken 30 Maas Bier dazu. Zwei andere Soldaten aßen 3 Laiblein Brod und 35 Klöße auf einmal, und ſtarben darüber, der eine mit einem Kloß im Munde. Schirmer Geſchichte der Reichsſtadt Windsheim. (1848.) S. 173.

bloßem Muthwillen Haus- und Küchengeräthe, Fenster, Thüren, kurz Alles, was zu zerstören war. Die Ankunft eines Trupps Soldaten galt daher überall für das größte Unglück: aus den Dörfern entflohen die Bauern in die Wälder, wo möglich mit ihrer Habe; oder wurde schon vorher die Ankunft eines größeren Heeres gemeldet, in die benachbarten Städte, in welche sie dann all' ihr Vieh mitschleppten. Durch die Ueberfüllung sank aber das Vieh im Preise, auch rissen Krankheiten unter ihm ein: so kam es häufig vor, daß eine Kuh nicht theurer zu stehen kam, als ein Laib Brod. Nach einiger Zeit erfolgte freilich wieder eine Rückwirkung: am Ende des dreißigjährigen Krieges war ein so großer Viehmangel, daß sich die Menschen selber an Wagen und Pflug spannen mußten. Uebrigens waren auch die Städte nicht sicher: hielt sich wohl bisweilen die eine oder die andere Stadt ein paar Tage, so mußte sie sich zuletzt doch ergeben, und dann war auch Alles verloren, was die Landleute gerettet hatten. Die Bürger entgingen niemals der furchtbarsten Brandschatzung.

Durch die Schlemmerei und die Zerstörungssucht der Soldaten einerseits, andererseits durch das Versinken des Ackerbaues entstanden nun Theuerung und Hungersnoth, die natürlich wieder unsägliches Elend im Gefolge hatte, namentlich Krankheiten und Seuchen, wie die Pest. Es kam vor, daß die Menschen Leichname aus den Gräbern oder vom Schindanger holten, um sie zu braten und zu essen. Gestorbene Geschwister wurden aufgezehrt; Eltern tödteten ihre Kinder, um ihren Hunger damit zu stillen, und dann aus Verzweiflung sich selbst.

So war der Wohlstand des deutschen Volkes gänzlich zu Grunde gerichtet: die Felder verwüstet, Handel und Gewerbe darnieder, der Reichthum früherer Jahrhunderte ein Raub der Soldaten geworden, die drückendste Armuth allenthalben — es war natürlich, daß kaum ein Menschenalter hinreichte, um nur einigermaßen wieder erträgliche Zustände zu schaffen: an eine völlige Vernarbung der zahllosen geschlagenen Wunden war gar nicht zu denken.

Und hätten die Folgen des Kriegs nur die materiellen Interessen betroffen! Aber es ging noch weit mehr verloren: der Volksgeist erhielt durch den dreißigjährigen Krieg einen so tödtlichen Schlag, daß er sich von ihm nie wieder erholte.

Oefter schon sind wir in unserer Geschichte Bestrebungen nach einer Umgestaltung des Reiches begegnet, wie diejenigen waren, welche den dreißigjährigen Krieg hervorgerufen haben. Dem Mißlingen derselben folgte allemal eine Zeit der Erschlaffung, des Versinkens des öffentlichen Geistes, der Selbstsucht, der Entsittlichung. Aber noch nie hatte eine Bewegung so lange gedauert, wie diesmal, und noch nie war sie von so furchtbaren Gräueln begleitet gewesen. Je länger sie anhielt, je stärker in Folge davon alle Kräfte angespannt werden mußten, je heftiger alle Adern des Volkslebens davon in Bewegung gesetzt wurden, um so furchtbarer mußte auch die Rückwirkung sein. Die früheren Bewegungen haben trotz ihres Mißlingens doch immer wieder eine Anstrengung des nationalen Geistes zugelassen, und zwar nach nicht sehr langer Zeit. So folgten auf die Niederlage der Demokratie am Ende des 14. Jahrhunderts bereits gegen die Mitte des 15. der zweite Städtekrieg, gegen das Ende desselben die verschiedenen Freiheitsbestrebungen, die sich fast in ununterbrochener Reihe fortsetzten bis zur Reformation und bis zum Bauernkrieg. Die Niederlage, welche die freiheitlich-nationale Richtung in diesem erlitt, war freilich sehr schwer, aber doch konnte bereits nach einem Jahrzehend der Aufruhr in Münster und die wullenweberische Bewegung erfolgen. Und selbst auf die traurige Wendung der Dinge gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts kam, wie wir gesehen, eine Zeit der Reform und des Zusammenfassens des nationalen Geistes unter Maximilian II. Aber der dreißigjährige Krieg ist so zu sagen als der Todtengräber des deutschen Geistes zu betrachten. Er hat die lebenskräftigen Triebe des Volks an der Wurzel angefressen und vernichtet. Das Volk wurde durch die greuelhafte Behandlung von Seite der Soldateska entehrt: es wurde im innersten Keime seines Wesens gebrochen; es verlor das Selbstgefühl, das Gefühl freier Persönlichkeit, das Gefühl des Rechts, da es dreißig Jahre lang sich daran gewöhnt hatte, sich vor der rohen Gewalt zu beugen. So wurde die Nation durch die namenlosen Leiden des Kriegs völlig entnervt, verdumpft, gleichgültig gegen jedes höhere Streben, gegen das öffentliche Wesen, gegen das Gesammtvaterland; jeder Einzelne gewöhnte sich daran, nur an sich zu denken: das individuelle Element, das eine so bedeutsame Rolle in unserer Geschichte spielt, schlug nun vollkommen in jene

unerfreuliche Richtung um, die wir schon öfter wahrgenommen haben, nämlich in den Mangel an Gemeinsinn, in Selbstsucht und particularistische Beschränktheit oder in sklavische Unterwürfigkeit vor den Machthabern. Und das Hauptunglück war, daß diese Richtung von jetzt an die herrschende blieb: der deutsche Geist schien für immer jene Schnellkraft eingebüßt zu haben, mit welcher er sich aus ähnlichen Zuständen früherer Zeit immer wieder emporgerissen.

Um das Unglück voll zu machen, so kam gerade in diesem Augenblicke, wo der deutsche Volksgeist sich selbst verloren und gleichsam aufgegeben hatte, die Einwirkung der Fremden hinzu. Wir haben gesehen, wie lange sie Einfluß geübt, wie sie eigentlich an der Verlängerung des Krieges, an dem traurigen Ausgange desselben Schuld gewesen. Auch fehlte es nicht an Stimmen, welche sich des schädlichen Einflusses der Fremden vollkommen bewußt waren: nicht nur bei den Sittenrichtern jener Zeit, bei Rist, Moscherosch und Andern tritt das hervor, sondern auch noch in anderen Erscheinungen, in den Gesellschaften zur Aufrechthaltung deutscher Sprache und Sitten, wie in dem Palmenorden, den Pegnitzschäfern und andern. Aber diese Erscheinungen waren vereinzelt und vermochten den Strom der Zeit nicht aufzuhalten. Die Fremden, vor Allem die Franzosen, gewannen zunächst bei den fürstlichen Höfen Einfluß. Dies war natürlich, da sie ihnen ja so viel verdankten, da sie in den Franzosen fortwährend ihre Beschützer gegen die kaiserliche Uebermacht zu erblicken gewohnt waren. Der Einfluß war vor Allem ein politischer, aber der sittliche konnte nicht ausbleiben. Die deutschen Höfe waren bald die Abbilder des französischen: überall fanden sich nun französische Kammerherrn und Köche, Spieler und Weiber, Künstler und Diener. Der deutsche Hofadel lernte — wenn auch mit Mühe — die französischen Umgangsformen: französische Gouverneurs und Gouvernanten waren nun unerläßlich. An den Höfen wurde französisch gesprochen, französisch gedacht, französisch gehandelt. Von den Höfen theilte sich dieses Ausländerwesen dem Mittelstande mit, und zuletzt auch den unteren Schichten der Gesellschaft. So hinderte eben der Einfluß der Ausländer das Emporkommen eines deutschen Geistes. Das gänzliche Erliegen desselben unter dem Einflusse der Fremden drückte sich nirgends deutlicher, als in der Sprache aus. Sie war noch nie so abgeschmackt gewesen, wie jetzt, wegen der Ueber-

ladung mit Fremdwörtern und des unendlich knechtischen Sinnes, der sich in ihr offenbarte.

Dies waren die Ergebnisse des dreißigjährigen Krieges für den Nationalgeist. Betrachten wir jetzt die Ergebnisse für das Reich.

Wir haben gesehen, welch' gewaltige Anstrengungen die verschiedenen Parteien, besonders in der ersten Hälfte des Krieges, machten, um den Sieg davon zu tragen und sodann das Reich in ihrem Sinne umzugestalten.

Zuerst ist es die fürstlich demokratische Partei, vermischt mit dem Kalvinismus, dann die kaiserlich-absolutistische, vermischt mit dem Katholicismus, dann die schwedisch-kaiserlich-demokratische, vermischt mit dem Protestantismus, die nach einander die Herrschaft zu erringen streben.

Keine dieser Parteien siegt auf die Dauer, aber keine wird auch auf die Dauer vernichtet. Sie halten sich so ziemlich das Gleichgewicht, theils durch eigene Kraft, theils durch Unterstützung der Fremden. Das Ergebniß des langwierigen blutigen Kampfes ist daher nicht eine vollkommen neue Ordnung der Dinge, sondern die Wiederherstellung und Bewahrung der alten, so jedoch, daß die gegeneinheitliche Richtung schärfer betont und das Unzulängliche der bisherigen Zustände nur noch mehr befestigt wird.

Das Haus Habsburg wird nicht vernichtet, wie dies die ursprüngliche Absicht gewesen: es bleibt sogar im Besitze des Kaiserthrones. Aber es sind ihm alle Mittel benommen, das Reich zu einer Monarchie zu gestalten. Die Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit der Reichsstände oder ihre Souveränität, wie man von nun an dieses Verhältniß zu nennen begann, wurde vielmehr entschieden ausgesprochen. Das deutsche Reich, obschon dem Namen nach eine Monarchie, hatte im Wesentlichen den Charakter eines Staatenbundes angenommen.

Und doch wurde dieser Charakter nicht mit Folgerichtigkeit ausgebildet, woraus neue Formen, neue Staatsordnungen, neue Reichsgewalten hätten entstehen müssen, sondern man bewegte sich immer noch in den alten Formen: darnach erschien der Kaiser immer noch als der Herr der Welt, als der erste Fürst der Christenheit, als Quelle und Ausfluß aller Rechte, obschon er in Wahrheit nichts oder wenig mehr zu sagen hatte. Der Kaiser war todt: aber man gab sich der Täuschung hin, als ob er noch lebe.

Ebenso wenig wurden zwei andere Reichsgewalten beseitigt, die früher allerdings eine große Bedeutung gehabt, sie aber in Folge der letzten Entwicklungen vollständig verloren hatten, nämlich Reichsritterschaft und Reichsstädte. Ja, im westphälischen Frieden wurde ihnen ihre bisherige Stellung, so häufig den Angriffen der Fürsten ausgesetzt, feierlich verbürgt.

Die Fürsten endlich behaupteten nicht nur ihre bisherige Stellung, sondern kräftigten und erweiterten sie durch die Beschränkung der kaiserlichen Macht, durch ihr Recht, Bündnisse mit Fremden zu schließen, überhaupt durch das den Reichsständen zugestandene Recht voller Landesherrlichkeit, was natürlich ihnen vorzugsweise zu Gute kam. —

Gehen wir nun etwas näher ein in die Betrachtung der verschiedenen Bestandtheile des Reichskörpers.

2. Reichsstädte und Reichsritterschaft *).

Von den Reichsstädten waren 52 übrig geblieben, nämlich **): I. in Niedersachsen: 1) Lübeck; 2) Bremen; 3) Hamburg; 4) Goslar; II. in Westphalen: 5) Dortmund; III. am Niederrhein: 6) Aachen; 7) Köln; IV. am Mittelrhein: 8) Wetzlar; 9) Frankfurt; 10) Friedberg; 11) Worms; 12) Speier; V. am Oberrhein: 13) Straßburg (bis 1681, von wo an es an Frankreich fiel, wie die andern elsässischen Reichsstädte); 14) Gengenbach; 15) Offenburg; 16) Zell; VI. in Schwaben: 17) Lindau; 18) Buchhorn; 19) Ueberlingen; 20) Ravensburg; 21) Wangen; 22) Isny; 23) Kempten; 24) Leutkirch; 25) Kaufbeuern; 26) Memmingen; 27) Augsburg; 28) Ulm; 29) Biberach; 30) Buchau; 31) Pfullendorf; 32) Rotweil; 33) Reutlingen; 34) Weil; 35) Eßlingen; 36) Heilbronn;

*) Vergl. Perthes das deutsche Staatsleben vor der Revolution (1847) und Biedermann Deutschland im 18. Jahrhundert I.

**) Vergl. das Verzeichniß derselben aus dem 14. Jahrhundert im 1. Band, S. 196 folg.

37) Wimpfen; 38) Hall; 39) Dinkelsbühl; 40) Nördlingen; 41) Aalen; 42) Gemünd; 43) Giengen; 44) Bopfingen; VII. in Bayern: 45) Regensburg; VIII. in Franken: 46) Nürnberg; 47) Rotenburg an der Tauber; 48) Windsheim; 49) Schweinfurt; 50) Weißenburg; IX. in Thüringen: 51) Mühlhausen; 52) Nordhausen.

Die reichsunmittelbare Ritterschaft in Schwaben, Franken und am Rhein begriff über 1000 Gebiete, die freilich nicht groß waren. Selten hatte eines mehr, als einige Stunden im Umfang, oft weniger. Immerhin aber war die dem Fürstenthum dadurch entzogene Länderstrecke nicht unbedeutend.

Allein diese beiden Bestandtheile des Reichs, aus denen früher ein Neubau desselben hätte hervorgehen können, hatten jetzt ihre Bedeutung vollkommen verloren. Einmal gewannen diejenigen Verhältnisse, welche wir schon früher als ihnen schädlich angedeutet haben, im Laufe des dreißigjährigen Krieges immer mehr Bestand, so namentlich die Veränderung des Kriegswesens. Seitdem das Söldnerwesen eine so ungeheuere Ausdehnung gewonnen hatte, wie im dreißigjährigen Kriege, besonders aber seit der Aufrichtung stehender Heere, die bald darauf allgemein wurden, war es mit der früher staatlichen Bedeutung sowohl der Städte, wie der Ritterschaft vorbei. Schon während des Krieges war die vollkommene Schutzlosigkeit der Städte gegenüber den wilden Soldatenhorden offenbar geworden: und gerade das Bewußtsein der Ohnmacht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, drückte ihnen von nun an das Gepräge staatlicher Unbedeutendheit auf. Es kam aber noch etwas Anderes dazu. Die Städte büßten während des Krieges ihren Wohlstand ein. Die aus früheren Jahrhunderten aufgehäuften Schätze gingen verloren. Nicht nur dem Einzelnen wurden seine Baarschaft, seine Kleinodien genommen; sondern die Gemeinden wurden mit den furchtbarsten Brandschatzungen heimgesucht. Die Schatzkammern wurden geleert, die Zeughäuser ausgeplündert; aber all das reichte nicht hin, um die Unersättlichkeit der Krieger zu stillen: so waren die Städte genöthigt, Schulden zu machen, um die von ihnen geforderten Gelder aufzubringen. Und es war keine Aussicht vorhanden, diesen ungeheueren Ausfall in dem städtischen Vermögen wieder zu decken. Denn, wie schon bemerkt, auch Handel und Gewerbe war zu Grunde gegangen:

die auswärtigen Völker überholten darin während des Kriegs Deutschland bei Weitem: es war uns fast unmöglich geworden, mit ihnen noch zu wetteifern. Auch in dieser Beziehung wurde also unser Volk um mehr als ein Jahrhundert zurückgeworfen: und dies gilt insbesondere von den Reichsstädten, die bisher hauptsächlich die Sitze des Gewerbfleißes gewesen waren. Sie kamen seitdem aus Schulden nicht mehr heraus.

Hatten nun schon die angedeuteten Verhältnisse den Reichsstädten unheilbare Wunden geschlagen, so hinderte die Verkommenheit des Reichs vollends jedes kräftige Wiederaufleben derselben. Das Nämliche gilt von der Reichsritterschaft. Beide Bestandtheile hingen auf das Innigste mit dem Reiche zusammen: von da aus empfingen sie ihr Leben: siechte dieses dahin, so waren auch ihnen die Lebensadern abgeschnitten. Und so tritt dieselbe Erscheinung ein, die wir schon gegen das Ende des Mittelalters wahrgenommen haben, nur in einem viel erhöhteren Maße wie damals. Denn dort schien bald wieder ein neues Leben in den Reichskörper zu kommen, was jetzt ein- für allemal beseitigt war. Die Folge davon war, daß aus Städten und Ritterschaft die eigentliche Lebenskraft verschwand. Um so mehr wurden die überkommenen Formen festgehalten, in ihnen das Wesen des Bürgerthums gesucht, wenn sie sich auch überlebt hatten und das eigentliche Verständniß des Geistes, der sie in's Leben gerufen, längst entschwunden war. Von jetzt an begann das Zunftwesen seinen unerfreulichen Charakter anzunehmen, der Unterschied der Stände wurde weit mehr betont, wie früher, ohne daß ihm jedoch jene politische Triebkraft inwohnte, welche früher die verschiedenen Stände der städtischen Gemeinwesen belebte, und in so vielen Kämpfen sich bethätigt hat.

Vielmehr tritt ein gänzliches Verkommen ihrer inneren Zustände ein. Die Bestrebungen am Anfange des dreißigjährigen Kriegs und wohl auch zu den Zeiten Gustav Adolfs waren die letzten Anstrengungen der demokratischen Partei: nur hie und da, wie 1686 in Hamburg, erfolgt eine vereinzelte, aber verunglückte demokratische Bewegung. Seitdem ergriff die allgemeine Erschlaffung und Gleichgültigkeit am öffentlichen Wesen auch die Bürgerschaften der Städte. Die Verfassungen waren durchgängig aristokratisch, in soferne als der Rath die Bürgerschaft vollkommen beherrschte, ohne sich irgend

einer Aufsicht zu unterwerfen, mochte er nun von patrizischen Geschlechtern besetzt sein oder aus einer Art Wahl hervorgehen. Die größten Veruntreuungen und Verschleuderungen kamen vor. Es wurden Schulden gemacht, ohne daß angegeben wurde, wo das erhobene Geld hingekommen sei. Bei den Umlagen herrschte die größte Parteilichkeit: die Rathsfreunde, die Reichen, die Verwandten der herrschenden Körperschaft blieben verschont, die Armen, die Mittelstände dagegen wurden überbürdet. Und daneben geschah nichts für die allgemeine Wohlfahrt, für das Heben der Gewerbe, des Unterrichts, gemeinnütziger Anstalten. Das Gerichtswesen war gänzlich verdorben: die Richter waren käuflich, parteiisch; es wurden Acten unterschlagen, Geschenke von den Parteien genommen, übermäßige Strafen aus Parteileidenschaften zuerkannt.

Es waren wohl noch in den meisten Reichsstädten Einrichtungen vorhanden, die es der Bürgerschaft gestattet hätten, gegen solches Gebahren ihrer Obrigkeiten aufzutreten. Sie wurden aber nicht oder nur höchst selten angewendet. Einmal, weil überhaupt der frühere kräftige Geist erstorben war, und dann, weil es den Räthen gelang, in die Körperschaften, welche die Gemeinden vertreten sollten, Gevattern oder sonstige abhängige Leute hineinzubringen. Wenn es gar zu arg wurde, schickte wohl der Kaiser Beauftragte in eine Stadt, um Untersuchungen anzustellen, im Ganzen wurde aber dadurch nichts gebessert.

Nicht anders sah es mit den Reichsrittern aus. Seit der Veränderung des Kriegswesens war denselben die eigentliche Unterlage ihrer politischen Bedeutsamkeit entzogen. Da sie nun nicht einmal zu den Reichstagen zugelassen wurden, ein Recht, welches wenigstens die Reichsstädte gerettet hatten, und wo sie in Verbindung mit diesen immerhin noch eine Rolle hätten spielen können, so waren sie zu blos leidenden oder geduldeten Mitgliedern des Reichs herabgesunken: alles unmittelbare thätige Eingreifen in die allgemeine Politik war ihnen abgeschnitten. Da konnte denn nichts anderes eintreten, als was wirklich erfolgte. Die Reichsritterschaft als lebendiges politisches Gemeinwesen verkam ebenfalls. Die Einen, welche in sich den Trieb spürten, auf einer größeren Bühne etwas zu gelten, zogen an die Fürstenhöfe, wo sie entweder als Minister oder als Hofschranzen auftraten. Der größte Theil aber

blieb auf seinen Gütern sitzen, um dort zu verbauern. Da die Reichsritter kleine Souveräne waren, welche die Eigenschaft eines Landesherrn und eines Grundherrn in sich vereinigten, so übten sie über ihre Bauern eine fast schrankenlose Gewalt, die gewöhnlich sehr mißbraucht wurde. Die Bauern wurden mit den härtesten Frohnden gedrückt; für allgemeine gemeinnützige Einrichtungen geschah nichts. Die Dörfer und die Landschaften der Reichsritter kennzeichneten sich daher durch sehr schlechtes Aussehen. Nun hatten sich wohl noch die größeren und kleineren Vereine der Reichsritterschaft erhalten, die Kantone, Kreise, das ritterschaftliche Corpus. Allein wo sollte bei diesem das Leben herkommen, wenn es aus den einzelnen Mitgliedern bereits entflohen war? Die Verwaltung dieser Vereine wurde in der Regel nicht den Würdigsten und den Besten übergeben; allerlei Ränke machten sich bei der Wahl der Vorsteher bemerklich; das Rechnungswesen wurde nicht minder schlecht verwaltet, wie bei den Reichsstädten, nicht zum allgemeinen Besten, sondern zum Vortheil der Einzelnen.

Bei dieser Unbedeutendheit der Reichsstädte und der Reichsritterschaft hatte sich das Fürstenthum vor ihnen nicht mehr zu fürchten.

Nicht, als ob nicht gleichwohl noch Eifersucht vorhanden gewesen wäre: Adel und Reichsstädte haben fortwährend Streitigkeiten mit den Fürsten, wie vor Alters auch: an Processen fehlt es nicht; von beiden Ständen gehen Schriften aus, die das Standesinteresse wahren sollen gegenüber dem Fürstenthum; im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts werden eine Menge juristischer und geschichtlicher Bücher in diesem Sinne geschrieben, so daß, wenn man diese ins Auge faßt, man beinahe versucht sein möchte, zu glauben, es beständen noch die kräftigen Gegensätze und Machtverhältnisse, wie im 14. Jahrhundert. Aber näher besehen war diese Feindseligkeit der Reichsbürger und der Reichsstädte nur eine überlieferte, eine Reliquie aus der alten Zeit, die man, wie andere Einrichtungen, überkommen hatte und die man aus Gewohnheit oder aus Ehrfurcht vor dem Alterthum noch fortführte; eine lebenskräftige, unmittelbar ins Leben eingreifende, die Staatszustände umgestaltende Widersetzung war sie aber nicht: es blieb ein unerquickliches, nichts weniger als anziehendes, kleinliches Gezänke. Kam es irgendwo zu Ernst, so unterlagen die Städte immer. So mußte sich Erfurt 1664 an

Kurmainz ergeben, mit dem es in Händel gekommen war, weil sich die Stadt weigerte, den Kurfürsten in das Kirchengebet einzuschließen. Bremen und Hamburg konnten vor den Angriffen der Dänen und Schweden nur durch die Dazwischenkunft einiger deutschen Fürsten, die ein besonderes Interesse dabei hatten, wie des großen Kurfürsten, gerettet werden.

Gehen wir jetzt zu den Fürstenthümern über.

---

3. Die Fürstenthümer.

I. Niedersachsen.

a. Weltliche Gebiete.

1. Braunschweig-Lüneburg und Wolfenbüttel.

Bei dem Beginn des dreißigjährigen Krieges gab es in den braunschweigischen Landen zwei Linien: 1) das mittlere Haus Braunschweig; 2) das mittlere Haus Lüneburg. Zu jenem gehörten der Herzog Friedrich Ulrich und Christian, der Administrator in Halberstadt, der bekannte Haudegen. Er starb, wie wir gesehen, schon 1626, und sein Bruder Friedrich Ulrich, der regierende Herzog, folgte ihm im Jahre 1634 nach, ohne Kinder zu hinterlassen. Seine Länder fielen nun an die zweite Linie. Diese Linie oder das mittlere Haus Lüneburg bestand damals aus zwei Zweigen, aus dem dannenbergischen und aus dem zellischen. Zu letzterem gehörte der Herzog Georg, der im dreißigjährigen Kriege eine Rolle spielte. Beide Zweige theilten sich nun nach mannigfachen Streitigkeiten in die Besitzungen des ausgestorbenen mittleren Hauses Braunschweig und gründeten zwei neue Häuser. Nämlich aus der dannenbergischen Linie, welche Wolfenbüttel und Grubenhagen — das sie jedoch später wieder abtreten mußte — in Besitz nahm, ging das neue Haus Braunschweig-Wolfenbüttel hervor, und aus der zellischen, welche Calenberg erbte, das neue Haus Lüneburg oder Hannover.

Was nun zunächſt Braunſchweig-Wolfenbüttel betrifft, ſo waren die Regenten folgende: Auguſt, geb. 1579, geſt. 1666, zuerſt Domherr in Hildesheim und Straßburg, wiſſenſchaftlich gebildet, vorzüglicher Erweiterer der Bibliothek in Wolfenbüttel. Ihm folgte ſein Sohn Rudolf Auguſt, geſtorben 1704. Er bezwang 1671 die Stadt Braunſchweig, gründete 1687 die Ritterakademie, und ließ ſich 1702 aus Eiferſucht gegen Hannover in ein Verſtändniß mit Frankreich ein, dem er jedoch zu entſagen gezwungen ward. Da er keine Kinder hatte, ſo folgte ihm ſein prachtliebender und verſchwenderiſcher Bruder Anton Ulrich (—1714), der 1710 zum Katholicismus übertrat; und dieſem ſein Sohn Auguſt Wilhelm (—1731) gleichfalls ohne Kinder, worauf die bevernſche Linie, von Herzog Auguſts jüngſtem Sohne Ferdinand Albrecht, das Land erbte. Ferdinand Albrecht II. ſtarb aber auch ſchon 1735. Darauf folgte ihm ſein Sohn Karl (1735—1780), Begünſtiger der Wiſſenſchaften, Förderer der Univerſität Helmſtädt, Gründer des Collegium Carolinum in Braunſchweig 1745. Der Sohn und Nachfolger desſelben war Karl Wilhelm Ferdinand (1780—1807), der preußiſche General, der ſich im ſiebenjährigen Kriege ausgezeichnet und den verunglückten Feldzug von 1792 in die Champagne geleitet hat.

Die Regenten aus dem neuen Hauſe Lüneburg-Zelle oder Hannover waren folgende: Herzog Georg, ſtarb 1641. Sein Sohn Chriſtian Ludwig (1641—1665) erhielt im weſtphäliſchen Frieden die Abtei Walkenried. Er hatte keine Kinder, wohl aber drei Brüder. Der älteſte nach ihm, Georg Wilhelm (1665—1705) wollte zuerſt das ganze Land für ſich behalten, gerieth nun aber deßhalb mit ſeinem anderen Bruder, Johann Friedrich, in Streit. Beide ſahen ſich nach auswärtiger Hülfe um. Zuletzt wurde der Streit durch Frankreich, Schweden, Köln und Brandenburg dahin ausgeglichen, daß Georg Wilhelm Zelle, Hoya und Diepholz erhielt, Johann Friedrich aber Calenberg, Göttingen und Grubenhagen. Georg Wilhelm erwarb auch 1689 Sachſen-Lauenburg, jedoch nicht ohne Weiterungen, da auch Kurſachſen, Brandenburg und Mecklenburg Anſprüche darauf machten. Doch dem kurſächſiſchen Hauſe kaufte er ſeine Anſprüche um 1,100,000 Gulden ab. Sein Bruder Johann Friedrich, der 1651 katholiſch geworden war

und eine andere auswärtige Staatskunst befolgte, wie Georg Wilhelm — der letztere schloß sich an den Kaiser an, während Johann Friedrich an Frankreich und Schweden — starb schon 1679, ohne Kinder zu hinterlassen, und es folgte ihm nun der jüngste Bruder, Ernst August, der bisher protestantischer Bischof von Osnabrück gewesen. Auch Ernst August (—1698) stand Anfangs im Bunde mit Frankreich, trat aber 1675 wieder auf die Seite von Kaiser und Reich, und ist seitdem ein eifriger Anhänger des österreichischen Hauses geblieben. Er verlegte seine Residenz von Iburg nach Hannover, weßhalb von nun an das Herzogthum Lüneburg diesen Namen erhielt, führte das Erstgeburtsrecht in seinem Hause ein, spielte in den Kriegen gegen Ludwig XIV. von Frankreich eine nicht unbedeutende Rolle und erlangte wegen der vielen Verdienste, die er sich dabei um das Haus Oesterreich erworben, im Jahre 1692 die Kurwürde, die jedoch erst seit dem Frieden von Utrecht allgemein anerkannt ward. Er war vermählt mit Sophie (starb 1714), einer Tochter Friedrichs V. von der Pfalz, des Winterkönigs, und der englischen Elisabeth. Aus dieser Ehe ging Georg Ludwig hervor (1698—1727), welcher nach dem kinderlosen Tode Georg Wilhelms (1705) auch Lüneburg-Zelle erbte, und somit alle lüneburgischen Lande wieder vereinigte. Er erwarb aber auch noch Bremen und Verden (1715) von Dänemark, welches diese Länder den Schweden abgenommen hatte, und diese Erwerbung wurde im Frieden mit Schweden bestätigt (1719). Im Jahr 1714 bestieg er den Thron von Großbritannien, als der Sohn der englischen Elisabeth. Ihm folgte sein Sohn Georg August, als König von Großbritannien Georg II. (1727—1760). Er ist der Gründer der Universität in Göttingen, der Georgia Augusta, im Jahr 1737. Georg III. (von 1760—1826.)

2. Holstein und Dänemark.

Schleswig-Holstein und Dänemark gehörten, wie wir gesehen, derselben Familie an. Allein die zwei Söhne Friedrichs V. (starb 1533), Christian III. und Adolf bildeten zwei Linien, die königliche und die Holstein-Gottorpische.

Was zuerst die königliche Familie betrifft, so starb der Stifter derselben, Christian III., im Jahre 1559. Er führte die Re-

formation in Dänemark ein, und hinterließ mehrere Söhne, wovon jedoch nur zwei das Geschlecht fortsetzten, nämlich: Friedrich II., welcher die königliche Linie fortpflanzte, und Johann den Jüngeren, den Stammvater der sonderburgischen Linie.

Friedrich II., der Fortpflanzer der königlichen Linie, starb 1588. Dessen Sohn Christian IV. mischte sich in den dreißigjährigen Krieg und starb 1648. Es folgte dann immer der Sohn auf den Vater: Friedrich III. (1648—1670); Christian V. (—1699); Friedrich IV. (—1730); Christian VI. (—1746); Ludwig V. (—1766); Christian VII. (—1808.)

Johann der Jüngere, der Stammvater der sonderburgischen Linie, starb 1622. Dieser hinterließ vier Söhne, welche vier besondere Linien gründeten. 1) Alexander (starb 1627) gründete die sonderburgische Linie. Ihr gehörte die südliche Hälfte der Insel Alsen in der Ostsee oder Stadt und Amt Sonderburg; 2) Friedrich (starb 1658) gründete die norburgische Linie. Ihr gehörte der Nordantheil der Insel Alsen. Dieser fiel 1669 Schulden halber wieder an das königliche Haus zurück. 1722 starb die Linie ganz aus; 3) Philipp (starb 1663) gründete die glücksburgische Linie. Ihre Besitzungen waren in Angeln, an dem flensburgischen Meerbusen und umfaßten einen großen Theil von Sundewit. Die Linie erlosch 1779; 4) Ernst (starb 1671) gründete die plönische Linie, welche 1761 erlosch. Was nun insbesondere die sonderburgische Linie betrifft, so hinterließ ihr Stifter Alexander drei Söhne, welche wieder drei besondere Linien gründeten. Nämlich Ernst Günther (starb 1689) stiftete die augustenburgische Linie; August Philipp (starb 1675) die bekkische; Philipp Ludwig (starb 1689) die wiesenburgische. Letztere starb 1761 aus, die beiden andern aber erhielten sich bis auf diesen Tag. Die bekkische erbte 1779 auch Glücksburg.

So viel von der sonderburgischen und königlichen Linie. Wenden wir uns nun zu der Linie Holstein-Gottorp. Der Stifter derselben Adolf starb 1586. Er bekam die Herzogthümer Schleswig-Holstein nicht ganz, sondern es wurde zwischen ihm und seinem Bruder, dem König Christian III., dergestalt getheilt, daß die dänischen und gottorpischen Antheile in einander hineinliefen. 1556 wurde auch Dithmarsen unterworfen. Es folgte dann der Sohn

und eine andere auswärtige Staatskunst befolgte, wie Georg Wilhelm — der letztere schloß sich an den Kaiser an, während Johann Friedrich an Frankreich und Schweden — starb schon 1679, ohne Kinder zu hinterlassen, und es folgte ihm nun der jüngste Bruder, Ernst August, der bisher protestantischer Bischof von Osnabrück gewesen. Auch Ernst August (—1698) stand Anfangs im Bunde mit Frankreich, trat aber 1675 wieder auf die Seite von Kaiser und Reich, und ist seitdem ein eifriger Anhänger des österreichischen Hauses geblieben. Er verlegte seine Residenz von Iburg nach Hannover, weßhalb von nun an das Herzogthum Lüneburg diesen Namen erhielt, führte das Erstgeburtsrecht in seinem Hause ein, spielte in den Kriegen gegen Ludwig XIV. von Frankreich eine nicht unbedeutende Rolle und erlangte wegen der vielen Verdienste, die er sich dabei um das Haus Oesterreich erworben, im Jahre 1692 die Kurwürde, die jedoch erst seit dem Frieden von Utrecht allgemein anerkannt ward. Er war vermählt mit Sophie (starb 1714), einer Tochter Friedrichs V. von der Pfalz, des Winterkönigs, und der englischen Elisabeth. Aus dieser Ehe ging Georg Ludwig hervor (1698—1727), welcher nach dem kinderlosen Tode Georg Wilhelms (1705) auch Lüneburg-Zelle erbte, und somit alle lüneburgischen Lande wieder vereinigte. Er erwarb aber auch noch Bremen und Verden (1715) von Dänemark, welches diese Länder den Schweden abgenommen hatte, und diese Erwerbung wurde im Frieden mit Schweden bestätigt (1719). Im Jahr 1714 bestieg er den Thron von Großbritannien, als der Sohn der englischen Elisabeth. Ihm folgte sein Sohn Georg August, als König von Großbritannien Georg II. (1727—1760). Er ist der Gründer der Universität in Göttingen, der Georgia Augusta, im Jahr 1737. Georg III. (von 1760—1826.)

2. Holstein und Dänemark.

Schleswig-Holstein und Dänemark gehörten, wie wir gesehen, derselben Familie an. Allein die zwei Söhne Friedrichs V. (starb 1533), Christian III. und Adolf bildeten zwei Linien, die königliche und die Holstein-Gottorpische.

Was zuerst die königliche Familie betrifft, so starb der Stifter derselben, Christian III., im Jahre 1559. Er führte die Re-

formation in Dänemark ein, und hinterließ mehrere Söhne, wovon jedoch nur zwei das Geschlecht fortsetzten, nämlich: Friedrich II., welcher die königliche Linie fortpflanzte, und Johann den Jüngeren, den Stammvater der sonderburgischen Linie.

Friedrich II., der Fortpflanzer der königlichen Linie, starb 1588. Dessen Sohn Christian IV. mischte sich in den dreißigjährigen Krieg und starb 1648. Es folgte dann immer der Sohn auf den Vater: Friedrich III. (1648—1670); Christian V. (—1699); Friedrich IV. (—1730); Christian VI. (—1746); Ludwig V. (—1766); Christian VII. (—1808.)

Johann der Jüngere, der Stammvater der sonderburgischen Linie, starb 1622. Dieser hinterließ vier Söhne, welche vier besondere Linien gründeten. 1) Alexander (starb 1627) gründete die sonderburgische Linie. Ihr gehörte die südliche Hälfte der Insel Alsen in der Ostsee oder Stadt und Amt Sonderburg; 2) Friedrich (starb 1658) gründete die norburgische Linie. Ihr gehörte der Nordantheil der Insel Alsen. Dieser fiel 1669 Schulden halber wieder an das königliche Haus zurück. 1722 starb die Linie ganz aus; 3) Philipp (starb 1663) gründete die glücksburgische Linie. Ihre Besitzungen waren in Angeln, an dem flensburgischen Meerbusen und umfaßten einen großen Theil von Sundewit. Die Linie erlosch 1779; 4) Ernst (starb 1671) gründete die plönische Linie, welche 1761 erlosch. Was nun insbesondere die sonderburgische Linie betrifft, so hinterließ ihr Stifter Alexander drei Söhne, welche wieder drei besondere Linien gründeten. Nämlich Ernst Günther (starb 1689) stiftete die augustenburgische Linie; August Philipp (starb 1675) die bekkische; Philipp Ludwig (starb 1689) die wiesenburgische. Letztere starb 1761 aus, die beiden andern aber erhielten sich bis auf diesen Tag. Die bekkische erbte 1779 auch Glücksburg.

So viel von der sonderburgischen und königlichen Linie. Wenden wir uns nun zu der Linie Holstein-Gottorp. Der Stifter derselben Adolf starb 1586. Er bekam die Herzogthümer Schleswig-Holstein nicht ganz, sondern es wurde zwischen ihm und seinem Bruder, dem König Christian III., dergestalt getheilt, daß die dänischen und gottorpischen Antheile in einander hineinliefen. 1556 wurde auch Dithmarsen unterworfen. Es folgte dann der Sohn

Münster, Osnabrück, Paderborn und die Abtei Corvey. Nur war bei Osnabrück bestimmt worden, daß immer der andere Bischof aus dem braunschweigischen Hause genommen werden mußte.

III. Niederlande.

a. Weltliche Gebiete.

Die nördlichen Niederlande oder die Republik der vereinigten Niederlande (Geldern, Holland, Seeland, Utrecht, Friesland, Overyssel, Gröningen), gewöhnlich Holland oder die Generalstaaten genannt, die sich, wie wir gesehen, von Spanien frei gemacht, wurden im westphälischen Frieden förmlich aus dem Reichsverbande entlassen.

Die südlichen oder spanischen Niederlande aber wurden als noch zum Reichsverbande gehörig angenommen. Durch den utrechter und rastadter Frieden (1714) kamen sie an das Haus Oesterreich zurück, und blieben bei demselben bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Sie bestanden aus zehn Provinzen: Artois, Flandern, Hennegau, Namür, Luxemburg, Limburg, Obergeldern, Brabant, Antwerpen, Mecheln.

b. Geistliche Gebiete.

Das Bisthum Utrecht wurde natürlich im protestantischen Holland aufgehoben. Dagegen bestand im südlichen Theil das Bisthum Lüttich fort, sehr reich, mit einem mächtigen Adel und starken Domkapitel. Sodann ist auch die Abtei Stablo zu erwähnen.

IV. Niederrhein.

a. Weltliche Gebiete.

Die jülich-clevischen Lande hatten seit dem Tode des letzten Herzogs (1609) zu großen Zerwürfnissen Veranlassung gegeben *). Wir haben gesehen, wie Pfalzneuburg und Brandenburg sich in den Besitz der Lande setzten, und zwar dergestalt, daß Pfalzneuburg Jülich und Berg, Brandenburg dagegen Cleve, Mark, Ravensburg in Besitz nahm. Beide kamen aber mit einander in Streit, und

*) Vergl. Bd. II. (IV.) S. 477.

dieser zog sich durch den dreißigjährigen Krieg hindurch. Pfalzneuburg wurde durch die Spanier, Brandenburg durch die Holländer unterstützt. Auch der westphälische Friede beendigte diesen Streit nicht völlig: erst 1666 wurde er dahin beigelegt, daß die beiden Häuser im Besitze der bereits inne habenden Länder blieben. Da Pfalzneuburg im Jahre 1690 das Kurfürstenthum Pfalz erbte, so kam hiermit Jülich und Berg an Kurpfalz.

Ferner sind die Grafschaften Virneburg, Blankenheim, das Herzogthum Ahremberg (seit 1576), die Grafschaft Gimborn (Schwarzenberg) zu erwähnen.

b. Geistliche Gebiete.

Unter den geistlichen Gebieten behauptete sich das Kurfürstenthum Köln in der früheren Ausdehnung. Die Kurfürsten waren bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts aus dem Hause Baiern: so Ferdinand (1612—1650); Max Heinrich (—1688); Joseph Clemens (—1723); Clemens August (—1761). Nicht selten waren sie auch noch Bischöfe benachbarter Stifte, so namentlich von Lüttich und von Münster.

V. Mittelrhein.

a. Weltliche Gebiete.

1. Das pfälzische Haus.

Der unglückliche Pfalzgraf Friedrich V., der König von Böhmen, starb 1632. Er hatte mehrere Söhne und Töchter hinterlassen. Die eine Tochter Sophie heirathete Ernst August von Hannover und ist die Stammmutter der jetzigen Könige von Großbritannien. Da nach dem westphälischen Frieden die Kurpfalz wieder an das Geschlecht Friedrichs V. zurückfiel, so ergriff sein ältester Sohn Karl Ludwig (1648—1680) die Regierung. Er war freisinnig, namentlich ein Beschützer der Wissenschaften, suchte die Hochschule in Heidelberg wieder emporzubringen. Ihm folgte sein Sohn Karl, der aber schon im Jahr 1685 starb, ohne Kinder zu hinterlassen. Dieser Todesfall gab zu dem Mordkrieg Ludwigs XIV. Veranlassung, indem dieser für Charlotte Elisabeth, Tochter Karl Ludwigs und Gemahlin von Ludwigs XIV. Bruder, Philipp von Orleans, einen Theil der Pfalz in Anspruch nahm.

auf den Vater: Johann Adolf (starb 1616); Friedrich III., der Große (starb 1659), welcher das Erstgeburtsrecht einführte; Christian Albert, von 1655—1666 Bischof von Lübeck (starb 1694). Die Herzoge von Holstein-Gottorp lagen in beständigem Streite mit den Königen von Dänemark, und schlossen sich in der Regel an die Feinde derselben, namentlich an Schweden an. In dem röthschilder Frieden (1658) erlangten sie die Souveränität des Herzogthums Schleswig, waren dann aber gegen Dänemark unglücklich, wurden aus dem Lande vertrieben und gelangten erst 1689 durch den Vergleich von Altona wieder in den Besitz desselben. In die Unruhen zur Zeit Karls XII. von Schweden wurden sie natürlich auch wieder verwickelt: im Frieden von 1720 mußten sie ihren Antheil an Schleswig Dänemark überlassen. Dagegen eröffnete sich ihnen die Aussicht auf zwei Throne, auf den russischen und auf den schwedischen. Christian Albert hinterließ zwei Söhne, Friedrich IV. (1694—1702) und Christian August (1726). Der ältere dieser Brüder, Friedrich IV., war der regierende Herzog. Er hinterließ einen Sohn Karl (starb 1739), welcher sich mit Anna, der Tochter Peters des Großen von Rußland, vermählte. In dieser Ehe wurde Karl Peter Ulrich erzeugt (starb 1762), welcher nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth den russischen Thron bestieg. Seine Gemahlin war Katharina II. Der zweite Sohn Christian Alberts, Christian August, war Bischof von Lübeck, und hinterließ drei Söhne. Der älteste, Adolf Friedrich, durch seine Mutter Albertine von der Schwester Gustav Adolfs Katharine abstammend, wurde 1751 König von Schweden (starb 1771). Der zweite Friedrich August, 1750 Bischof von Lübeck, erhielt 1774 Oldenburg und wurde dadurch der Stifter des Hauses Holstein-Oldenburg. Das Geschlecht der Grafen von Oldenburg war nämlich 1667 mit Anton Günther ausgestorben. Oldenburg fiel nun an Dänemark und Holstein-Gottorp, welche bis 1676 das Land gemeinschaftlich regierten, dann Dänemark allein. Die Kaiserin Katharina II. verglich sich endlich (1773) mit Dänemark dahin, daß sie Holstein-Gottorp an Dänemark abtrat, während Dänemark auf Oldenburg verzichtete — zu Gunsten Holstein-Gottorps. Oldenburg überließ nun Kaiser Paul, Katharinas II. Sohn, 1774, dem jüngern Ast seines Hauses, eben jenem Friedrich August (starb 1785). Sein

Sohn Wilhelm Peter Friedrich, blödsinnig, dankte 1788 ab zu Gunsten des jüngsten Astes des Hauses, des fürstlich-lübeckischen. Der dritte Sohn Christian Alberts nämlich, Georg Ludwig (starb 1763) ist der Stifter der fürstlich-lübeckischen Linie und der Stammvater der heutigen Herzoge von Oldenburg.

b. Geistliche Gebiete.

Von den geistlichen Gebieten gingen ein das Erzstift Bremen und das Stift Verden, welche im westphälischen Frieden an Schweden gekommen waren, seit 1715 aber an Hannover. Lübeck blieb zwar Bisthum, kam aber an Holstein-Gottorp, Halberstadt an Brandenburg. Quedlinburg war ein lutherisches Damenstift geworden, und stand unter dem Schutze von Kursachsen, von welchem 1697 die Schutzherrlichkeit an Brandenburg abgetreten wurde. Es blieb also nur noch das Bisthum Hildesheim übrig, mit katholischem Bischof und Domkapitel, aber meist protestantischer Einwohnerschaft.

II. Westphalen.

a. Weltliche Gebiete.

Ueber die Grafschaft Oldenburg haben wir bereits bei Holstein-Gottorp berichtet. Hoya und Diepholz kamen an das Haus Braunschweig; Ravensburg, Tecklenburg, Lingen an Brandenburg, Schaumburg theilweise an Hessen-Kassel, theilweise an Lippe. Die Grafschaft Dortmund war in das Gebiet der Reichsstadt gleichen Namens aufgegangen. Von bedeutenderen Grafschaften ist also nur noch Lippe und Bentheim übrig geblieben. Ostfriesland war früher republikanisch regiert. Später wußte ein gräfliches Geschlecht die Landeshoheit zu erlangen: dies ließ sich 1654 in den Fürstenstand erheben, starb aber 1744 aus. Darauf kam das Land an Preußen.

b. Geistliche Gebiete.

Die geistlichen Fürstenthümer hatten sich außer dem Bisthum Minden, welches durch den westphälischen Frieden als weltliches Fürstenthum an Brandenburg kam, alle behauptet: also die Landstriche, welche zum Erzstift Köln gehörten, ferner die Bisthümer

auf den Vater: Johann Adolf (starb 1616); Friedrich III., der Große (starb 1659), welcher das Erstgeburtsrecht einführte; Christian Albert, von 1655—1666 Bischof von Lübeck (starb 1694). Die Herzoge von Holstein-Gottorp lagen in beständigem Streite mit den Königen von Dänemark, und schlossen sich in der Regel an die Feinde derselben, namentlich an Schweden an. In dem röthschilder Frieden (1658) erlangten sie die Souveränität des Herzogthums Schleswig, waren dann aber gegen Dänemark unglücklich, wurden aus dem Lande vertrieben und gelangten erst 1689 durch den Vergleich von Altona wieder in den Besitz desselben. In die Unruhen zur Zeit Karls XII. von Schweden wurden sie natürlich auch wieder verwickelt: im Frieden von 1720 mußten sie ihren Antheil an Schleswig Dänemark überlassen. Dagegen eröffnete sich ihnen die Aussicht auf zwei Throne, auf den russischen und auf den schwedischen. Christian Albert hinterließ zwei Söhne, Friedrich IV. (1694—1702) und Christian August (1726). Der ältere dieser Brüder, Friedrich IV., war der regierende Herzog. Er hinterließ einen Sohn Karl (starb 1739), welcher sich mit Anna, der Tochter Peters des Großen von Rußland, vermählte. In dieser Ehe wurde Karl Peter Ulrich erzeugt (starb 1762), welcher nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth den russischen Thron bestieg. Seine Gemahlin war Katharina II. Der zweite Sohn Christian Alberts, Christian August, war Bischof von Lübeck, und hinterließ drei Söhne. Der älteste, Adolf Friedrich, durch seine Mutter Albertine von der Schwester Gustav Adolfs Katharine abstammend, wurde 1751 König von Schweden (starb 1771). Der zweite Friedrich August, 1750 Bischof von Lübeck, erhielt 1774 Oldenburg und wurde dadurch der Stifter des Hauses Holstein-Oldenburg. Das Geschlecht der Grafen von Oldenburg war nämlich 1667 mit Anton Günther ausgestorben. Oldenburg fiel nun an Dänemark und Holstein-Gottorp, welche bis 1676 das Land gemeinschaftlich regierten, dann Dänemark allein. Die Kaiserin Katharina II. verglich sich endlich (1773) mit Dänemark dahin, daß sie Holstein-Gottorp an Dänemark abtrat, während Dänemark auf Oldenburg verzichtete — zu Gunsten Holstein-Gottorps. Oldenburg überließ nun Kaiser Paul, Katharinas II. Sohn, 1774, dem jüngern Ast seines Hauses, eben jenem Friedrich August (starb 1785). Sein

Sohn Wilhelm Peter Friedrich, blödsinnig, dankte 1788 ab zu Gunsten des jüngsten Astes des Hauses, des fürstlich-lübeckischen. Der dritte Sohn Christian Alberts nämlich, Georg Ludwig (starb 1763) ist der Stifter der fürstlich-lübeckischen Linie und der Stammvater der heutigen Herzoge von Oldenburg.

b. Geistliche Gebiete.

Von den geistlichen Gebieten gingen ein das Erzstift Bremen und das Stift Verden, welche im westphälischen Frieden an Schweden gekommen waren, seit 1715 aber an Hannover. Lübeck blieb zwar Bisthum, kam aber an Holstein-Gottorp, Halberstadt an Brandenburg. Quedlinburg war ein lutherisches Damenstift geworden, und stand unter dem Schutze von Kursachsen, von welchem 1697 die Schutzherrlichkeit an Brandenburg abgetreten wurde. Es blieb also nur noch das Bisthum Hildesheim übrig, mit katholischem Bischof und Domkapitel, aber meist protestantischer Einwohnerschaft.

II. Westphalen.

a. Weltliche Gebiete.

Ueber die Grafschaft Oldenburg haben wir bereits bei Holstein-Gottorp berichtet. Hoya und Diepholz kamen an das Haus Braunschweig; Ravensburg, Tecklenburg, Lingen an Brandenburg, Schaumburg theilweise an Hessen-Kassel, theilweise an Lippe. Die Grafschaft Dortmund war in das Gebiet der Reichsstadt gleichen Namens aufgegangen. Von bedeutenderen Grafschaften ist also nur noch Lippe und Bentheim übrig geblieben. Ostfriesland war früher republikanisch regiert. Später wußte ein gräfliches Geschlecht die Landeshoheit zu erlangen: dies ließ sich 1654 in den Fürstenstand erheben, starb aber 1744 aus. Darauf kam das Land an Preußen.

b. Geistliche Gebiete.

Die geistlichen Fürstenthümer hatten sich außer dem Bisthum Minden, welches durch den westphälischen Frieden als weltliches Fürstenthum an Brandenburg kam, alle behauptet: also die Landstriche, welche zum Erzstift Köln gehörten, ferner die Bisthümer

Münster, Osnabrück, Paderborn und die Abtei Corvey. Nur war bei Osnabrück bestimmt worden, daß immer der andere Bischof aus dem braunschweigischen Hause genommen werden mußte.

III. Niederlande.

a. Weltliche Gebiete.

Die nördlichen Niederlande oder die Republik der vereinigten Niederlande (Geldern, Holland, Seeland, Utrecht, Friesland, Overyssel, Gröningen), gewöhnlich Holland oder die Generalstaaten genannt, die sich, wie wir gesehen, von Spanien frei gemacht, wurden im westphälischen Frieden förmlich aus dem Reichsverbande entlassen.

Die südlichen oder spanischen Niederlande aber wurden als noch zum Reichsverbande gehörig angenommen. Durch den utrechter und rastadter Frieden (1714) kamen sie an das Haus Oesterreich zurück, und blieben bei demselben bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Sie bestanden aus zehn Provinzen: Artois, Flandern, Hennegau, Namür, Luxemburg, Limburg, Obergeldern, Brabant, Antwerpen, Mecheln.

b. Geistliche Gebiete.

Das Bisthum Utrecht wurde natürlich im protestantischen Holland aufgehoben. Dagegen bestand im südlichen Theil das Bisthum Lüttich fort, sehr reich, mit einem mächtigen Adel und starken Domkapitel. Sodann ist auch die Abtei Stablo zu erwähnen.

IV. Niederrhein.

a. Weltliche Gebiete.

Die jülich-cleviſchen Lande hatten seit dem Tode des letzten Herzogs (1609) zu großen Zerwürfnissen Veranlassung gegeben *). Wir haben gesehen, wie Pfalzneuburg und Brandenburg sich in den Besitz der Lande setzten, und zwar dergestalt, daß Pfalzneuburg Jülich und Berg, Brandenburg dagegen Cleve, Mark, Ravensburg in Besitz nahm. Beide kamen aber mit einander in Streit, und

*) Vergl. Bd. II. (IV.) S. 477.

dieser zog sich durch den dreißigjährigen Krieg hindurch. Pfalzneuburg wurde durch die Spanier, Brandenburg durch die Holländer unterstützt. Auch der westphälische Friede beendigte diesen Streit nicht völlig: erst 1666 wurde er dahin beigelegt, daß die beiden Häuser im Besitze der bereits inne habenden Länder blieben. Da Pfalzneuburg im Jahre 1690 das Kurfürstenthum Pfalz erbte, so kam hiermit Jülich und Berg an Kurpfalz.

Ferner sind die Grafschaften Virneburg, Blankenheim, das Herzogthum Ahremberg (seit 1576), die Grafschaft Gimborn (Schwarzenberg) zu erwähnen.

b. Geistliche Gebiete.

Unter den geistlichen Gebieten behauptete sich das Kurfürstenthum Köln in der früheren Ausdehnung. Die Kurfürsten waren bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts aus dem Hause Baiern: so Ferdinand (1612—1650); Max Heinrich (—1688); Joseph Clemens (—1723); Clemens August (—1761). Nicht selten waren sie auch noch Bischöfe benachbarter Stifte, so namentlich von Lüttich und von Münster.

V. Mittelrhein.

a. Weltliche Gebiete.

1. Das pfälzische Haus.

Der unglückliche Pfalzgraf Friedrich V., der König von Böhmen, starb 1632. Er hatte mehrere Söhne und Töchter hinterlassen. Die eine Tochter Sophie heirathete Ernst August von Hannover und ist die Stammmutter der jetzigen Könige von Großbritannien. Da nach dem westphälischen Frieden die Kurpfalz wieder an das Geschlecht Friedrichs V. zurückfiel, so ergriff sein ältester Sohn Karl Ludwig (1648—1680) die Regierung. Er war freisinnig, namentlich ein Beschützer der Wissenschaften, suchte die Hochschule in Heidelberg wieder emporzubringen. Ihm folgte sein Sohn Karl, der aber schon im Jahr 1685 starb, ohne Kinder zu hinterlassen. Dieser Todesfall gab zu dem Mordkrieg Ludwigs XIV. Veranlassung, indem dieser für Charlotte Elisabeth, Tochter Karl Ludwigs und Gemahlin von Ludwigs XIV. Bruder, Philipp von Orleans, einen Theil der Pfalz in Anspruch nahm.

erlangte für Baiern die Kurwürde, die ihm auch im westphälischen Frieden verblieb, und die Oberpfalz, mit Ausnahme von Neuburg und Sulzbach. Er starb 1651. Ihm folgte sein Sohn Ferdinand Maria (—1679), und diesem Maximilian Emanuel (—1726). Er stand anfangs gut mit Oesterreich, half 1683 Wien entsetzen, nahm 1686 Ofen ein und 1688 Belgrad. In dem spanischen Erbfolgekrieg verband er sich mit den Franzosen, verlor 1704 gegen Marlborough die Schlacht am Schellenberge und die bei Höchstädt gegen Eugen von Savoyen und Marlborough, wurde 1706 in die Reichsacht gethan, verlor alle seine Länder, die von den Oesterreichern besetzt wurden, gegen welche 1705 von den Bauern bei Sendling vergebens ein Aufstand versucht wurde. Durch den Frieden zu Rastatt 1714 kam er aber wieder in den Besitz seiner Länder und Würden. Ihm folgte sein Sohn Karl Albert (—1745), der in dem österreichischen Erbfolgekriege eine Hauptrolle spielte, und 1740 Kaiser wurde. Sein Sohn Maximilian Joseph, ein freisinniger Fürst, Stifter der münchener Akademie der Wissenschaften, starb 1777, ohne Kinder zu hinterlassen. Mit ihm erlosch die ganze Linie, und es folgte sodann Karl Theodor von der Pfalz.

b. Geistliche Gebiete.

Die Bisthümer Freising, Regensburg, Passau blieben, wurden jedoch meistens mit baierischen Prinzen besetzt; ebenso das Erzbisthum Salzburg und die Probstei Berchtesgaden.

X. Franken.

a. Weltliche Gebiete.

1. Die markgräflich brandenburgischen Lande.

Die fränkischen Markgrafschaften Kulmbach und Ansbach fielen im Jahre 1603 *) an die kurfürstliche Linie des Hauses Hohenzollern zurück. Aber es wurden sofort zwei jüngere Söhne des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg (starb 1598), nämlich Christian und Joachim Ernst wieder damit ausgestattet. Christian war der Gründer der Linie Baireuth, Joachim Ernst der Linie Ansbach.

*) Siehe Bd. II. (IV.) S. 85.

Was zunächst die baireuther Linie betrifft, so regierte Christian von 1603—1655. Er machte also den ganzen dreißigjährigen Krieg mit. Er verlegte die Residenz von der Festung Plassenburg nach Baireuth und bestimmte diese Stadt zum Sitz der Regierung. Im dreißigjährigen Krieg nahm er die Partei der Schweden, nach der Schlacht bei Nördlingen verlor er seine Lande, erhielt sie aber wieder, als er dem prager Frieden beitrat (1635). Ihm folgte sein Enkel Christian Ernst (—1712), vorderhand unter der Vormundschaft von Ansbach und dem großen Kurfürsten. Er hat an den Reichskriegen jener Zeit einen sehr thätigen Antheil genommen: er war in den Jahren 1676 bis 1679 Befehlshaber der Reichsarmee, 1683 beim Entsatz von Wien, im spanischen Erbfolgekriege nach dem Tode Ludwigs von Baden wiederum General der Reichsarmee. Doch nicht sehr glücklich. Entschiedene Verdienste hat er sich um sein Land erworben durch die Förderung der Künste des Friedens. Ihm folgte sein Sohn Georg Wilhelm (—1726), prachtliebend und verschwenderisch, Stifter des rothen Adlerordens, Gründer der Eremitage in Baireuth. Er hatte keine Kinder, es folgte ihm daher sein Vetter Georg Friedrich Karl (—1735), das Gegentheil von der vorigen Regierung, äußerst sparsam, aber gewaltthätig. Sein Sohn Friedrich (1735—1763), Gemahl der preußischen Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, Schwester Friedrichs II., führte wieder mehr als königliche Pracht am Hofe ein, hatte eine große Liebhaberei für Bauten, mit denen er Baireuth verschönerte, war Gründer der Universität Erlangen (1743), und einer Maler- und Bildhauerakademie in Baireuth. Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, folgte ihm sein Oheim Friedrich Christian. Nach seinem kinderlosen Tode (1769) fiel Baireuth an die ansbachische Linie.

Die ansbachische Linie wurde gegründet von Joachim Ernst (1603—1625), der in der Geschichte der Union und der ersten Zeiten des dreißigjährigen Krieges eine bedeutende Rolle spielte. Ihm folgten nach einander seine zwei Söhne Friedrich (starb 1634) und Albrecht (starb 1667). Dieser trat dem prager Frieden bei und suchte die Wunden, die der Krieg dem Lande geschlagen, zu heilen. Dieselbe Richtung verfolgte sein Sohn Johann Friedrich (1667—1686), welcher gleich seinem Vetter in Baireuth und dem

Kurfürsten von Brandenburg die französischen Reformirten, die in Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes auswanderten, in seinem Lande aufnahm. Ihm folgten nach einander seine drei Söhne Christian Albrecht (—1692); Georg Friedrich (—1703), Wilhelm Friedrich (—1723). Darauf kam zur Regierung des letzteren Sohn Karl Wilhelm Friedrich (—1757), ein äußerst verschwenderischer, prachtliebender und gewaltthätiger Fürst, Erbauer des neuen Schlosses von Ansbach, Stifter des Gymnasiums daselbst (1736). Sein Sohn Christian Friedrich Karl Alexander (—1752) erbte Baireuth. Es ist derselbe, der den Engländern gegen die Amerikaner Truppen verkaufte.

2. Die Grafschaften.

Es bestanden noch: 1) die Grafen von Hohenlohe, seit 1744 in den Reichsfürstenstand erhoben, in eine Menge von Linien getheilt. Die Hauptlinien waren: a. Hohenlohe-Langenburg, b. Hohenlohe-Neuenstein, c. Hohenlohe-Waldenburg (Bartenstein und Schillingsfürst); 2) die Grafen von Pappenheim, die wir bereits bei Schwaben erwähnt haben; 3) die Grafen von Erbach; 4) die Grafen von Löwenstein-Werthheim, 1710 in den Reichsfürstenstand erhoben; 5) die Grafen von Castell; 6) die Grafen von Schwarzenberg, seit 1670 in den Reichsfürstenstand erhoben, seit 1689 Besitzer des Kletgaues in Schwaben, außerdem in den Niederlanden, am Rhein, in Steyermark und Böhmen begütert; 7) die Grafen von Nostiz-Rieneck; 8) die Grafen von Pückler-Limburg; 9) die Grafen von Schönborn, seit 1671 in den Reichsgrafenstand erhoben.

b. Geistliche Gebiete.

Sie haben sich trotz vielerlei Anfechtungen alle erhalten, nämlich die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Eichstädt, das kurfürstlich-mainzische Gebiet, ferner die Abtei Fulda, seit 1752 Hochstift, endlich das Gebiet des deutschen Ordens in und um Mergentheim.

XI. Hessen.

a. Weltliche Gebiete.

1. Das hessische Haus.

Die Söhne Philipps des Großmüthigen, Wilhelm IV. und Georg I. gründeten zwei Linien, die von Hessen-Kassel und die von Hessen-Darmstadt.

Der Gründer der Linie Hessen-Kassel, Wilhelm IV., starb im Jahre 1592. Ihm folgte sein Sohn Moritz, der in den Zeiten der Union und des dreißigjährigen Krieges eine Rolle spielte und 1627 abdanken mußte. Seine zwei Söhne gründeten zwei Linien: der jüngere, Ernst (starb 1693) die Linie Rheinfels-Rotenburg; der ältere, Wilhelm V., die Hauptlinie. Er führte das Erstgeburtsrecht in Kassel ein, nahm bedeutenden Theil am dreißigjährigen Krieg, starb aber schon 1637, worauf seine Wittwe Amalie Elisabeth mit großer Klugheit und Umsicht die Regentschaft führte, bis 1650. Dann folgte ihr Sohn Wilhelm IV. (—1663). Nach dessen Tode trat wieder die Regentschaft einer Frau ein, nämlich Hedwig Sophien's, der Wittwe des verstorbenen Landgrafen und Schwester des großen Kurfürsten von Brandenburg. Das war eine ausgezeichnete Fürstin. Sie verwaltete das Land für Wilhelm VII., der schon 1670 starb, und für Karl, bis zum Jahre 1677. Ein dritter Sohn, Philipp (starb 1721) stiftete die Linie Philippsthal. Karl ergriff im Jahr 1677 die Zügel der Regierung; er wird als einer der besten Regenten geschildert, stiftete das Collegium Carolinum in Kassel, und führte mehrere schöne Bauten aus. Er starb 1730, und hinterließ zwei Söhne, nämlich 1) Friedrich (starb 1751), zugleich König von Schweden (1730) als Gemahl der Schwester Karls XII., Eleonore Ulrike; 2) Wilhelm VIII., zuerst Statthalter in Hessen, seit 1751 Landgraf, erwirbt Hanau, stirbt 1760. Ihm folgte sein Sohn Friedrich II. (—1781), welcher katholisch wurde, ungemein prachtliebend, der seine Unterthanen an die Engländer verkaufte.

Die Linie von Hessen-Darmstadt wurde von Georg I. gegründet (starb 1596). Er hinterließ zwei Söhne, Ludwig V. und Friedrich. Der letztere (starb 1638) ist der Gründer der Linie Hessen-Homburg. Ludwig V. (starb 1626) setzte die Hauptlinie fort. Die Namen der Landgrafen sind: Georg II. (—1660); Ludwig VI. (—1678); Ludwig VII. (—1678); Ernst Ludwig (—1738); Ludwig VIII., erwirbt 1736 die Grafschaft Hanau-Lichtenberg (—1768); Ludwig IX. (—1790). Diese Linie war lutherisch, wie die kasselsche reformirt, stand, wie letztere auf Seite der Schweden, so auf Seite des Kaisers während des dreißigjährigen und der folgenden französischen Kriege.

2. Die Grafen von Waldeck

wurden seit 1712 in den Reichsfürstenstand erhoben.

b. Geistliche Gebiete.

Die Abtei Hersfeld ist protestantisch geworden und wurde 1648 im westphälischen Frieden Hessen-Kassel zugewiesen. Die kleinen mainzer Besitzungen sind bei diesem Erzstifte geblieben.

XII. Thüringen und Meißen. (Sachsen.)

a. Weltliche Gebiete.

1. Das sächsische Haus.

Wir haben früher schon angegeben, wie in dem sächsischen Hause zwei Linien, die ernestinische und die albertinische entstanden, von denen jene zuerst auch die Kurwürde besaß, sie aber in Folge des unglücklichen Krieges mit Karl V. nebst der Hälfte des Landes an die albertinische Linie abtreten mußte.

I. Was nun zunächst die albertinische oder kurfürstliche Linie betrifft, so haben wir bereits *) die Reihe der Regenten bis auf Christian II. (starb 1611) mitgetheilt. Diesem folgte sein Bruder Johann Georg I. (—1656), welcher den ganzen dreißigjährigen Krieg durchmachte. Im westphälischen Frieden wurde ihm der Besitz der Lausitzen bestätigt, die er sich vom Hause Habsburg für seine Hülfe gegen die Böhmen ausbedungen hatte, jedoch als böhmisches Lehen; ferner erhielt er die vier magdeburgischen Aemter Querfurt, Dam, Jüterbock und Burg, endlich die Stifte Meißen, Merseburg und Naumburg, die er jedoch vorher schon besessen hatte. Er hinterließ vier Söhne: 1) Johann Georg, Fortsetzer der Kurlinie; 2) August, Stifter der weissenfelsischen Linie, die 1746 erloschen ist; 3) Christian, Stifter der merseburger Linie, 1738 erloschen; 4) Moritz, Stifter der zeizischen Linie, 1718 erloschen. Der Kurfürst Johann Georg II. (1656—1680), Vermehrer der dresdener Kunstkammer, führte große Pracht an seinem Hofe ein. Johann Georg III. (—1691) unterstützte den Kaiser im Krieg gegen die Türken. Ihm folgten nach einander seine zwei Söhne,

*) Bd. II. (IV.) S. 341.

Johann Georg IV. (—1694) und Friedrich August I., der Starke, (—1633), welcher 1697 auch König von Polen wurde, als solcher hieß er August II. Dieser ging, um die polnische Krone erlangen zu können, zur katholischen Kirche über, bei welcher seine Nachkommen geblieben sind. Er gerieth in einen Krieg mit dem König Karl XII. von Schweden, wurde aus Polen vertrieben, mußte in dem Frieden von Altranstädt (1706) auf diese Krone verzichten, erhielt sie aber später wieder. Er ist bekannt wegen seiner ungeheuren Prachtliebe und Verschwendung. Um das Geld dazu aufzubringen, verkaufte er unter Anderem an Brandenburg die Erbvogtei über Quedlinburg, das Reichsschultheißenamt über Nordhausen und das Peterskloster bei Halle, an Braunschweig-Lüneburg seine Ansprüche auf Lauenburg, an Schwarzburg die Rechte der Landeshoheit. Ein natürlicher Sohn von ihm ist der Marschall Moritz von Sachsen. Ihm folgte sein Sohn Friedrich August II., als König von Polen August III. (—1763). Er gerieth wegen Polen in einen Krieg mit Frankreich, der 1735 beigelegt wurde, später nahm er Theil am österreichischen Erbfolgekrieg und am siebenjährigen. Der Graf von Brühl sein allgewaltiger Minister. Des Königs Sohn, Friedrich Christian, starb schon 1763, worauf dessen Sohn Friedrich August (—1827) in der Regierung folgte.

II. Die ernestinische Linie *) fiel seit den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts mit der weimarischen zusammen. Der Stifter der weimarischen Linie, Johann Wilhelm (starb 1573) hinterließ zwei Söhne: 1) Friedrich Wilhelm, welcher die altenburgische Linie stiftete, die 1672 erlosch; 2) Johann, Stifter der neuen Linie Weimar (starb 1605). Dieser hatte acht Söhne, die fast alle im dreißigjährigen Krieg eine Rolle spielten. Der berühmteste unter ihnen war der jüngste, Bernhard, der im Jahr 1635, nachdem er das Elsaß erobert, gestorben ist. Nur zwei von diesen acht Brüdern setzten das Geschlecht fort, nämlich Wilhelm, der Fortsetzer der weimarischen Linie (starb 1662) und Ernst der Fromme (1605—1675), der Stifter der gothaischen Linie, der auch Altenburg erbte.

Was nun zunächst die weimarische Linie betrifft, so hatte Wilhelm vier Söhne, welche vier Linien stifteten. Die jüngeren drei

*) Vergl. Bd. II. (IV.) S. 340.

(nämlich Eisenach, Marksuhl, Jena) erloschen aber 1671, 1741, 1690, und es blieb also nur die Hauptlinie übrig, welche Johann Ernst (—1683) fortsetzte. Die Regenten dieses Hauses waren Wilhelm Ernst (starb 1728 ohne Kinder), dessen Neffe Ernst August (—1748), der das Recht der Erstgeburt einführte, Ernst August Constantin (—1758), Karl August (geboren 1757), der Freund Göthes.

Die gothaische Linie wurde, wie schon gesagt, von Ernst dem Frommen gestiftet, einem der trefflichsten deutschen Regenten. Er hinterließ sieben Söhne, welche ebenso viele Linien gründeten, nämlich Gotha, Coburg, Meiningen, Römhild, Eisenberg, Hildburghausen, Saalfeld. Aber drei davon erloschen sehr bald: die coburger 1699, deren Land dann an die Linie Saalfeld kam, die römhilder 1710, die eisenberger 1707. Die gothaische Hauptlinie wurde fortgesetzt von Friedrich I. (—1691), Friedrich II. (—1732), als vortrefflicher Fürst, namentlich guter Haushalter gerühmt, Friedrich III. (—1772); Ernst II. (—1804).

2. Andere Häuser.

Es bestanden noch: 1) die Grafen von Reuß, erst seit 1778 in den Fürstenstand erhoben, getheilt a. in die ältere Linie in Greiz; b. in die jüngere in Gera, Schleiz, Lobenstein, Ebersdorf. 2) Die Grafen von Schönburg: a. Waldenburg; b. Penik. 3) Die Grafen von Schwarzburg, 1697 in den Fürstenstand erhoben: a. Sondershausen; b. Rudolstadt. Sie geriethen wegen der Reichsfürstenwürde in Streit mit den sächsischen Häusern, welche Hoheitsrechte über sie geltend machten. 4) Die Grafen von Gleichen, starben aber 1731 aus, worauf ihre Besitzungen theilweise an die Grafen von Hatzfeld kamen. 5) Die Grafen von Stolberg in Stolberg, Wernigerode, Hohenstein. 6) Die Grafen von Mansfeld, 1697 in den Reichsfürstenstand erhoben: a. die eislebische oder lutherische Linie, 1710 erloschen; b. die bornstädtische oder katholische, 1780 erloschen.

b. Geistliche Gebiete.

Sie wurden alle mit Kursachsen vereinigt, nur das Eichsfeld blieb bei Mainz.

XIII. Fürstenthümer aus dem anhaltischen Stamme.

a. Weltliche Gebiete.

1. Sachsen-Lauenburg starb im Jahre 1689 mit Julius Franz aus. Darauf kam das Ländchen an Braunschweig-Lüneburg (Hannover).

2. Anhalt. Die Söhne Joachim Ernsts (starb 1586) gründeten fünf Linien, die dessauische, die bernburgische, die plötzkauische, die zerbstische, die köthensche.

Der Stifter der dessauischen Linie war Johann Georg (1586—1618), welcher die reformirte Religion in seinem Lande einführte. Seine Nachfolger: Johann Casimir (—1660); Johann Georg (—1693); Leopold, der Kriegsheld (—1747), Leopold Maximilian (—1751); Leopold Friedrich Franz (—1817).

Der Stifter der bernburgischen Linie war Christian I. (—1630), welcher in den Zeiten der Union und im Anfang des dreißigjährigen Krieges eine so wichtige Rolle spielte. Sein Sohn Christian II. hatte sich zuerst gleichfalls am dreißigjährigen Kriege betheiligt, dann sich aber wie sein Vater mit dem Kaiser ausgesöhnt, später jedoch trat er auf die Seite Gustav Adolfs, nahm 1635 den prager Frieden an, und starb 1656. Sein Sohn Victor Amadeus (—1718) wird als vortrefflicher Fürst gerühmt, starb als der älteste Fürst des römischen Reichs. Die späteren Regenten waren: Karl Friedrich (—1721); Victor Friedrich (—1765); Friedrich Albrecht (—1796).

Der Stifter der zerbster Linie, Rudolf, starb 1621. Es folgten darauf Johann, der im Lande das Lutherthum wieder einführen wollte (—1667); Johann Ludwig (—1704); Christian August (—1747). Dessen Tochter war Sophie Auguste Friederike, 1745 vermählt mit Peter von Holstein-Gottorp, die spätere Kaiserin von Rußland, Katharina II. Mit Christian Augusts Sohne Friedrich August starb 1793 die Linie aus.

Der Stifter der köthenschen Linie, Ludwig (—1650), ist berühmt geworden als Gründer der Fruchtbringenden Gesellschaft, 1617. Aber schon mit seinem Sohn Wilhelm Ludwig starb 1665 die Linie aus, worauf sie von der plötzkauischen beerbt wurde.

Der Stifter der plötzkauischen, später köthenschen Linie, August, starb 1653. Seine Nachfolger waren Leberecht (—1669); Jmanuel (—1670); Jmanuel Albrecht (—1704); Leopold (—1728); August Ludwig (—1755). Dessen Söhne stifteten nun wieder zwei Linien, Karl Georg Leberecht die köthensche, Friedrich Erdmann die Linie Pleß.

b. Geistliche Gebiete.

Magdeburg fiel im westphälischen Frieden an Brandenburg, Ratzeburg an Mecklenburg.

XIV. Mecklenburg.

Die beiden Herzoge von Mecklenburg, Adolf Friedrich I. und Johann Albert, hatten während des dreißigjährigen Krieges manches Ungemach erfahren. Zuerst durch Wallenstein aus ihrem Lande vertrieben, waren sie später durch die Schweden wieder in den Besitz desselben gekommen. Im Jahr 1635 nahmen sie den prager Frieden an und söhnten sich ganz mit dem Kaiser aus. Im westphälischen Frieden mußten sie zwar Wismar an die Schweden abtreten, erhielten aber dafür die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg.

Die beiden Brüder stifteten zwei Linien: Adolf Friedrich die ältere Linie Schwerin, Johann Albert die Linie Güstrow, die aber schon mit seinem Sohne Gustav Adolf 1695 erlosch. Dagegen setzte sich die schweriner Linie fort. Adolf Friedrich I. starb 1658 und hinterließ drei Söhne: 1) Christian Ludwig zu Schwerin (—1692); 2) Friedrich zu Grabow (—1688); 3) Adolf Friedrich II. (—1708), Stifter der strelitzer Linie.

Christian Ludwig war ein ungemein heftiger, jähzorniger, leidenschaftlicher Mensch, wurde katholisch, hielt sich meistens in Frankreich am Hofe Ludwigs XIV. auf, verwickelte sich in dessen erste Kriege, indem er ihm gegen Kaiser und Reich beistand, gerieth aber später (1684) mit Ludwig XIV. doch in Zerwürfniß, der ihn in Paris gefangen nahm, war in beständigen Händeln mit seinen Brüdern und starb ohne Nachkommen. Es folgte ihm nun der Sohn seines Bruders in Grabow, nämlich Friedrich Wilhelm (1692—1713). Dieser kam wegen der güstrowschen Erbschaft 1695 mit dem Hause Strelitz in Händel. Der Kaiser erkannte ihm zwar

den Besitz zu, allein Brandenburg und Schweden setzten sich dagegen und zuletzt mußte er sich 1701 zu einer Theilung entschließen. Er gerieth ferner in Streitigkeiten mit seinen Landständen, die schon 1668 angefangen hatten. Wir werden später noch darauf zurückkommen. Auch er hatte keine Kinder. Es folgte ihm also sein Bruder Karl Leopold (—1747). Unter diesem wurden die Streitigkeiten mit den Landständen immer heftiger: er verwendete gegen sie einige Regimenter des Kaisers Peter von Rußland, mit dessen Nichte er sich verheirathete, und siegte eine Zeitlang ob. Der Kaiser und die Reichsgerichte nahmen aber die Partei der Stände. Der Kurfürst von Hannover wurde 1719 mit einer Execution gegen den Herzog beauftragt. Da dies keinen Erfolg hatte, indem Preußen Widerspruch erhob, wurde endlich (1728) der Herzog förmlich der Regierung entsetzt und diese seinem Bruder Christian Ludwig übergeben. Mit dieser Entscheidung waren doch auch die anderen Fürsten nicht zufrieden. Auch hörten die Unruhen nicht auf, bis der Herzog starb. Da er keine Söhne hinterlassen, so folgte ihm sein Bruder, der bisherige Administrator Christian Ludwig (—1757). Er verglich sich mit den Ständen und stellte die Ruhe wieder her. Sein Nachfolger war Friedrich (—1785).

XV. Pommern.

Das Geschlecht der alten Herzoge starb 1637 aus. Die Markgrafen von Brandenburg waren nach der Erbverbindung mit dem ausgestorbenen Geschlecht die nächstberechtigten Erben. Da sich aber die Schweden im Besitz Pommerns befanden, und nicht darauf verzichten wollten, so wurde im westphälischen Frieden eine Theilung beliebt. Vorpommern nebst Rügen blieb den Schweden, Hinterpommern fiel an Brandenburg. Im Frieden von Stockholm (1720) verlor aber Schweden von Vorpommern das Stück von der Oder bis zur Peene, nebst den Inseln Wollin und Usedom an Brandenburg.

XVI. Brandenburg.

Brandenburg machte unter Johann Sigismund (1608—1619) zwei wichtige Erwerbungen. Einmal nämlich erbte es das Herzogthum Preußen, da diese Linie des brandenburgischen Hauses mit Albrecht Friedrich, dem Sohne des ersten Herzogs von Preußen,

im Jahre 1618 ausgestorben war. Zweitens erwarb es einen Theil der jülichischen Lande, Cleve, Mark und Ravensburg. Durch diese beiden Erwerbungen stieg der Umfang der brandenburgischen Hausmacht, die beim Regierungsantritt Johann Sigmunds 672 Quadratmeilen betragen hatte, auf 1460 Quadratmeilen. Das Haus Hohenzollern war hiermit weitaus das mächtigste deutsche Fürstenhaus nach dem habsburgischen. Der nachfolgende Kurfürst Georg Wilhelm (1618 — 1640) hat während des dreißigjährigen Krieges eine traurige Rolle gespielt. Desto glänzender war das Auftreten seines Sohnes, des großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm (1640—1688). Er erwarb im westphälischen Frieden Hinterpommern mit dem Bisthum Kamin, das Bisthum Halberstadt, das Bisthum Minden, das Erzbisthum Magdeburg, zusammen 525 Quadratmeilen. Im Jahr 1657 und 1660 erlangte er die Souveränetät über Preußen, was für die Stellung Brandenburgs von der größten Wichtigkeit war. Auf die politische Thätigkeit des großen Kurfürsten werden wir noch öfter zurückkommen. Friedrich III., sein Sohn (—1713) erlangte 1700 die königliche Würde für Preußen, und vermehrte das preußische Gebiet durch einige kleinere Parcellen, Tauroggen, Quedlinburg, Tecklenburg, Limburg in Franken, Mörs und Lingen, endlich mit dem Fürstenthum Neuchatel (1707). Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) erwirbt im utrechter Frieden 1713 den oberen Theil des Herzogthums Geldern, im stockholmer Frieden 1720 Vorpommern bis an die Peene. Bei seinem Tode war der Staat 2174 Quadratmeilen groß. Unter Friedrich II. (—1786) wurde der Gebietsumfang bis auf 3568 Quadratmeilen mit 6 Millionen Einwohnern vergrößert.

XVII. Oesterreich.

Unter Kaiser Mathias bestand die habsburgische Macht aus einem Länderbesitze von 6261 Quadratmeilen. Im dreißigjährigen Kriege verlor sie die Lausitzen an Sachsen und das Elsaß an Frankreich, zusammen gegen 500 Quadratmeilen. Außerdem gab Ferdinand II. an seinen Bruder Leopold die vorderösterreichischen Lande ab *). Ferdinands III. (—1657) Sohn Leopold I. erlitt im Anfange seiner Regierung ebenfalls Verluste gegen die Türken, gewann ihnen aber

*) Siehe oben Seite 25.

später ganz Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien ab, die ihm im Frieden von Carlowitz (1699) gesichert blieben. Ferner erwarb er die schlesischen Fürstenthümer Brieg, Liegnitz und Wohlau. Im Frieden zu Utrecht und Rastadt (1714) erhielt Oesterreich aus der spanischen Erbschaft Belgien, Mailand und Neapel, zusammen 2650 Quadratmeilen, und im Frieden zu Passarowitz (1718) von den Türken Temeswar, Krajowa, einen Theil von Servien und Bosnien, gegen 1740 Quadratmeilen. Damals besaß Oesterreich im Ganzen 13,620 Quadratmeilen, aber noch unter dem Kaiser Karl VI. verlor es Neapel und Sicilien, Parma und Piacenza, so wie Servien und Bosnien wieder und das Gebiet verringerte sich bis auf 10,430 Quadratmeilen.

Wir haben bei vorstehender Uebersicht der fürstlichen Gebiete zur Bequemlichkeit des Lesers unsere frühere Eintheilung beibehalten, bemerken aber zugleich, daß die oben *) angegebene Eintheilung nach den acht, beziehungsweise zehn Kreisen die gesetzliche war. Zur Vervollständigung geben wir noch eine kurze Uebersicht der Reichsstände nach ihrem Rang und nach ihren Machtverhältnissen.

Den ersten Rang nahmen die Kurfürsten ein. Deren gab es neun: 1) Mainz; 2) Trier; 3) Köln; 4) Böhmen; 5) Baiern; 6) Sachsen; 7) Brandenburg; 8) Pfalz; 9) Braunschweig-Lüneburg (Hannover).

Geistliche Fürsten (Bischöfe) gab es 24, nämlich: 1) Erzbischof von Salzburg; 2) Hochmeister des deutschen Ordens; 3) Bischof von Bamberg; 4) Würzburg; 5) Worms; 6) Eichstädt; 7) Speier; 8) Straßburg; 9) Konstanz; 10) Augsburg; 11) Hildesheim; 12) Paderborn; 13) Osnabrück; 14) Münster; 15) Freisingen; 16) Regensburg; 17) Passau; 18) Trident; 19) Brixen; 20) Basel; 21) Lüttich; 22) Chur; 23) Lübeck; 24) Fulda.

Gefürstete Aebte waren: 1) Kempten; 2) Elwangen; 3) Murbach und Lüders; 4) Johannitermeister zu Heidersheim; 5) Berchtolsgaden; 6) Stablo; 7) Corvey; 8) Emmeran; 9) St. Blasien.

---

*) Bd. II. (IV.) S. 342. Note.

Gefürstete Aebtissinnen: 1) Buchau; 2) Burscheid; 3) Essen; 4) Gandersheim; 5) Hervord; 6) Lindau; 7) Niedermünster in Regensburg; 8) Obermünster in Regensburg; 9) Quedlinburg; 10) Neustadt Prag.

Weltliche Fürsten aus alten Geschlechtern: 1) Oesterreich; 2) Pfalzgrafen in Sulzbach und Zweibrücken; 3) Sachsen ernestinische Linie; 4) Ansbach und Baireuth; 5) Braunschweig-Wolfenbüttel; 6) Würtemberg; 7) Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt; 8) Baden; 9) Mecklenburg; 10) Holstein; 11) Anhalt; 12) Lothringen.

Neue fürstliche Häuser mit Sitz und Stimme auf dem Reichstag: 1) Ahremberg; 2) Hohenzollern; 3) Lobkowitz; 4) Salm; 5) Dietrichstein; 6) Nassau; 7) Auersberg; 8) Fürstenberg; 9) Schwarzenberg; 10) Lichtenstein; 11) Thurn und Taxis; 12) Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt.

Neue Fürsten aus reichsgräflichen Häusern, aber im Fürstenrath nicht eingeführt: 1) Waldeck; 2) Oettingen-Spielberg; 3) Mansfeld; 4) Lamberg; 5) Trautson; 6) Löwenstein; 7) Stolberg-Geudern; 8) Solms-Braunfels; 9) Isenburg-Birstein; 10) Hohenlohe; 11) Auersberg; 12) Kinsky; 13) Hazfeld.

Reichsgrafen gab es 62; nämlich 14 im Wetterauischen, 19 im Schwäbischen, 13 im Fränkischen, 16 im Westphälischen.

Nach ihrem Länderumfang kamen die Reichsstände folgendermaßen aufeinander:

Oesterreich zwischen 6000 und 12,500 Quadratmeilen.

Brandenburg, Preußen, zwischen 1460 und	3568	Q.-M.
Kursachsen	729	"
Baiern mit Oberpfalz	719	"
Rheinpfalz mit Jülich und Berg . .	434	"
Hannover	514	"
Lothringen	378	"
Hessen-Kassel	260	"
Salzburg	240	"
Münster	220	"
Mecklenburg-Schwerin	210	"
Mecklenburg-Strelitz	36	"
Würtemberg	200	"
Mainz	175	"

Holſtein	173	D.-M.
Ansbach-Baireuth	160	„
Würzburg und Bamberg	160	„
Trier	160	„
Köln	140	„
Lüttich	105	„
Heſſen-Darmſtadt	100	„
Braunſchweig-Wolfenbüttel	94	„
Osnabrück	56	„
Sachſen-Gotha	55	„
Baden	54	„
Neuburg und Sulzbach	50	„
Anhalt	50	„
Naſſau	48	„
Augsburg (Bisthum)	46	„
Hildesheim	45	„
Oldenburg	45	„
Paderborn	44	„
Fulda	43	„
Sachſen-Weimar	42	„
Waldeck	39	„
Hohenlohe	34½	„
Schwarzburg	30	„
Fürſtenberg	30	„
Oettingen	24	„
Eichſtädt	22	„
Konſtanz	22	„
Baſel (Bisthum)	22	„
Kempten	16	„
Berchtolsgaden	16	„
Stablo	16	„
Iſenburg	15	„
Mansfeld	12½	„
Fugger	11	„
Hohenzollern	10½	„
Lübeck (Bisthum)	10	„
Mergentheim (Deutſchmeiſterei)	10	„

Ahremberg . . . . . 7½ D.-M.
Corvey . . . . . 5 „

Die Reichsgrafschaften mochten durchschnittlich 6 bis 8 Quadratmeilen betragen.

---

4. Die Landeshoheit und die landständischen Verfassungen.

Gehen wir nun etwas näher in die Natur der fürstlichen Macht ein, so tritt uns hier vor Allem das Verhältniß der Fürsten zu den Landständen entgegen. Die landständischen Verfassungen waren im Verlaufe des dreißigjährigen Kriegs keineswegs zu Grunde gegangen, ja sie wurden im westphälischen Frieden ausdrücklich bestätigt, und im Allgemeinen hat es bis zur Auflösung des Reichs als Grundsatz gegolten, daß jeder Reichsstand durch eine landständische Verfassung beschränkt sein solle. Aber die frühere Bedeutung derselben ging verloren, und die Mitte des 17. Jahrhunderts ist als der Zeitpunkt zu bezeichnen, wo sich diese Thatsache entschieden festgestellt hat. Bemerkten wir früher, daß das staatsrechtliche Verhältniß zwischen Fürsten und Ständen auf einem Vertrage beruhte, an welchen beide gebunden waren, daß ferner die Befugnisse der Stände so weit gingen, als das Bedürfniß erheischte, daß also ihre Wirksamkeit gar nicht begränzt war, so sehen wir jetzt die ständische Thätigkeit in bestimmte Gränzen eingeengt: sie ist von jetzt an so zu sagen nur eine zugelassene, geduldete, nicht mehr ursprüngliche. Denn unterdessen hatte sich jene Anschauung von der Natur des Fürstenthums, wie sie das römische Recht aufgestellt, wornach dasselbe alle Staatsgewalten in sich begreift, weiter ausgebildet; sie war in den meisten Ländern Europas zur Herrschaft gekommen, und besonders in Frankreich, welches ja seit dem dreißigjährigen Kriege einen so großen Einfluß auf Deutschland geäußert, war sie durch Richelieu mit der größten Folgerichtigkeit festgestellt worden; die französische Anschauung

von der Monarchie als unumschränkter Macht galt seitdem als Vorbild und Muster. Diese Staatsanschauung war freilich den Grundsätzen, auf welchen die landständischen Verfassungen beruhten, geradezu entgegengesetzt, und wir haben ja gesehen, welch hartnäckiger Widerstand von Seite dieser letztern gegen die Willkürherrschaft des Fürstenthums von der Reformationszeit an geleistet wurde. Nun aber kam gar Manches zusammen, um den Widerstand endlich zu brechen. Fürs Erste hatten die Landstände in mehreren Landen doch bereits während des dreißigjährigen Kriegs schwere Niederlagen erlitten, von welchen sie sich nie mehr erholen konnten, so in Baiern und Oesterreich. In Baiern gingen die Landtage seitdem völlig ein, in Oesterreich sanken sie zu bloßen Geldtagen oder Postulattagen herab, d. h. die Stände kamen zusammen, um die von der Regierung geforderten Gelder zu bewilligen und unter sich auszuschlagen. Diese Thatsache in zwei so beträchtlichen Ländern war nicht ohne bedeutende moralische Wirkung. Sodann müssen wir die allgemeine Erschlaffung und Verdumpfung nach dem dreißigjährigen Kriege in Rechnung bringen. Drittens dürfen wir nicht vergessen, daß die Landstände doch schon lange aufgehört hatten, das allgemeine Landeswohl zu wahren, daß sie vielmehr nur die Interessen, die Vorrechte der einzelnen Stände vertraten, die, wie z. B. die Vorrechte des Adels, mit dem allgemeinen Besten nicht in Uebereinstimmung gebracht werden konnten, und daß daher die große Masse des Volks den Kämpfen der Stände mit Gleichgültigkeit zusah, ja es ereignete sich nicht selten, daß das Volk in den Fürsten weit mehr seine eigentlichen Vertreter erkannte, als in den Ständen. Gerade nach dem dreißigjährigen Kriege traten mehrere nicht unbedeutende Regenten auf, welche sich die Landeswohlfahrt sehr angelegen sein ließen, und deßhalb als Väter des Vaterlandes oder sonst als kräftige Herrscher gepriesen wurden: so der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Ernst der Fromme von Gotha, Karl Ludwig Kurfürst von der Pfalz, Ernst August von Hannover, Friedrich VI. von Baden-Durlach, Christian Ernst von Baireuth. Eine Erweiterung der fürstlichen Macht schien daher unter solchen Regenten nicht bedenklich. Endlich aber — sie hatten seit der Veränderung des Kriegswesens, besonders aber seit der Einführung der stehenden Heere — und

diese wurden nach dem dreißigjährigen Kriege allgemein — die Gewalt in den Händen, und gebrauchten sie natürlich auf das Beste. Die größeren Fürsten hatten schon während des Krieges ein beständiges Heer unterhalten; sie gaben es jetzt nicht auf, um so weniger, als auch die Nachbarn (Frankreich, Schweden) nicht entwaffneten. Die Kleineren machten es nach. So hielt denn Jeder sein stehendes Heer, angeblich um gegen fremden Ueberfall gerüstet zu sein, in Wahrheit aber, um vermittelst desselben seine Herrschaft im Innern zu erweitern.

Freilich, um stehende Heere zu halten, brauchte man Geld, und es war kaum zu erwarten, daß die Stände die dazu nöthigen Gelder verwilligen würden, da dies im Grunde doch nicht viel anderes hieß, als das eigene Todesurtheil unterschreiben. Auch sperrten sie sich lange genug dagegen. Die Fürsten bedienten sich daher des Reichstages, um allgemeine Grundsätze über das Steuerbewilligungsrecht der Stände aussprechen zu lassen, wornach dieses wichtige Recht zu einem bloßen Schatten herabgesunken wäre. Schon in den Reichstagsabschied vom Jahre 1654 wurde die Bestimmung aufgenommen, „daß jedes Kurfürsten und Standes Landsassen, Unterthanen und Bürger zu Besetzung und Erhaltung der ihnen zugehörigen nöthigen Festungen, Plätze und Garnisonen ihrem Landesfürsten, Herrschaften und Oberen mit hilflichem Beistande gehorsamlich an die Hand zu gehen schuldig sein sollten.“ In der Wahlcapitulation Kaiser Leopolds I. vom Jahre 1658 wurden diese Grundsätze erweitert und schärfer ausgedrückt. Demnach sollten sich die Landstände die Disposition über die Landsteuer mit Ausschließung ihres Landesherrn nicht anmaßen, noch sich den 1654 beschlossenen Beiträgen zu Festungen ꝛc. entziehen, und wenn Jemand von den Landständen oder Unterthanen deßwegen bei den Reichsgerichten etwas anbringen oder suchen würde, sollte er ab- und zur schuldigen Parition an seinen Landesherrn gewiesen werden. Den Kurfürsten sollte erlaubt sein, sich bei ihren hergebrachten Rechten wider ihre Unterthanen selbst und mit Assistenz der benachbarten Stände zu behaupten und sie zum Gehorsam zu bringen, und die darüber entstandenen Processe sollten schleunigst ausgeführt und entschieden werden. Wenn in Sachen der Landesfürsten und Obrigkeiten auf das Anbringen der Unterthanen vom Reichshofrath oder der Reichskammer Mandate

ertheilt würden, ohne die dabei interessirten Stände zuvor vernommen zu haben, sollte diesen verstattet sein, solchen keine Folge zu leisten. Noch weiter gingen die Vorschläge des Reichstages von 1670. Demgemäß sollten die Landstände und Unterthanen eines jeden Reichsstandes schuldig sein, „nicht nur zur Landesdefension, sondern auch zur Handhabung und Erfüllung der dem westphälischen Frieden nicht entgegenstehenden Bündnisse und zur Erhaltung und Besatzung nicht nur der nöthigen, sondern ohne Unterschied der Festungen und Plätze, auch zur Verpflegung der Truppen und anderer hiezu gehöriger Bedürfnisse ihrer Landesherren und Oberen die jedesmal erforderlichen Mittel, und folglich Alles, was von ihnen, und so oft es verlangt würde, gehorsam und unverweigerlich herzugeben: auch sollten dagegen bei den Reichsgerichten keine Klagen der Unterthanen angenommen werden, noch ihnen einige Privilegien oder Exemtionen dawider zu statten kommen." Der Kaiser versagte zwar diesem Vorschlage seine Genehmigung (Februar 1671), es sollte vielmehr Jeder bei seinen bisherigen Rechten bleiben, und die förmliche Aufhebung der landständischen Verfassungen — denn so viel wollte jener Vorschlag bedeuten — war somit abgewendet. Aber doch glaubte der Kaiser hinzusetzen zu müssen, daß diejenigen Kurfürsten und Stände, die ein Mehreres gegen ihre Unterthanen und Landsassen rechtmäßig hergebracht hätten, dabei geschützt und gehandhabt werden sollten. Zuletzt kam die Hauptsache darauf hinaus, ob die Fürsten im Stande waren, ihre Ansprüche durchzusetzen, oder nicht. Waren sie mächtig genug, ihrer Landstände Herr zu werden, so hatten sie von der Einsprache des Kaisers oder gar des Reichstags nichts weiter zu besorgen.

Nun gewannen in den ersten Jahrzehenden nach dem westphälischen Frieden mehrere größere Fürsten über ihre Landstände so entscheidende Siege, daß das Uebergewicht des Fürstenthums seitdem nicht mehr zweifelhaft sein konnte. Vor Allem ist hier Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Preußen, der große Kurfürst, zu erwähnen. Keiner der deutschen Landesherren hatte sich so bestimmt die fürstliche Unumschränktheit zum Ziel gesetzt, wie er, und keiner ging mit soviel Kraft, Umsicht, Folgerichtigkeit, aber auch keiner mit so viel List, Ränken und Gewaltthätigkeit zu Werke, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Er hatte noch vom dreißigjähri-

gen Kriege her ein beträchtliches Heer. Dieses wollte er nicht nur beibehalten, sondern noch vergrößern. Aber die Stände mußten vorerst die dazu nöthigen Gelder verwilligen. Die in den Marken rief er im Jahre 1653 zusammen. Um sie seinen Wünschen geneigt zu machen, bestätigte er ihnen noch ihre bisherigen Rechte und Privilegien, obschon er damals bereits entschlossen war, sie zu beseitigen: die Stände bewilligten sodann die geforderten Steuern auf 6½ Jahre. Auf einem späteren Landtage, wo er immer noch mehr Steuern forderte, deren Bewilligung sich anfangs die Stände widersetzten, kam ihm der Gegensatz des Adels und des Bürgerstandes zu Hülfe: er entsprach dem Wunsche des letzteren, eine neue indirecte Steuer einzuführen, wodurch er der Bewilligung der Stände großentheils entbunden ward. Der Adel trennte sich damals vom Bürgerstande, und seitdem wurde kein allgemeiner Landtag mehr gehalten, sondern der Kurfürst rief nur bisweilen die einzelnen Stände der einzelnen Marken zusammen, bei denen er Alles durchsetzte, was er wollte. Die Stände waren zu derselben Bedeutungslosigkeit herabgesunken, wie in Oesterreich. Mit größeren Schwierigkeiten hatte er allerdings im Herzogthum Preußen zu kämpfen. Hier besaßen die Stände sehr umfassende Rechte: dem Fürsten waren nach allen Seiten hin die Hände gebunden, und die Stände waren um so glücklicher in der Behauptung ihrer Gerechtsame, als bis in das Jahr 1657 das Herzogthum Preußen ein Lehen der polnischen Krone war, so daß die Stände beim Könige von Polen immer Schutz fanden gegen Beeinträchtigungen von Seite des Landesherrn. In dem genannten Jahre aber erlangte der Kurfürst durch den Vertrag zu Welau die Aufhebung der Lehensabhängigkeit Preußens von Polen, die Feststellung der Souveränität. Die Souveränität faßte er nun sogleich als unumschränkte Macht auf. Er schrieb eigenmächtig Steuern aus, ließ sie durch seine Soldaten eintreiben, stellte die Einnahmen unter seine eigene Verwaltung. Die preußischen Stände wollten sich das aber doch nicht gefallen lassen: sie verweigerten daher die Anerkennung der Souveränität und eine neue Huldigung, und wollten sich nur dann dazu verstehen, wenn ihnen der Kurfürst folgende Punkte bewillige (1661): 1) eidliche Bestätigung ihrer Privilegien; 2) das Recht, über Krieg und Frieden mitzusprechen; 3) Entfernung der

fremden Truppen; 4) Versprechen, keine neuen Steuern einzuführen; 5) Entscheidung der Streitigkeiten zwischen Kurfürsten und Unterthanen durch Standesgenossen als Schöffen, vierzehn Tage vor Eröffnung eines Landtags; 6) regelmäßiger Landtag alle zwei Jahre; 7) Entbindung der Stände von dem Eide der Treue, wenn ihre Privilegien verletzt würden. Diese Forderungen waren nichts Neues und Unerhörtes, sie ruhten auf einem guten geschichtlichen Grunde, aber der Kurfürst war weit entfernt, sie zuzugestehen. Da jedoch die Stände einen Rücken an dem Könige von Polen hatten, da ferner Adel und Bürgerstand vorerst noch zusammenhielten, so fand es der Kurfürst bedenklich, ohne Weiteres mit Gewalt dreinzufahren. Er gebrauchte daher List und Ränke. Er erklärte sich bereit, ihre Privilegien gelten zu lassen, jedoch nur so weit, als sie der Souveränität nicht widersprechen. Er versuchte sodann, Adel und Bürgerstand zu trennen. Dies gelang ihm: er brachte den Adel auf seine Seite, den er vermochte, seine Zustimmung zu der Einführung der Accise zu geben, eine Steuer, die nicht den Adel, wohl aber die Städte traf, die sich daher aus allen Kräften widersetzten. Nachdem der Kurfürst nun die beiden Stände getrennt, brauchte er vorerst gegen den Bürgerstand Gewalt: er bemächtigte sich widerrechtlich Rhodes, des Schöppenmeisters von Königsberg, des Hauptes der bürgerlichen Widerstandspartei, den er bis zu seinem Tode (1678) im Gefängnisse schmachten ließ, schüchterte dadurch die Stände überhaupt ein und brachte sie endlich auf dem Landtage von 1663 zur Huldigung. Er bestätigte zwar im Allgemeinen ihre Privilegien, achtete sie aber nicht; vielmehr betrachtete er sich seitdem als unumschränkten Herrn. Von Seite des Adels ging später (1670) freilich noch eine Opposition aus; aber auch diese wurde unterdrückt. Der Führer derselben, der Oberst von Kalkstein, der nach Polen geflohen war, wurde dort auf Befehl des Kurfürsten völkerrechtswidrig gefangen genommen, nach Preußen geschleppt, und dort 1671 hingerichtet. So wurden die Marken und das Herzogthum Preußen um ihre landständische Verfassung gebracht. Mit den neu erworbenen Landestheilen machte es Friedrich Wilhelm nicht anders. Magdeburg, welches ebenfalls seine alten Gerechtsame erhalten wollte, wurde von ihm mit Waffengewalt bezwungen, und mußte sich fügen. Eben so mußten

die Stände in Cleve und Berg und in Pommern der Landeshoheit weichen.

Und so wie der Kurfürst von Brandenburg machten es auch andere Fürsten. Im Jahre 1661 unterwarf sich der Bischof Bernhard von Galen die Stadt Münster, die auf ihre alten Rechte pochte, mit Waffengewalt; 1664 wurde die Stadt Erfurt gezwungen, die Botmäßigkeit des Erzbischofs von Mainz anzuerkennen; 1671 endlich wurde die Stadt Braunschweig, die so lange die Vertreterin städtischer Unabhängigkeit im Norden von Deutschland gewesen, von den Herzogen unterworfen.

Wo es nicht zu offenbarer Gewalt von Seite der Fürsten kam, waren wenigstens die Stände so eingeschüchtert, daß sie keinen thatsächlichen Widerstand leisteten: höchstens legten sie Verwahrungen ein und brachten ihre Streitigkeiten an die Reichsgerichte. Wollten sie Versammlungen halten, die nicht vom Fürsten berufen waren, ein Recht, das ihnen in früheren Zeiten ohnstreitig zukam, so wurden sie für Rebellen erklärt und auf das Härteste wider sie verfahren. Die Processe an den Reichsgerichten fielen in der Regel auch nicht zu ihren Gunsten aus. Ein bestimmter Grundsatz wurde dort auf keine Weise angenommen. Streitsachen von demselben Inhalt wurden auf die verschiedenste Weise entschieden. Von vornherein hüteten sich die Reichsgerichte, die Partei der Unterthanen gegen einen mächtigeren Reichsfürsten zu nehmen: thaten sie es doch, so fehlte es an der Ausführung ihrer Beschlüsse; denn von selbst unterwarf sich diesen kein Fürst, wenn sie gegen seinen Vortheil lauteten. Sodann kam immer die jeweilige Staatsklugheit des kaiserlichen Hofes in Betracht. Hatte der Kaiser die Freundschaft eines angeklagten Fürsten nöthig, so beeinflußte er die Reichsgerichte, namentlich den Reichshofrath, dergestalt, daß keine für ihn unangenehme Entscheidung gefaßt wurde. Ueberdies war das Verfahren an den Reichsgerichten so langsam und so kostspielig, daß die Landstände nachgerade Bedenken trugen, diesen Weg einzuschlagen. Demzufolge sanken dieselben fast in allen Ländern zu bloßen geldbewilligenden Versammlungen herab: einen entscheidenden Einfluß auf den ganzen Gang der Regierung hatten sie nicht mehr.

Diese Wendung der Dinge wurde besonders auch durch den bereits öfter angedeuteten Gegensatz zwischen dem Adel und dem

Bürgerstande herbeigeführt. Die Fürsten entschlossen sich meistens, dem Adel seine bisherigen Vorrechte zuzugestehen, oder ihm sogar neue hinzuzufügen, wenn er seinen Widerstand aufgebe, und die Fürsten in ihren Maßnahmen gegen den Bürgerstand nicht beirre. Der Adel ging darauf ein. Er erhielt sodann Steuerfreiheit für seine Person, Gerichtsbarkeit auf seinen Gütern, das Recht, allein Rittergüter besitzen zu dürfen, Jagdgerechtigkeit, Freiheit vom Kriegsdienst, einen befreiten Gerichtsstand und endlich das ausschließliche Recht, bei den höchsten Kriegs-, Hof- und Staatsämtern verwendet zu werden. Der Adel erhielt dadurch eine weit bevorzugtere gesellschaftliche und staatliche Stellung, als er bisher besessen: zwar verlor er seine politische Bedeutung dem Fürstenthume gegenüber, dagegen wurden diese Verluste reichlich aufgewogen durch die vielfachen stofflichen Vortheile, die ihm durch die Auszeichnung vor den Bürgerlichen geworden. In diesem Gegensatz zu dem Bürgerstande sah er von nun an sein eigentliches Wesen: da er die wahrhaft politische Selbständigkeit eingebüßt, so warf er sich mit um so größerem Eifer auf diese Bevorzugung vor dem Bürgerstande. Das Standesvorurtheil, der Adelsstolz beginnt eigentlich erst von dieser Zeit politischer Bedeutungslosigkeit an recht zu wuchern. Diese Richtung wurde noch absichtlich genährt durch das Fürstenthum. Dieses in seinem Streben nach unumschränkter Macht fühlte bald das Bedürfniß, dieselbe durch äußeren Glanz, durch Entfaltung von Pracht und Prunk hervortreten zu lassen, durch einen Hofstaat, welcher gewissermaßen die Scheidewand bilden sollte zwischen dem Fürsten und dem gemeinen Volke: es lag nahe, derjenigen Klasse von Menschen, denen es erlaubt war, um die Person des Fürsten zu sein, einen höheren Rang anzuweisen, und mit Aengstlichkeit darauf zu halten. Die Fürsten begünstigten also absichtlich das Standesvorurtheil des Adels, den immer greller hervortretenden Standesunterschied.

Dagegen wurde der Bürgerstand immer tiefer herabgedrückt. Seitdem sich der Adel so entschieden auf die Seite des Fürstenthums geschlagen, war er diesem wehrlos preisgegeben. Die Fürsten nahmen ihm nach und nach alle Rechte, auf denen seine Selbstverwaltung beruhte, und bevormundeten ihn, so weit sie es für gut fanden. Vor Allem aber wurde die Steuerlast auf ihn gewälzt. Dieser

Verlust seiner Rechte, diese beständige Bevormundung, dieser Druck, der von oben auf ihn geübt wurde, brachte zuletzt jenen Knechtssinn hervor, durch den sich das deutsche Bürgerthum des 18. Jahrhunderts so unvortheilhaft von den früheren Jahrhunderten unterschied. Und um einigermaßen entschädigt zu sein für den Verlust der Freiheit, warfen sich die einzelnen Klassen des Bürgerstandes ebenso auf Rang und Titel, wie der Adel: auch beim Bürgerstande greift von jetzt an erst jene engherzige Beschränktheit um sich, welche keinen Sinn mehr hat für große Verhältnisse, dagegen sich in der haarscharfen Feststellung der Unterschiede in der bürgerlichen Gesellschaft und in leeren steifen Formen und Gebräuchen gefällt.

Nur in einigen wenigen Ländern wußten sich die Stände eine größere Bedeutung zu bewahren, und sogar den Fürsten einen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. So in Würtemberg, wo, wie wir früher gesehen, der Adel gar nicht auf den Landtagen vertreten war, ferner in Hessen und in Mecklenburg. In letzterem Lande kam es zwischen den Fürsten und den Landständen schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts zu bedeutenden Streitigkeiten, die mit wenigen Unterbrechungen ein ganzes Jahrhundert fortdauerten. Der Hauptgegenstand des Streites betraf die eigenmächtige Besteuerung des Landes von Seite des Herzogs zu Gunsten seines stehenden Heeres. Die Sache kam natürlich vor die Reichsgerichte. Diesmal nahm der Reichshofrath die Partei der Stände (1707). Der Kaiser schickte eigene Beauftragte in das Land, um die Sache zu untersuchen. Sie verschleppte sich aber, der Herzog Friedrich Wilhelm starb darüber hinweg, und sein Nachfolger Karl Leopold griff viel thatkräftiger ein. Er vermählte sich mit einer russischen Prinzessin, erhielt von Peter dem Großen einige russische Regimenter, um damit seine Landstände im Zaume zu halten, brachte sein stehendes Heer bald auf 16,000 Mann, verband sich auch mit dem berliner Hofe, der ihm gleichfalls Hülfe gegen seine Landstände zusicherte, und verfuhr, auf diesen Rückhalt gestützt, auf das Gewaltthätigste gegen dieselben: er ließ die bedeutendsten Führer durch die Russen gefangen nehmen; Peter der Große behauptete bei dieser Gelegenheit, ein Recht dazu zu haben, weil sie sich gegen seinen Schwiegersohn und gegen seine Nichte ungebührlich benommen hätten. Der Kaiser beauftragte sodann den Kurfürsten von Han-

nover mit der Vollziehung des reichsgerichtlichen Erkenntnisses, das inzwischen nochmals zu Gunsten der Landstände ausgefallen war. Die Hannoveraner rückten ein, die Russen verließen das Land, aber dafür setzten sich nun preußische Truppen im Lande fest, offenbar, um die Partei des Herzogs zu nehmen. So kam es zu keinem Ergebniß. Endlich (1728) entsetzte der Kaiser den Herzog Karl Leopold der Regierung und übergab diese seinem Bruder Christian Ludwig. Ueber diese Entscheidung waren aber die benachbarten Fürsten sehr ungehalten: auch hörten die Unruhen damit nicht auf, Karl Leopold fügte sich dem kaiserlichen Spruche durchaus nicht, bot vielmehr das Landvolk für sich auf, und wirklich erhob sich dieses zu Gunsten des abgesetzten Herzogs (1733), obgleich ohne Erfolg. Endlich starb Karl Leopold im Jahr 1747, und unter seinem Nachfolger Christian Ludwig wurde der Friede hergestellt, aber doch mehr zu Gunsten des Herzogs. Der kaiserliche Hof hatte inzwischen, wie so oft, seine Ansicht geändert.

Ebenso bestanden in Ostfriesland zwischen Fürsten und Ständen schon seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts beträchtliche Streitigkeiten. Besonders heftig wurden sie seit dem Jahre 1666, und sie dauerten fort bis zum Aussterben des regierenden Hauses im Jahre 1731. Die Stände würden wohl haben ganz unterliegen müssen, da sowohl die Könige von Dänemark, als die Herzoge von Braunschweig den Fürsten mehrmals Hülfstruppen zuschickten, wenn sich ihrer nicht die Generalstaaten angenommen hätten. Auch die Reichsgerichte nahmen bisweilen die Partei der friesischen Stände, später traten sie jedoch ebenfalls auf die Seite der Fürsten.

In den braunschweigischen Ländern wurden zwar die Landstände beibehalten unter den hergebrachten Formen, und es wurden regelmäßig Landtage gehalten, sie waren aber so zahm, daß sie die Fürsten nicht im Geringsten hinderten. Ebenso die Stände in Kursachsen. In anderen Ländern, wie in Kurpfalz, in Kurmainz, in Baden, in dem schon angeführten Baiern, in Anhalt, waren sie ganz in Abgang gekommen.

5. Die Willkürherrschaft.

So stellte sich demnach als Ergebniß der politischen Entwicklung in den einzelnen Gebieten die thatsächliche Unumschränktheit der fürstlichen Macht heraus. Anfänglich machten die Fürsten als Grund dieser Regierungsweise die Pflicht geltend, das allgemeine Wohl des Volkes fördern zu müssen, eine Aufgabe, welche durch keine beschränkenden Einrichtungen gehemmt werden dürfe, weßhalb alle solche, wo sie noch bestanden, vor der Staatsgewalt, die der Fürst vertrete, weichen müßten. Es liegt aber in der Natur der unumschränkten Herrschaft, daß sie sich nicht lange blos als Mittel zur Erreichung des allgemeinen Besten, sondern als Selbstzweck erfaßt. Die unumschränkte Macht als solche oder die Willkür ist dann das letzte Ziel, nach dem man strebt, und an dieses knüpft sich bald ein noch verwerflicheres: rücksichtsloses Schalten mit dem Vermögen der Unterthanen, um den augenblicklichen Launen, der Genußsucht, der Verschwendung, der Pracht und Ueppigkeit fröhnen zu können. Alle diese Stufen hat das Fürstenthum bei uns durchlaufen.

Wir haben oben schon angedeutet, daß in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mehrere vortreffliche Regenten auf deutschen Fürstenstühlen saßen, die entweder von natürlichem Wohlwollen geleitet, sich Mühe gaben, das Beste ihrer Unterthanen zu fördern und gemeinnützige Einrichtungen ins Leben riefen, oder welche, große staatliche Entwürfe im Auge, die ihnen untergebenen Länder zu einer erhöhten politischen Bedeutung bringen wollten. Zu den letzteren gehörte der große Kurfürst, welcher in der That den Grund legte zu der europäischen Bedeutsamkeit Preußens, und vorzüglich um in dieser seiner auswärtigen Staatskunst nicht gehemmt zu werden, hat er die Macht der Landstände gebrochen. Er hat freilich, um sein unverhältnißmäßig großes Heer halten zu können, das Land mit schweren Steuern gedrückt: aber zugleich hat er sich auf das Eifrigste bemüht, der Landeskraft nach allen Seiten hin einen höheren Schwung zu geben, der Betriebsamkeit frische Quellen zu eröffnen, überhaupt das ganze Staatsgebäude mit einem neuen auf jene großen Staatszwecke gerichteten Geiste zu durchdringen.

Eine ähnliche Richtung befolgten die Regenten der fränkischen Linie des brandenburgischen Hauses in der zweiten Hälfte des 17.

Jahrhunderts. Christian Ernst, der Markgraf von Baireuth (1655—1712) zeichnete sich durch Hebung des Ackerbaues, durch Förderung der Gewerbthätigkeit — besonders nahm er viele französische Protestanten auf, die seit der Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich entflohen waren — durch Sorge für den Schulunterricht — 1664 stiftete er das Gymnasium in Baireuth — aus. Auch der Markgraf von Ansbach, Johann Friedrich (1667—1686) war ein wohlwollender, gebildeter, kenntnißreicher Fürst.

Unter anderen süddeutschen Fürsten sind als wohlwollende, von ihrer Regentenpflicht erfüllte Herrscher zu erwähnen der Kurfürst von der Pfalz Karl Ludwig (1648—1680): ein besonderer Gönner der Wissenschaften, freisinnig; derselbe, welcher den Philosophen Spinoza an die Hochschule von Heidelberg berufen wollte; ferner Ludwig Wilhelm von Baden-Baden (1677—1707), der sich als Feldherr in den Türkenkriegen und in den Reichskriegen einen Namen erworben; Friedrich VI. von Baden-Durlach (1659—1677). Unter den Regenten von Hessen-Kassel zeichnete sich Hedwig Sophie, die Schwester des großen Kurfürsten (1663—1677) und Karl (1677—1730) aus.

Auch die ernestinische Linie des Hauses Sachsen lieferte mehrere wohlwollende Regenten. Wir erwähnen hier nur Ernst den Frommen, Herzog von Gotha (1605—1675), ein äußerst sparsamer Fürst, der den Bauer so viel wie möglich erleichterte, seine Einkünfte auf gemeinnützige Einrichtungen verwendete, auf Waisenhäuser, Schulen und Kirchen, die besten Gelehrten an seinen Hof zog, wie den Freiherrn von Seckendorf, den Verfasser der Geschichte des Lutherthums und des deutschen Fürstenstaats. Sein Gedenkspruch war: „Regenten sind gemacht aus Erden, regieren auf Erden, und müssen zur Erde werden." Auch Friedrich II. (1691—1732) von Gotha hat ein gutes Andenken hinterlassen.

Unter den Fürsten aus dem braunschweig-lüneburgischen Hause nimmt eine bedeutende Stelle ein Johann Friedrich von Calenberg (Hannover) 1665—1679, Ernst August von Hannover (starb 1698); beide Gönner Leibnitzens.

Eigentlich mußte die furchtbare Zerrüttung der deutschen Länder nach dem dreißigjährigen Kriege die Fürsten von selbst darauf führen, zunächst auf die Wiederherstellung des Wohlstandes bedacht zu

sein, daher einen weisen Haushalt zu führen und für die eigene Person nicht zu viel zu verbrauchen. Aber nicht alle Fürsten dachten so, wie die angeführten. Außerdem hatte sich Deutschland ohngefähr nach einem Menschenalter, gegen Ende des 17. Jahrhunderts wieder erholt, trotz der vielen Kriege, in welche es inzwischen neuerdings verwickelt wurde — denn sie dauerten weder so lange noch wurden sie ausschließlich auf deutschem Boden geführt — und unterdessen hatte Frankreich einen immer stärkeren Einfluß auf die deutschen Höfe gewonnen: man nahm von dort, wie schon erwähnt, wenigstens die Regierungsgrundsätze, die Sitten und den Hofstaat an. Hatten die deutschen Fürstensöhne im 17. Jahrhundert vorzugsweise die Niederlande oder auch England zur Bereisung gewählt, um sich durch die Anschauung der dortigen Einrichtungen für die Regierung vorzubereiten, so besuchten sie jetzt vor Allem Paris oder Versailles, um hier ihre Studien zu machen. Sie brachten aber nur ungemessene Vorstellungen von fürstlicher Machtvollkommenheit, Liebe zu Aufwand und Pracht und Freude an den rauschenden Vergnügungen des Hofes und seiner Liederlichkeit mit heraus.

Die Unumschränktheit des deutschen Fürstenthums war, wie wir gesehen, gegen Ende des 17. Jahrhunderts im Allgemeinen thatsächlich festgestellt. Die Fürsten gefielen sich nun darin, ihr souveränes Belieben als oberstes Gesetz bei jeder Gelegenheit an den Tag zu legen, und einen ihrer Macht entsprechenden Glanz zu entfalten. Dies zeigte sich theils im Unterhalten von unverhältnißmäßig großen stehenden Heeren, wozu die Landstände die Mittel bewilligen mußten, mochten sie wollen oder nicht, — denn eben die Heere wurden zu ihrer Einschüchterung und überhaupt zur Befestigung der fürstlichen Machtvollkommenheit gebraucht — theils in einem zahlreichen kostbaren Hofstaat. Früher hatte als Muster der burgundische, beziehungsweise spanische Hof gedient, und der kaiserliche Hof, wohl auch theilweise der baierische blieben noch jetzt diesem Muster treu; die meisten deutschen Höfe aber ahmten seit dem westphälischen Frieden den französischen nach. Steifheit und Unnatur war nach dem einen wie nach dem anderen dieser Hofgebräuche an der Tagesordnung. Der Fürst soll wie ein höheres fast übermenschliches Wesen erscheinen, der dem gewöhnlichen Leben in die größtmöglichste Entfernung gerückt werden soll: mit dem ge-

meinen Volke soll er daher nie in Berührung kommen. Nur Leute von Adel dürfen sich ihm nähern, und auch hier wird ein bedeutender Unterschied zwischen hohem und niederem, altem und neuem Adel, höheren und niederen Aemtern gemacht. Jedem am Hofe ist bis aufs Kleinste Tritt und Schritt vorgeschrieben: der Fürst selbst ist einer starren Regel unterworfen, von der er sich nicht entbinden darf. Jahr aus, Jahr ein muß er in bestimmten Stunden des Tages immer wieder dasselbe thun, oder sich thun lassen. Dieser Unnatur entsprach auch die Tracht. Ludwig XIV. hatte die Allongeperücken aufgebracht, die nun von allen Höfen nachgeahmt wurden und ein wesentliches Stück des Anzuges bildeten. Ohne Allongeperücke, mit seinen bloßen natürlichen Haaren durfte man nicht am Hofe erscheinen. Dieser entsprach der Kopfputz der Damen, der mitunter förmliche Thürme vorstellte. Dazu gehörten die hohen Absätze an den Schuhen, die Reifröcke der Damen, die reich mit Gold und Silber gestickten Kleider der Herren und dergleichen.

Um eine Anschauung zu geben von dem Treiben an den deutschen Höfen jener Zeit, wollen wir Gebräuche und Hofstaat einiger mittheilen. Am kaiserlichen Hofe galt, wie schon erwähnt, das spanische Ceremoniel. Wenn der Kaiser sich aus dem Bette erhoben, geht er aus dem Schlafgemach in das zunächst gelegene Zimmer im Schlafrock. Hier läßt er sich von den Kammerdienern ankleiden und die Perücke aufsetzen. Dabei darf Niemand zugegen sein, als wer die Aufwartung hat. Darauf hört er die Messe. Bei Tische erscheint er in spanischem Kostüm, den Federhut auf dem Kopfe, den er während der ganzen Mahlzeit aufbehält, während die Gäste den Kopf entblößt haben müssen. Bei feierlichen Gelegenheiten speist der Kaiser allein, sitzend, die Andern müssen stehen. Eine Unmasse Bedienter und Aufwärter, von geringerem und höherem Rang, bedient den Kaiser. Bis ein Teller an ihn gelangt, muß er durch 24 Hände gehen. Wer sich dem Kaiser naht, muß sich auf das Knie niederlassen, und zwar mehrere Male; ebenso, wenn er sich wieder entfernt. Ein Zeichen der allerhöchsten Gnade ist, zum Handkuß zugelassen zu werden. Die Umgebung des Kaisers muß immer in einer bestimmten Tracht, mit Allongeperücken, erscheinen. Selbst auf den Jagden wird dieses Ceremoniel eingehalten. Nur der Oberjägermeister und die Jagdjunker dürfen in

Jägerkleidern erscheinen, die andern in Hofkleidern. Keiner darf in Gegenwart des Kaisers ein Gewehr abdrücken, oder den Hirschfänger entblößen. Zwei Jagdjunker erhielten einmal einen derben Verweis, als sie dies Gebot übertraten, um dem Kaiser das Leben zu retten, das durch einen Keuler gefährdet war.

Der kaiserliche Hofstaat war in sechs Oberhofämter oder Stäbe eingetheilt, nämlich in den Oberhofmeisterstab, Oberhofkammerstab, Oberhofmarschallstab, Oberhofstallmeisterstab, Oberlandjägermeisterstab, Oberhoffalkenmeisterstab. Wir wollen nur die beiden ersten etwas näher betrachten. Unter dem Oberhofmeister standen der Oberhofkuchelmeister, der Oberhofstabelmeister, der Oberhofsilberkämmerer, der Hofunterssilberkämmerer, vier kaiserliche Mundschenken, zwei Vorschneider, vierzehn Truchsesse, welche Stellen fast sämmtlich von Reichsgrafen verwaltet wurden, drei kaiserliche Hofräthe, ein Obercontroleur, die Oberhofkapellane und Hofprediger, der Oberhoftanzmeister und das Ballet, die kaiserliche Kapelle und die Sänger und Sängerinnen der Oper, sieben Hofmedici, die Beamten der Bibliothek, der Garteningenieur, der Hofarchitect, die Akademie der Maler und Bildhauer, die Historiographen, Poeten und Historici des Hofes, zwei Hofzuckerbäckerinnen, ein Hofbraumeister, eine Hofknopfmacherin, die Hatschiere und die Trabantengarde. Unter dem Oberkuchelmeister standen wieder der Kuchelinspector, zwei Controleure mit vier Schreibern, ein Mundkoch, fünf Meisterköche, drei Bäckereiköche, ein Mundkuchelthürhüter nebst 27 Gehülfen.

Unter dem Hofkämmerer standen sämmtliche Kammerherren und Kammerdiener, die kaiserlichen Beichtväter, die kaiserliche Kunstkammer, die Antiquitäten- und Medaillensammlung, die Leibmedici, acht Leibchirurgen, Leibapotheker, Zahn- und Wundarzt, ein Leib-Perüquier, ein Kammerbarometermacher, neun Kammermaler, eine indianische Kammermalerin, ein Edelsteinschneider, ein Kammergoldarbeiter, ein Kammerjuwelier, ein Krystallschneider und Spiegelmacher, zwei Wappen-, Siegel- und Steinschneider, vier Kammer-Medailleurs, ein Kammerballmeister und eine Menge anderer Handwerker.

Die Kaiserin hatte einen Oberhofmeister, eine Oberhofmeisterin, einen Beichtvater für sich und für das Frauenzimmer, fünf Kammerfräulein und zwölf Hofdamen, Kammerfrauen, Kammerdienerinnen, Gardedamen, sämmtlich von Adel. Aus dem Bürgerstande wurden

nur die „Kammermenſcher" gewählt, darunter ein Kuchelmenſch, ein Abwaſchmenſch, eine Leilachwäſcherin, drei Extrafrauenzimmermenſcher und zwei Strapaziermenſcher. —

Am Hofe von Dresden unter den beiden Auguſten*) waren eilf Hofämter: der Oberhofmarſchall, der Oberkammerherr, Oberſtallmeiſter, Oberhofjägermeiſter, Oberſchenk, Oberküchenmeiſter, Schweizerhauptmann, Oberfalkenmeiſter, Kämmerer, Generalpoſtmeiſter, Hofmarſchall. Unter dem Hofmarſchallamt ſtanden 84 Kammerjunker, 6 Jagd- und 16 Hofpagen mit dem Pagenhofmeiſter, Capitain und 6 Lehrern für Sprachen, Mathematik, Fechten, Tanzen und Reiten, und dem maitre des morales, die Hofjägerei mit Leib- und Hofſchützen, Trüffel- und Kammerjägern, die Hofkirchenkapelle mit Cantoren, Organiſten, Sängern, Kammermuſikern, Trompetern, Paukern, 12 Bockpfeifern, 28 Lakaien, 14 Heiducken, 5 Läufern, dem Hofprofos und 24 Mohren.

Der Hof von Dresden war einer der üppigſten und verſchwenderiſchſten. Die Kurfürſten von Sachſen waren nämlich zugleich Könige von Polen und glaubten ihrer Königswürde nichts vergeben zu dürfen. Es war natürlich, wenn es dort hoch herging. Ein einziges Hoffeſt koſtete allein 4 Millionen Thaler; ein Lager bei Mühlberg 5 Millionen **). Aber auch der Herzog von Würtemberg, der kaum über eine halbe Million Einwohner gebot, hatte einen Hofſtaat von 2000 Perſonen; ſein Reiſegefolge beſtand aus 700 Perſonen und bedurfte 600 Pferde zur Fortſchaffung ***). Der Markgraf von Ansbach, Karl Wilhelm Friedrich (1723—1757), deſſen Gebiet kaum 80 □ Meilen betrug, hatte doch ebenfalls folgende Hofämter: 1) einen Oberhofmarſchall; 2) einen Hofmarſchall; 3) einen Oberſtallmeiſter; 4) einen Oberfalkenmeiſter; 5) einen Oberjägermeiſter. Unter dem Hofmarſchall ſtanden 16 Kammerherren, 12 Pagen, 39 Kammer-, Forſt- und Hofjunker, 3 Leibärzte, 1 Hofprediger, 1 Hausvogt, Kammerdiener und Mundſchenken, Kellermeiſter, Fouriere, 1 Küchenmeiſter mit 8 Köchen, 1 Silberkämmerer †). Noch üppiger und verſchwenderiſcher war der Hof

*) Klemm Kulturgeſchichte IX. S. 329.

**) Keyßler Reiſen II. S. 1326.

***) Biedermann, Deutſchland im 18. Jahrhundert I. S. 233.

†) Ritter von Lang, Ansbachs Jubeljahre im dritten Jahresbericht des hiſtoriſchen Vereins des Rezatkreiſes (1833). S. 25 folg.

der Markgrafen von Baireuth unter Georg Wilhelm 1712—1726, und unter Friedrich (1735—1763), dem Gemahl der Schwester Friedrichs des Großen. Da wimmelte es von Kammerherren, Kammerjunkern, französischen Mundköchen, Kammerdienern, Heiducken, italienischen Sängern und Sängerinnen, französischen Schauspielern und vornehmen Abenteurern aller Art. Aber es gab überhaupt keinen Fürsten oder Grafen, der nicht seinen Hofstaat und sein stehendes Heer besaß, wie gering dies auch sein mochte. Natürlich fehlte es auch nicht an Rangliſten, an welchen bei den kleinen Höfen mit derselben Aengstlichkeit festgehalten wurde, wie bei den großen. Beispielsweise theilen wir eine Rangordnung von Hohenlohe-Oehringen mit, ein Gebiet, das einige Quadratmeilen umfaßte *). Hier kommen die Aemter in folgender Reihe auf einander: 1) Geheimer Rath und Hofmarschall; 2) Oberstallmeister und Oberstlieutenant; 3) die Kammerjunker nach dem Alter; 4) die Hofräthe; 5) der Leibmedicus; 6) Superintendent und Consistorialrath; 7) die Hofjunker nach dem Alter; 8) die Regierungsräthe; 9) die Kammerräthe; 10) der Oberpfarrer und Consistorialrath; 11) der Hofprediger und Consistorialrath; 12) die Amtleute mit Rathstitel; 13) Rath und Doctor; 14) die Oekonomieräthe; 15) die Lieutenants ohne Hofchargen; 16) sämmtliche Geistliche in den Städten und auf dem Lande; 17) der Stallmeister; 18) die Regierungssecretaire; 19) die Kammeraſſeſſoren; 20) Stadtschultheiß; 21) der Amtsverweser zu Künzelsau; 22) Amtleute ohne Rathstitel; 23) Pagenhofmeister und Pagen; 24) fünf Kammerdiener, deren einer Chirurg, ein anderer Friseur; 25) Kammeractuarius; 26) Kammerkassier; 27) Registratoren; 28) Praeceptores literati; 29) Renovatoren; 30) Kammerregistrator; 31) Marschcommissär; 32) Amtsverweser; 33) Spitalverwalter; 34) Steuerverwalter; 35) Hofverwalter; 36) Kastenverwalter; 37) Burgvogt; 38) Bauverwalter; 39) Oberförster; 40) Kanzelliſten; 41) Amtsactuarius; 42) Haushofmeister; 43) Conditor; 44) Hoffourier; 45) Präceptoren und Organiſten (illiterati); 46) Amtsschultheiß; 47) Bauinspectoren; 48) Mundköche; 49) Wildmeister; 50) Hofjäger; 51) Büchsenspanner; 52) die Kammer-

*) Fränkisches Archiv I. (1790). S. 251.

husaren; 53) Hofjunker und Trompeter; 54) die übrigen Förster, nach dem Dienstalter; 55) die Hofgärtner; 56) die Hofküfer und Kellermeister; 57) die Beiköche; 58) die Laufer, Heiducken, Jagd- und andern Lakaien; 59) die Reitknechte, Stallhusaren, Kutscher, Hofpostillons und Vorreuter; 60) Gärtner und Conditorsgesellen und Küferknechte; 61) Stall- und Pagenjungen.

Unter den größeren deutschen Höfen that sich besonders der preußische während der Regierung Friedrichs I. durch Entfaltung einer ungemeinen Pracht hervor. Schon der große Kurfürst legte einen nicht geringen Werth auf den Glanz seines Hofes; er meinte, es gehöre dies dazu, um die politische Bedeutung des Staats an den Tag zu legen; aber er wurde von seinem Nachfolger, dem es gelang, für Preußen den königlichen Titel zu erlangen, weit überboten. Friedrich I. fand in diesem Hofprunk sein eigentliches Element. Er nahm sich besonders Ludwig XIV. zum Muster. Sein Hofstaat kostete ihm jährlich über 400,000 Thaler. Eine besondere Pracht legte er bei der Vermählung seiner Tochter mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel an den Tag (1700). Alle Kleidungen der Herrschaften und der meisten Hofleute verschrieb man aus Frankreich, auch Sänger und Schauspieler. Alle Garden, die Leibgarde zu Pferd und zu Fuß, die 100 Schweizer, die Grandmusquetairs, Gensdarmen und Grenadiere wurden neu gekleidet, die Gensdarmen in Blau und Silber, die Grandmusquetairs in Scharlach und Gold. Die Brautkutsche war mit Karmoisinsammt ausgeschlagen, mit Gold besetzt, die Geschirre der Pferde mit vergoldeten Buckeln und Schnallen beschlagen, mit vielen goldenen Quasten behängt, die Zügel und Leinen bestanden aus Goldgeflecht. Die Tafel war mit goldenen und silbernen Gefäßen und Geschirren besetzt. Es gab vier verschiedene Gänge zu je 46 Speisen außer den Früchten und dem Confecte. Das Kleid der Braut war weiß von Silberstück, ihr Fürstenmantel aus einem ganz goldenen Netze. Den Schweif des sieben Ellen langen Kleides, das über und über mit Diamanten besäet war, trugen sechs Kammerfräuleins, da aber das Kleid einen Centner wog, so wurden sie noch durch 2 Brautpagen unterstützt. —

Ein unumgängliches Erforderniß eines Fürsten nach der Mode war, daß er die eheliche Treue nicht bewahrte, sondern in der Liebe

ausschweifte, vor Allem aber sich eine Maitresse hielt, nach dem Muster des Hofes Ludwigs XIV. Selbst solche Fürsten glaubten diese Mode mitmachen zu müssen, die gar nicht das Bedürfniß nach sinnlichen Ausschweifungen hatten, wie der oben erwähnte Friedrich I. von Preußen, welcher sich, um Ludwig XIV. es ja in Allem nachzuthun, eine Maitresse hielt, obschon er zu ihr in weiter keinem Verhältniß stand, als daß er jeden Abend in der Dämmerung eine Stunde in seinem Zimmer mit ihr auf und abging. Das Maitressenwesen übte auf unsere Höfe denselben entsittlichenden Einfluß, wie in Frankreich. Der Sinn für Tugend und Ehrbarkeit ging verloren: die Maitressen gewannen den entschiedensten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten: die Hofschranzen machten ihnen den Diener und suchten ihre Gunst zu gewinnen: das Laster gab also den Ton an und wurde umworben. Es kam dazu, daß die Maitressen furchtbare Summen kosteten: August dem Starken von Sachsen kostete eine allein über 20 Millionen Thaler.

Tüchtigkeit der Gesinnung, Ehrenwerthigkeit des Charakters höheres Streben konnten natürlich unter solchen Umständen nicht aufkommen. Es war noch das Geringste, wenn diese Hohlheit des Hofprunks nur abgeschmackte schaale Menschen erzeugte. Aber auch ein erbärmlicher Knechtssinn, kriechende Schmeichelei gegen den allgewaltigen Gebieter waren die Folgen dieses höfischen Wesens. Was war natürlicher, als daß die Herrscher in dem Gefühle ihrer Allmacht nur bestärkt wurden. Es war etwas Gewöhnliches, daß sich die Fürsten, wie Trajan, deliciæ generis humani nennen ließen. Diese Bezeichnung entblödeten sich die Schmeichler selbst nicht bei einem Fürsten anzuwenden, der wegen seiner Grausamkeit bekannt war, und eigenhändig z. B. einen Schäfer niederschoß, der ihm mit seiner Heerde nicht schnell genug aus dem Wege ging, oder einen Bedienten, von dem ihm berichtet wurde, daß er die Hunde des Fürsten nicht gehörig versorge. Es war der Markgraf Karl Wilhelm Friedrich von Ansbach *). Ein ungemeiner Wechsel der fürstlichen Gunst gegen die Personen ihrer nächsten Umgebung war auch eine Folge dieses Bewußtseins der Allmacht, dieser Gewißheit, alle Handlungen belobt zu sehen. In dieser Zeit der Willkür-

*) Ritter von Lang a. a. O.

herrschaft steigen einzelne Personen in raschester Zeit zu den höchsten Ehrenstellen, Macht und Einfluß empor, um ebenso schnell wieder in das Nichts zurückzusinken. Sie durften noch froh sein, wenn sie bei ihrem Sturze mit dem Leben davon kamen: ihr Vermögen verloren sie ohnedies gewöhnlich: aber nicht selten mußten sie die Ungnade des Fürsten mit dem Tode büßen.

Denn der Geist der Willkür war durch alle Einrichtungen des Staats gedrungen und hatte auch die Gerichte zu bloßen Organen der fürstlichen Willensmeinung herabgewürdigt. Es war die Zeit der sogenannten Cabinets-Justiz: der ausgesprochene Wille des Herrschers genügte, um die Gerichte ein diesem entsprechendes Erkenntniß fällen zu lassen. Ja, die Fürsten setzten sich oft selbst an die Stelle der Gerichte, veränderten die Erkenntnisse oder cassirten sie nach Belieben.

Unter solchen Umständen konnten die Beamten überhaupt nichts anderes sein als Werkzeuge fürstlicher Willkür. In früheren Zeiten, als die landständischen Verfassungen noch in Kraft waren, haben wir gesehen, betrachteten sie sich nicht sowohl als Diener des Fürsten, wie als Vertreter des Landes und Volkes, und nicht selten traten sie dem Fürsten entgegen, wenn er etwas wider die Verfassung vornehmen wollte. Diese Stellung der Beamten hört nun auf. Sie sind im eigentlichen Sinne des Wortes nichts anderes, als Bediente des Fürsten, und so werden sie denn auch genannt. Selbstständigkeit der Gesinnung wurde nicht mehr geduldet: sie haben blos die Befehle des Herrn zu vollziehen. Je sklavischer sie aber gegen oben waren, um so übermüthiger wurden sie gegen unten. Das Volk wurde auf das Härteste von ihnen gedrückt: Erpressungen aller Art waren an der Tagesordnung, und je despotischer die Verfassung wurde, um so weniger durften die Unterthanen auf eine Abhülfe dieser Mißbräuche hoffen. Außerdem war aber der Geschäftsgang in der Regel äußerst schleppend: Saumseligkeit, Unwissenheit, Bestechlichkeit: das waren die Merkmale des Beamtenstandes in den Zeiten der Willkürherrschaft. Die Beamtenstellen wurden meist nicht nach Verdienst, sondern nach Gunst vergeben: nicht selten wurden sie förmlich verkauft, und zwar um hohe Summen: natürlich mußten die Käufer die aufgewendeten Gelder aus den Unterthanen wieder herauszuschlagen suchen.

Die ungeheuere Verschwendung an den Höfen kostete überhaupt viel Geld. Das mußten die Unterthanen herbeischaffen, und zwar, da der Adel steuerfrei war, meist Bürger und Bauern. Die Steuern nahmen daher von Jahr zu Jahr zu: die Regierungen sind außerordentlich erfinderisch in neuen Einnahmsquellen: sie reißen Monopole an sich, wie das Salzverkaufsrecht, Bierbrauerei, Kalenderverkauf; auch zur Münzverschlechterung nehmen sie bisweilen wieder ihre Zuflucht. Doch all' dies vermochte ihre Ausgaben nicht zu decken. Sie machten daher Schulden, und zwar leichtsinniger, wie früher, weil sie jetzt nicht mehr den Widerstand der Landschaft zu besorgen hatten. —

Die Zustände in den fürstlichen Gebieten waren also ebenso unerfreulich, wie die in den Reichsstädten und bei der Ritterschaft. Das Volk ist um alle Selbstbethätigung an dem öffentlichen Wesen gebracht; es ist zu einer todten, trägen, gehorchenden, leidenden und zahlenden Masse erniedrigt: der Gemeingeist ist erstickt, das politische Urtheil gänzlich entschwunden: es ist gewohnt, in dem Fürsten einen Gott auf Erden zu sehen, dessen Laster sogar als Tugenden angeschaut werden müssen.

6. Das Reich.

Bei dieser Lage der Dinge, bei dem Verkommen des Reichsadels und des Reichsbürgerthums, bei der Unterdrückung des Volksgeistes in den Fürstenthümern, bei der vorherrschenden Richtung der Höfe auf Verschwendung und leeren Prunk, welche für edlere und höhere Bestrebungen keinen Raum mehr gestattete, war für das Reich nichts zu erwarten. Es kam hinzu, daß die bedeutendsten deutschen Fürstenhäuser in Beziehungen zu anderen, auswärtigen Staaten gekommen waren, welche sie ihre Stellung nicht mehr blos vom deutschen, sondern von einem europäischen Gesichtspunkte aus ansehen ließen. Der Kurfürst von Brandenburg wurde 1657 souveräner Herzog, 1700 König von Preußen: es war natürlich, daß ihm die letztere Eigenschaft die maßgebende war. Der deutsche

Kurfürst wurde dem Könige untergeordnet. Zwar benahm sich noch der große Kurfürst keineswegs feindselig gegen das Reich: im Gegentheile, er hat im Wesentlichen eine deutsche Staatskunst befolgt und in der Regel mit dem Kaiser gemeinsame Sache gemacht. Aber diese Erscheinung ist doch nur dem Umstande zuzuschreiben, daß seine Interessen zufälliger Weise mit einer deutschen Staatskunst zusammenfielen. Sein Hauptstreben aber ging dahin, Preußen eine europäische Bedeutung zu verschaffen, und wir werden später noch sehen, daß unter Umständen vor diesem Streben die deutsche Staatskunst zurücktreten mußte. Seine Nachfolger haben diese Bestrebungen mit Erfolg fortgeführt. Der deutsche Gesichtspunkt war also bei der preußischen Staatskunst von nun an der untergeordnete.

Der Kurfürst von Sachsen ferner wurde seit 1697 König von Polen, und die Vereinigung beider Kronen dauerte bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Auch dieser betrachtete sich seitdem nicht als deutschen, sondern als europäischen Fürsten. Ein dritter Kurfürst, der von Hannover, wurde seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts König von Großbritannien, und es war nichts begreiflicher, als daß er sich von nun an von der Politik seines großen Reiches leiten ließ, daß dagegen die deutsche in den Schatten trat.

Außer diesen eben genannten haben noch andere deutsche Fürsten auswärtige Throne bestiegen, ohne daß sie dabei den deutschen Reichsverband aufgegeben hätten: aber auch ihre ganze politische Thätigkeit richtete sich nach den Bedürfnissen jener fremden Throne. So wurde der Linie Pfalz-Zweibrücken nach der Abdankung der Königin Christine im Jahre 1654 der schwedische Thron zu Theil, und diese Linie hat den Schweden drei Könige gegeben, Karl X. (starb 1660), Karl XI. (starb 1697) und Karl XII. (starb 1718). Erst nach dem kinderlosen Tode des letzteren fiel Zweibrücken an einen anderen pfälzischen Zweig. Sofort aber wurde ein anderer deutscher Fürst schwedischer König, nämlich Friedrich von Hessen-Kassel, der Gemahl der Schwester Karls XII., Eleonore Ulrike (1720—1751), welcher zugleich regierender Landgraf von Hessen blieb. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bestieg ein Herzog von Holstein-Gottorp den russischen Thron, nämlich Peter (1762), der Gemahl der Kaiserin Katharina II., einer Prinzessin von Anhalt-Zerbst. Auch die Niederlande dürfen wir nicht ver-

gessen. Die Erbstatthalter der Republik wurden nach dem Aussterben der Nachkommenschaft Wilhelms des Schweigsamen (1702) aus der deutschen Linie, Nassau-Diez-Oranien genommen, welche den deutschen Reichsverband keineswegs aufgab.

Rechnen wir nun dazu, daß der König von Dänemark als Herzog von Holstein, und seit 1667 als Graf von Oldenburg, ferner der König von Schweden als Herzog von Bremen und Verden und von Pommern deutsche Reichsstände waren, Fürsten, die immerhin, besonders Schweden, ein bedeutendes Gewicht in die politische Wagschale legen konnten, so begreift sich, daß das aus so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzte deutsche Reich keine einmüthige feste entschlossene Staatskunst befolgte, sondern daß es von den entgegengesetztesten Strömungen hin- und hergeworfen ward.

Das kaiserliche Haus selbst befolgte eigentlich keine deutsche Staatskunst mehr. Da der Kaiser seit dem westphälischen Frieden so beschränkt war, daß er im Grunde doch nichts Erkleckliches durchsetzen konnte, so wandte er sich mit aller Kraft auf seine Hausmacht, die nun auch bei Oesterreich über die Grenzen des deutschen Reiches hinausging und dieses Haus weit mehr als eine europäische wie als eine deutsche Macht erscheinen ließ. Der einzige Vortheil, den die Habsburger aus der deutschen Kaiserkrone ziehen zu können glaubten, war, daß sie das Reich in ihre Hauskriege verwickelten. Dieses Bestreben wurde aber durchschaut und rief Widerspruch hervor, der besonders von Frankreich aus genährt wurde. Oesterreich mußte nun suchen, durch Mittel aller Art die einflußreichsten Stände auf seine Seite zu bringen, was meistens durch Zugeständnisse geschah, wobei das Reich oder die ohnedies schon sehr geschmälerte Reichsgewalt Einbußen erlitt. Das Ergebniß war, daß die bedeutenderen Reichsstände sich um das Reich und seine Einrichtungen nichts mehr kümmerten, oder nur dann, wenn sie dieselben für ihren Vortheil zu brauchen gedachten.

Der Lehre nach galt der Kaiser immer noch als Haupt der Christenheit, als der Herr der Welt, und die Krönungsfeierlichkeiten wurden mit einem dieser Vorstellung entsprechenden anspruchsvollen Prunk vollzogen: Schwert, Scepter und Krone Karls des Großen, figurirten dabei: der neue Kaiser mußte ausdrücklich versprechen, die vom Reich abgekommenen Länder wieder herbeibringen zu wollen

und überhaupt ein Mehrer des Reichs zu sein. In Wahrheit beschränkte sich aber die Macht des Kaisers auf das Recht, einige Privilegien, besonders Standeserhöhungen zu ertheilen, und auch dieses Recht wurde insofern geschmälert, als die alten Fürstenhäuser sich die Erhebung neuer Familien in den Reichsfürstenstand verbaten, sich vielmehr ihre Zustimmung ausbedangen. Außerdem maßten sich die größeren Fürsten das Recht an, ebenfalls Standeserhöhungen — bis zum Grafen — vorzunehmen. In allen nur einigermaßen wichtigen Punkten war der Kaiser an die Zustimmung der Reichsstände gebunden, welche durch die Capitulationen, die sie jedem neuen Kaiser vorlegten, ihn immer mehr beschränkten. Er durfte ohne die Reichsstände keinen Krieg anfangen, keinen Frieden schließen, keine Gesetze geben, keine Steuern ausschreiben, keine Execution vornehmen lassen.

Das gesetzmäßige Organ der Reichsstände war der Reichstag. Dieser zerfiel in drei Räthe oder Collegien: 1) in das kurfürstliche Collegium; 2) in des fürstliche; 3) in das reichsstädtische. Die Kurfürsten waren die Erzbischöfe von Mainz, von Trier, von Köln, die Herzoge von Baiern und von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg, der König von Böhmen, der Pfalzgraf am Rhein, also acht an der Zahl; im Jahre 1696 kam nun noch eine neunte Kur, die von Braunschweig-Hannover, hinzu. Das fürstliche Collegium oder der Reichsfürstenrath theilte sich wiederum in die geistliche und in die weltliche Bank. Zu der geistlichen gehörten 33 Virilstimmen und 2 Curiatstimmen. Bei der weltlichen Bank wurde wieder zwischen alten und neuen (nämlich seit 1582) Fürstenhäusern unterschieden. Zu den alten Häusern rechnete man Oesterreich, Pfalz, Sachsen, Brandenburg, Braunschweig-Lüneburg, Pommern, Würtemberg, Hessen, Baden, Mecklenburg, Holstein, Savoyen, Anhalt, Aremberg; zu den neuen Hohenzollern, Lobkowitz, Salm, Dietrichstein, Nassau, Auersberg, Fürstenberg, Schwarzenberg, Lichtenstein, Thurn und Taxis und Schwarzburg. Diesen Häusern zusammen standen 61 Stimmen zu. Dazu kamen noch die vier Grafencurien, von denen jede eine Stimme hatte, nämlich die wetterauische, schwäbische, fränkische und westphälische. Das reichsstädtische Collegium theilte sich wieder in die rheinische und in die schwäbische Bank. Die rheinische, wozu die wetterauischen und westphälischen Städte gehörten, zählte 14, die schwä-

bische, wozu auch die fränkischen gerechnet wurden, 37 Städte. Die drei Collegien beriethen abgesondert von einander: es war die Zustimmung aller drei erforderlich, wenn ein Beschluß gültig sein sollte. Bei Religionssachen bestand eine andere Eintheilung, nämlich in die Katholischen und in die Evangelischen. Der Reichstag, welcher der Natur der Sache nach nur eine gewisse Zeit dauern sollte, und womit es in der That früher nicht anders gehalten worden war, wurde seit dem Jahre 1663 nicht mehr aufgelöst: er blieb immer beisammen. Einige Fürsten knüpften damals ihre Türkenhülfe an die Bedingung, daß der Reichstag nicht eher aufgelöst werden möchte, als bis gewisse Fragen erledigt wären: da das letztere nicht geschah, so dauerte auch der Reichstag fort. Dieser erhielt dadurch eine veränderte Form. Er wurde seitdem von den Fürsten gar nicht mehr besucht, sondern sie ließen sich durch ihre Gesandten vertreten. Auch der Kaiser erschien auf dem Reichstage nicht mehr, sondern schickte seine Bevollmächtigten. Die Folge davon war, daß auf demselben nichts mehr zu Ende kam. Denn die Gesandten waren nicht mit ausgedehnten Vollmachten versehen, sondern mußten bei jedem Falle sich von ihren Regierungen Weisungen einholen. Bis diese alle einkamen, verging ungeheuere Zeit. Gewöhnlich waren sie auch dann nicht bestimmt abgefaßt, oder es wurden neue Vorschläge gemacht, über welche wiederum Weisungen von den anderen Gesandten eingeholt werden mußten: endlich blieben sie auch wohl ganz aus, wenn die betreffenden Regierungen absichtlich eine Frage nicht zur Erledigung kommen lassen wollten: kurz, der Reichstag entschied eigentlich keine einzige wichtige Frage mehr. Die Gesandten beschäftigten sich dann, um doch etwas zu thun, mit ganz unbedeutenden oder lächerlichen Dingen, und unter diesen nahmen die Streitigkeiten über Rang und Titel eine der ersten Stellen ein. Es war natürlich, daß das Titelwesen, welches wir in den einzelnen Ständen und Gebieten eine so große Rolle haben spielen sehen, auch auf dem Reichstage sich bemerklich machte, wo denn keiner vor dem andern zurückstehen, die mächtigeren aber es den kleineren zuvorthun wollten. Zuvörderst verlangten die Kurfürsten für ihre Gesandten den Titel „Excellenz", welcher bisher nur den Gesandten der Mächte ersten Rangs, also der Könige, gegeben wurde: im westphälischen

Frieden wurde ihnen diese Forderung zugestanden. Seitdem hielten sich die Kurfürsten Königen gleich, und ihre Gesandten sollten selbst den Gesandten der Könige noch vorgehen. Die anderen Fürsten aus alten Häusern eiferten nun den Kurfürsten nach: sie verlangten ebenfalls für ihre Gesandten und Minister den Titel „Excellenz": die geistlichen, und die kleineren Fürsten, selbst Grafen, wollten auch nicht zurückbleiben. Aber die Karfürsten weigerten sich, den altfürstlichen Häusern diese Forderungen zuzugestehen, und die letzteren wiederum machten es so mit den neuen Fürsten. Der Hader über den Vorrang hörte nicht auf. Die kurfürstlichen Gesandten verlangten z. B. bei feierlichen Gastmahlen auf rothen Stühlen zu sitzen, während sie den fürstlichen nur grüne zugestanden. Sie wollten durch Edelknaben und mit goldenen Messern und Gabeln bedient werden: den fürstlichen sollten nur Livreebediente aufwarten und sie auf Silber speisen. Aber die fürstlichen Gesandten waren weit entfernt, nachzugeben: im Gegentheil drangen sie in den kaiserlichen Bevollmächtigten, den Streit wegen der Stühle zu ihren Gunsten dahin zu entscheiden, daß nur grüne Stühle gesetzt würden. Ein kurfürstlicher Gesandter glaubte nun die Ehre seines Herrn dadurch wahren zu können, daß er mit einem rothen Mantel erschien, und diesen auf den Stuhl zurückfallen ließ, so daß es den Anschein hatte, er säße doch auf einem rothen Stuhl. Eine andere Auszeichnung wurde darin gesucht, daß kurfürstlichen Gesandten der Stuhl auf den Teppich gesetzt wurde, worauf der kaiserliche Bevollmächtigte unter dem Baldachin saß, den fürstlichen nur auf den Boden des Zimmers; auch dagegen sträubten sich die letzteren: endlich erwirkten sie, daß ihre Stühle wenigstens auf die Fransen des Teppichs gesetzt wurden. Ebenso war die Reihenfolge der Toaste bei feierlichen Gastmahlen ein Gegenstand des Haders. Der Kaiser Leopold ließ einmal bei kurfürstlichen Höfen Beschwerde führen, daß ihre Gesandten nicht zugeben wollten, daß nach der Gesundheit des Kaisers und der Kaiserin erst auf die Gesundheit des Hauses Oesterreich und Burgund und der kaiserlichen Gesandten getrunken würde, ehe die Reihe an die Kurfürsten und an die Fürsten käme *).

*) Pütter, historische Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs (1786). II. 267. 268.

Doch genug von diesen Jämmerlichkeiten. Leider haben sie auch ihre traurige Seite. Der deutsche Reichstag wurde dadurch zum Gespötte und die wichtigste Einrichtung des Reichskörpers, durch welche so zu sagen die Souveränität desselben sich offenbarte, verlor jeden sittlichen Halt.

Nicht anders war es mit den übrigen Einrichtungen des Reichs. Was zunächst das Reichsgerichtswesen anbetrifft, so bestanden noch das Reichskammergericht und der Reichshofrath als oberste Gerichtsbehörden: jenes wurde durch die Reichsstände, dieses durch den Kaiser besetzt. Allein das Kammergericht verlor bald alle Bedeutung. Einmal hatte es einen Gegner am Kaiser, der mit ihm durch den Reichshofrath concurrirte; zweitens wurde es von den mächtigeren Reichsständen nicht geachtet, welche auf ihre Selbstständigkeit eifersüchtig, keine Klage ihrer Unterthanen dort vornehmen lassen wollten. Die Andern endlich behielten die nöthigen Geldmittel vor, so daß immer ein bedeutender Rückstand war und die Beisitzer des Kammergerichts in der Regel am Hungertuche nagten. Seit dem Jahre 1588 fand auch keine Untersuchung mehr statt. Bestechlichkeit, Parteilichkeit, ein zum Sprüchwort gewordener schleppender Geschäftsgang war an der Tagesordnung. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts beliefen sich die rückständigen Processe auf 61,000. Von wesentlichem Einflusse auf die geringe Bedeutung des Kammergerichts war der Umstand, daß ihre Beschlüsse nicht immer ausgeführt wurden, aus Mangel einer kräftigen Reichsgewalt. Waren nämlich die Beschlüsse gegen einen mächtigen Reichsstand gerichtet, so waren sie so gut wie gar nicht gefaßt. Ein solcher unterwarf sich nicht, und der Kaiser hütete sich wohl, ihn zu zwingen. Da übrigens das Kammergericht von den Reichsständen besetzt war, die ein besonderes Interesse hatten, ihre Selbstständigkeit zu wahren, so nahmen die Unterthanen derselben z. B. Landstände u. s. w. Anstand, ihre Klagen dort anzubringen. Sie wandten sich meistens an den Reichshofrath, welcher außer der oberstrichterlichen Eigenschaft noch die eines Regierungscollegium hatte. Da der Kaiser die Stellen an diesem Gerichte besetzte, so hatte er in ihm allerdings ein Mittel, sein Ansehen geltend zu machen, und Bedrängte zu schützen. Hier und da geschah es wohl auch. Doch erstreckte sich der kaiserliche Schutz, wie wir schon oben angedeutet,

meistentheils nur auf die Unterthanen geringerer Reichsstände: gegen mächtigere war wegen Rücksichten, die der kaiserliche Hof nehmen zu müssen glaubte, keiner zu erhalten.

Das Reichsfinanzwesen war nicht besser bestellt. Es wurden zwar vom Reichstage gewisse Steuern bewilligt für die Zwecke des Reichs, so namentlich zur Unterhaltung des Kammergerichts — die sogenannten Kammerzieler — für Gesandtschaften u. s. w. Allein die Reichssteuern wurden nicht regelmäßig bezahlt, und nicht nach ihrem vollen Betrag. Die größeren Reichsstände gingen mit dieser Nachlässigkeit voran — und wer wollte sie zwingen? — dann kamen die kleineren, welche es unbillig fanden, daß sie mehr zahlen sollten, wie die großen. So war das Reich immer ohne Geld.

Noch schlechter sah es mit dem Reichskriegswesen aus. Das Reich als solches unterhielt kein stehendes Heer. Kam es zu einem Kriege, so mußten die Stände je nach ihrer Macht Mannschaften stellen. Die kleineren Stände nahmen dazu gewöhnlich schnell angeworbenes Gesindel, das mitunter erst aus dem Zuchthause entlassen wurde, oder Leute, die Schildwache gestanden hatten: von kriegerischer Zucht konnte keine Rede sein. Mehrere kleinere Haufen wurden zu einem Regimente zusammengethan: da waren nun Waffen, Bekleidung, Kriegsweise sehr verschieden, eine Einheit nicht hineinzubringen. Es kam hinzu, daß die Besetzung der Offizierstellen nicht von den militärischen Oberen, vom General oder Feldmarschall abhing, sondern von den einzelnen Ständen: der eine hatte einen Fähndrich, der andere einen Lieutenant, der dritte einen Hauptmann zu stellen. Keine Aussicht auf Beförderung, da, wenn etwa der Hauptmann, den der eine Reichsstand stellte, umgekommen war, nicht der Lieutenant nachrücken durfte, den ein anderer stellte, sondern die Stelle des Hauptmanns wurde wieder von dem ersten Reichsstande besetzt. Die Mannschaften der einzelnen Stände waren nun noch dazu sehr eifersüchtig auf einander, wollten einander in nichts nachgeben, die Rangstreitigkeiten fehlten auch hier nicht, und gewöhnlich hatten sie immer einen Rückhalt an ihren Herren. Die Truppen mächtigerer Reichsstände stellten allerdings mehr vor, waren besser geschult, gleichmäßig gekleidet und von besseren Offizieren angeführt. Sie bildeten sich aber eben deßhalb auch mehr ein und schauten auf die andern Reichstruppen mit Verachtung herab, welche

ihnen denn diese reichlich vergalten, indem sie dieselben im Fall der Noth im Stiche ließen, ja sich sogar darüber freuten, wenn ihnen ein Unfall begegnete. An der Spitze des Reichsheeres stand ein Reichsfeldmarschall und mehrere Generale, die der Reichstag erwählte, immer mit Berücksichtigung der Religionsgleichheit, so daß ebenso viele protestantische als katholische Generale gewählt wurden. Auch diese standen selten mit einander in großer Einigkeit. Traf es sich, daß ein Reichsfürst Untergeneral wurde, während der Feldmarschall diesem Stande nicht angehörte, so durfte der letztere kaum auf Gehorsam, noch weniger auf gewissenhafte und rasche Ausführung seiner Befehle rechnen. Eben so betrachteten sich die Generale von mächtigeren Reichsfürsten als vollkommen unabhängig und ließen sich von dem Reichsfeldmarschall wenig befehlen.

Nehmen wir nun Alles zusammen, was wir über das Reich gesagt, so ist das Ergebniß ein sehr unerfreuliches und trostloses. Der Gedanke der Gemeinsamkeit, der Einheit war beinahe ganz abhanden gekommen: der Partikularismus, die schnödeste Selbstsucht trat an seine Stelle: die Macht des Kaisers war geschmälert und bedeutete als solche kaum etwas mehr: das deutsche Reich war keine Monarchie, sondern ein Staatenbund, eine Republik von erlauchten Mitgliedern, wie Friedrich der Große sich ausdrückte; aber die Reichsstände, nachdem sie dergestalt sich unabhängig gemacht, trachteten nun nicht darnach, wenigstens diese neue Form des Reichs mit kräftigen lebensfähigen Einrichtungen zu durchdringen, durch welche die innere Einheit gewahrt, die Stellung zum Auslande gesichert würde, sondern Jeder dachte nur an sich selbst und nicht an das Reich: die größeren, weil sie bereits wo anders den Schwerpunkt ihres Daseins gefunden, die kleineren aus bloßer Selbstsucht oder aus Gleichgültigkeit.

Unter solchen Umständen konnte unsere Geschichte seit dem westphälischen Frieden nichts weniger als erfreulich sein.

7. Ferdinand III. und Leopold I. bis zu den Reunionen Ludwigs XIV.

Nach dem westphälischen Frieden regierte Ferdinand III. noch neun Jahre.

Der Einfluß, den Frankreich und Schweden während des dreißigjährigen Krieges und während der westphälischen Friedensunterhandlungen auf die Reichsstände ausgeübt, setzte sich fort und wenigstens der von Frankreich in noch entschiedenerer Weise, wie bisher. Anfangs zwar hatte es nicht diesen Anschein. Die Schweden nämlich schienen in Schach gehalten durch den Kurfürsten von Brandenburg, der die erste Macht im deutschen Norden war. Er gerieth mit ihnen in Streitigkeiten, weil sie mit der Herausgabe von Hinterpommern zögerten. Und Frankreich war durch die Unruhen der Fronde auf einige Zeit an einer kräftigen auswärtigen Politik gehemmt. Der Kaiser setzte daher im Jahre 1653 die Wahl seines ältesten Sohnes Ferdinand zum römischen König ohne Widerspruch durch, obschon in den westphälischen Frieden die Bestimmung aufgenommen war, daß bei Lebzeiten des Kaisers kein römischer König gewählt werden solle. Aber der junge Ferdinand starb schon 1654. Der Kaiser wollte nun seinen zweiten Sohn Leopold wählen lassen. Diesmal jedoch stieß er auf bedeutende Hindernisse.

Inzwischen nämlich hatten sich die Verhältnisse vielfach geändert. Einige Kurfürsten, wie Mainz und Trier, hatten sich wegen Rangstreitigkeiten mit dem Kaiser überworfen: diese arbeiteten den Wünschen desselben entgegen. Ferner waren in Frankreich die Unruhen der Fronde beigelegt, so daß die auswärtige Staatskunst wieder mit der gewohnten Thatkraft gehandhabt werden konnte. Sofort wurde die Verbindung dieser Macht mit Schweden hergestellt. Hier war der kriegerische Karl X. seit Christinens Abdankung (1654) König geworden. Zwar entsprach er der Aufforderung Frankreichs, seine Waffen unmittelbar gegen Deutschland zu wenden, nicht: aber die Unruhen, die er im Norden erregte, führten im Grunde zu demselben Ergebniß, welches Frankreich beabsichtigte. Er warf sich (1655) auf Polen, eroberte dies, nahm auch Polnisch-Preußen weg und

zwang den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Preußen als schwedisches Lehen anzuerkennen, und sich mit ihm zu verbinden. Die Polen erholten sich zwar nach einiger Zeit und warfen die Schweden zurück: doch wußten sich diese durch die Hülfe des großen Kurfürsten immerhin zu behaupten. Diese Ausdehnung der schwedischen Macht im Norden, unmittelbar an seiner Gränze, war dem Kaiser sehr unangenehm. Er gab sich alle Mühe, den Kurfürsten von Brandenburg vom schwedischen Bündnisse abzuziehen: dies hatte aber nur die Folge, daß der König von Schweden, um sich des Kurfürsten zu versichern, mit ihm den Vertrag von Labiau schloß (1656), zufolge dessen er ihm Preußen als souveränes Herzogthum überließ.

Mitten unter diesen Ereignissen starb Ferdinand III. (1657), ohne daß es ihm gelungen war, seinem Sohn Leopold die Nachfolge auf dem Kaiserthrone zu sichern. Auch war es wirklich sehr zweifelhaft, ob Leopold gewählt würde. Denn diesmal hatte der König von Frankreich, Ludwig XIV., ernstlich vor, es zu verhindern. Ja, Anfangs beabsichtigte er, sich selber wählen zu lassen. Schon waren die geistlichen Kurfürsten und Baiern gewonnen: nur an dem Widerspruche der protestantischen Kurfürsten scheiterte das Vorhaben. Dann aber wollte Frankreich wenigstens das Haus Habsburg vom Throne verdrängen: es bemühte sich zuerst für den Kurfürsten von Baiern, dem es sogar eine Unterstützung von 3 Millionen anbot, um den kaiserlichen Hofstaat zu bestreiten; dann, als Baiern nicht darauf eingehen wollte, gedachte Frankreich unter der habsburgischen Familie Unfrieden zu säen, indem es den Oheim Leopolds, den Erzherzog Leopold Wilhelm in Vorschlag brachte. Als auch dies nicht gelingen wollte, indem der Erzherzog die Krone ausschlug, widersetzte sich Ludwig XIV. zwar nicht länger der Wahl Leopolds, welche am 18. Juli 1658 vor sich ging, aber sein Einfluß auf die deutschen Fürsten hatte es doch bewirkt, daß dem neuen Kaiser Frankreich gegenüber die Hände gebunden wurden. In die Wahlcapitulation wurde ein Artikel aufgenommen, wornach sich der Kaiser auf keine Weise in den französisch-spanischen Krieg — der noch bis 1659 dauerte, und durch den pyrenäischen Frieden beendet ward — einmischen und weder als Kaiser noch seines Hauses wegen die Feinde der Krone Frankreich unterstützen durfte.

Ja, Ludwig XIV. schloß noch im Jahre 1658 mit einem Theile der deutschen Fürsten einen Bund, die rheinische Allianz, wodurch die Mitglieder derselben völlig in Abhängigkeit von Frankreich geriethen. Es waren die drei geistlichen Kurfürsten, der Bischof von Münster, der Pfalzgraf von Neuburg, die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, der Landgraf von Hessen-Kassel, und endlich der König von Schweden, Karl X. Die deutschen Fürsten nahmen Jahrgelder vom französischen Könige, dem sie dagegen im Falle der Noth Soldaten zu stellen versprachen: sie verriethen um schnödes Geld die deutschen Interessen.

Es zeigten sich sofort die Folgen von diesem Hereinziehen der rheinischen Fürsten in die französische Staatskunst. Im Jahre 1659 schloß Ludwig XIV. mit Spanien den pyrenäischen Frieden ab. Darnach wurden Frankreich von Spanien folgende Orte mit völliger Oberhoheit abgetreten: Arras, Hesdin, Beraume, Bethune, Grevelingen, Landrecy, Quesnoy, Thionville, Montmedy, Yvoir und andere Plätze in Artois, Hennegau, Flandern, Luxemburg. Diese Orte lagen im burgundischen Kreise und gehörten also zum deutschen Reiche. Dies erlitt dadurch eine beträchtliche Einbuße. Aber das deutsche Reich regte sich nicht, theils weil dem Kaiser schon durch die Wahlcapitulation die Hände gebunden waren, theils wegen der in Frankreichs Solde stehenden rheinischen Allianz.

Nicht so entschiedenes Uebergewicht, wie im Westen, hatten die Nachbarn Deutschlands im Norden. Der Schwedenkönig hatte sich zwar in Polen festgesetzt, allein es gelang allmählig Oesterreich, den Kurfürsten von Brandenburg vom schwedischen Bündnisse abzuziehen, ja ihn sogar zum Kriege gegen diese Macht zu vermögen. Freilich that Friedrich Wilhelm nichts umsonst. Er verlangte als Preis die Anerkennung der Souveränität Preußens von Seite des Königs von Polen. Leopold bestimmte denselben, diese Forderung zuzugestehen. Es geschah im Vertrage zu Welau (1657). Auch Dänemark ergriff jetzt die Waffen gegen Schweden. Karl X. war nun in einer gefährlichen Lage. Er aber warf sich rasch auf den einen Gegner, auf Dänemark, in der Absicht ihn völlig zu vernichten. Auch hatte er Anfangs den entschiedensten Erfolg. Bald aber wandte sich das Glück: von Brandenburg, von Oesterreich,

von Holland, das sich ebenfalls der Dänen annahm, angegriffen, erlitt er namhafte Verluste, und als er 1660 starb, so war Schweden froh, den Frieden zu Oliva (1660) zu erlangen. Daß dieser Friede nicht so nachtheilig für Schweden ausfiel, als sich nach seinen letzten Unfällen erwarten ließ, hatte es nur dem Umstande zu danken, daß er unter französischer Vermittelung zu Stande kam. Schweden behielt alle seine früheren Besitzungen und gab nur die Eroberungen an Dänemark heraus.

Kaum war dieser nordische Krieg beendet, so entbrannte schon wieder ein neuer an der südöstlichen Gränze des Reichs. Seit dem Jahre 1660 war der Kaiser in einen Türkenkrieg verwickelt. Da er ihn unglücklich führte, so verlangte er die Hülfe der Reichsstände auf dem Reichstage von 1663. Man konnte dort, wie immer, nicht fertig werden. Die Türken brachen inzwischen unter dem Großvezier Achmet Kiuprili in Ungarn ein, eroberten Neuhäusel, und warfen sich sogar nach Mähren. Endlich entschloß sich der Reichstag zur Unterstützung, selbst Ludwig XIV. bot seinen Beistand an. Das vereinigte kaiserliche und Reichsheer erfocht dann 1664 unter Montecuculi an der Raab einen großen Sieg über die Türken. Der Kaiser schloß darauf einen zwanzigjährigen Waffenstillstand, der nach einem so rühmlichen Siege keineswegs vortheilhaft für den Kaiser war: Großwardein und Neuhäusel blieben den Türken, ebenso behauptete sich der von den Türken eingesetzte Fürst von Siebenbürgen. Aber Leopold traute weder den Ungarn noch den deutschen Reichsständen, noch Ludwig XIV., und war froh unter jenen Bedingungen sich der lästigen Feinde zu entledigen.

Inzwischen begann Ludwig XIV. an der deutschen Gränze seine weiteren Entwürfe auszuführen.

Einmal überzog er den Herzog von Lothringen, entriß ihm einen Theil seiner Besitzungen und vernichtete die politische Bedeutung und Selbstständigkeit des Landes, indem er ihm die schwersten Bedingungen auferlegte. Lothringen gehörte noch zum deutschen Reiche. Aber es nahm sich des Herzogs nicht an.

Zweitens begann er einen Krieg gegen die spanischen Niederlande. In dem pyrenäischen Frieden war eine Heirath zwischen Ludwig XIV. und der ältesten Tochter des Königs Philipp IV. von Spanien, Maria Theresia, verabredet und nachher vollzogen worden. Doch

sollte Ludwig gegen einen Brautschatz für sich und seine Nachkommen auf die spanische Monarchie verzichten. Philipp IV. starb 1665 und ihm folgte sein Sohn Karl II., erst 4 Jahre alt, und so schwächlich, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Da keine männlichen Nachkommen weiter vorhanden waren, so bot sich für Ludwig XIV., als dem Gemahl der ältesten Schwester des Königs, die Aussicht auf die Erwerbung der spanischen Monarchie. Er erklärte daher seinen Verzicht auf die spanische Monarchie für ungültig, erbot sich jedoch ihn aufrecht zu erhalten, wenn man ihm die spanischen Niederlande abtrete. Darauf wollte die spanische Regierung nicht eingehen. Ludwig entschloß sich nun, die Niederlande mit Gewalt wegzunehmen. Um nicht in diesem seinem Plane geirrt zu werden, unterhandelte er heimlich mit England und mit den rheinischen Fürsten, die ihm ohnedies durch die rheinische Allianz verbunden waren, die ihm aber noch besonders versprechen mußten, dem Kaiser den Weg zu versperren, wenn er den Spaniern zu Hülfe kommen sollte. Ja, er brachte nun auch den Kurfürsten von Brandenburg im Jahr 1665 zur rheinischen Allianz, und im Jahr 1667 trat auch Baiern dazu. Die Einsprache des Kaisers aber mußte Ludwig XIV. vor Allem fürchten: denn er hatte in doppelter Beziehung Ansprüche auf die spanische Monarchie, erstens als Abkömmling Karls V., zweitens aber als Gemahl der zweiten Tochter Philipps IV., Margaretha Theresia, mit welcher er sich im Jahr 1666 vermählte.

Nachdem sich nun Ludwig XIV. nach allen Seiten hin gesichert zu haben glaubte, brach er im Jahr 1667 in die spanischen Niederlande ein, mit dem besten Erfolg: er nahm einen Ort nach dem andern weg, ohne viel Widerstand zu finden. Denn die Spanier, die sich so etwas nicht versehen hatten, waren kaum gerüstet.

Der Kaiser erschrack wirklich Anfangs, als er die Kunde vernahm, hütete sich aber doch, dem Könige von Frankreich feindlich entgegenzutreten: erstens wegen der Verbindung Ludwigs mit den rheinischen Fürsten, zweitens noch aus einem anderen Grunde. Ludwig nämlich bot dem Kaiser eine Theilung der spanischen Monarchie an: Leopold ging auf diesen Vorschlag ein, der ihm doch die Hälfte derselben sicherte, und so kam im Jahr 1668 zwischen beiden Monarchen ein geheimer Theilungsvertrag zu Stande,

für den Fall, daß der junge König ohne männliche Nachkommen stürbe *).

Vom Kaiser hatte also Ludwig XIV. nichts zu fürchten. Dagegen nahmen sich Spaniens Holland, England (dessen König Karl II. vom Parlamente gezwungen worden war) und Schweden an, welche im Jahr 1668 die sogenannte Trippelallianz schlossen und Frankreich zum Frieden von Aachen vermochten. Es begnügte sich mit den eroberten Plätzen, nämlich Charleroi, Binche, Ath, Douai, Scarpe, Tournay, Oudenarde, Lille, Armentieres, Courtray und einigen anderen Plätzen. Auch dieser Friedensschluß brachte also dem deutschen Reiche neue Verluste.

Ludwig XIV. hatte übrigens damit seine Absichten auf die spanischen Niederlande nicht aufgegeben, sondern er wartete nur eine gelegenere Zeit ab. Zunächst aber wollte er sich an den Holländern rächen. Dies schien für den ersten Augenblick unmöglich, da die drei Mächte der Trippelallianz im Jahre 1669 sich enger verbanden, um den weiteren Ansprüchen Ludwigs entgegenzutreten. Die nächste Aufgabe Ludwigs also mußte sein, dies Bündniß zu trennen. Es gelang ihm leicht, den König Karl II. von England, der ohnedies persönlich nicht für die Politik der Trippelallianz war, und selbst seine Minister durch Bestechung zu sich herüberzuziehen, diese Macht sogar zu einem Bündnisse gegen Holland zu vermögen (1670), und ebenso gelang es ihm mit Schweden, wo inzwischen die französische Partei an das Ruder gekommen. Zugleich unterhandelte er mit den deutschen Fürsten, die, wie gewöhnlich bereit waren, gegen Hülfsgelder die Fremden in allen ihren Entwürfen zu unterstützen. So kam zwischen ihm und dem Kurfürsten von Köln durch Vermittlung des Fürsten Wilhelm von Fürstenberg ein Bündniß zu Stande (1669 und 1672), zufolge dessen der Kurfürst dem Könige von Frankreich 18,000 Mann zu stellen versprach. Ebenso wurde mit dem Bischof Bernhard von Münster ein Subsidienvertrag geschlossen: nicht minder mit dem Bischof von Osnabrück, Ernst August von Lüneburg. Ja, selbst der Kaiser wurde durch seinen Minister Lobkowitz, der von Ludwig XIV. bestochen war, 1671 zu einem geheimen Vertrage bewogen, in welchem er sich verpflichtete, der Abrede von 1668 zufolge, nichts gegen Ludwig zu unternehmen, am wenigsten den vereinigten Niederlanden beizustehen.

*) Ranke französische Geschichte. III. 376.

Die Holländer, die das Verderben gegen sich heranrücken sahen, suchten nach Hülfe, wurden aber fast überall abgewiesen. Nur der Herzog von Lothringen erbot sich, ihnen beizustehen, wurde aber plötzlich von Ludwig XIV. überfallen und aus dem Lande gejagt, Lothringen von den Franzosen in Besitz genommen. Der Herzog begab sich in kaiserliche Dienste, wo er 1675 starb. Auch sein Neffe Karl, der eigentliche Thronerbe, blieb in kaiserlichen Diensten. Aber außer Lothringen, auf dessen Hülfe verzichtet werden mußte, bot sich den Holländern doch noch eine andere Macht zur Unterstützung an: der Kurfürst von Brandenburg. Der letztere fürchtete für seine rheinischen Besitzungen, wenn die Franzosen sich in den Niederlanden festsetzten. Doch that er nichts umsonst. Er ließ sich von den Holländern bedeutende Hülfsgelder bezahlen.

Ludwig XIV. brach im Jahr 1672 mit 140,000 Mann in die vereinigten Niederlande ein, machte reißende Fortschritte, unterstützt von den Fürsten von Münster und Köln, nahm einen Platz nach dem andern: die Niederlande schienen verloren. Aber auch die deutschen Länder wurden nicht geschont: namentlich die Besitzungen des Kurfürsten von Brandenburg wurden auf das Ernstlichste bedroht.

Dieser gab sich nun alle erdenkliche Mühe, gegen Frankreich einen Bund zu Stande zu bringen. Vor Allem suchte er den Kaiser dazu zu bewegen. In der That durfte dieser, wenn er nicht alles Ansehen als Oberhaupt des Reiches einbüßen wollte, nicht länger unthätig sein. Die rheinischen Länder wurden fortwährend von den französischen Truppen durchzogen, Kriegssteuern von ihnen erpreßt, mit den Menschen auf das Empörendste umgegangen, die Fürsten, die mit Ludwig XIV. nicht gemeinsame Sache machen wollten, wie Kurpfalz und Trier, als Feinde behandelt. Aber der Kaiser hatte mit Frankreich jenes geheime Bündniß geschlossen, das ihn verpflichtete, nichts Feindliches gegen es zu unternehmen. Da indeß der Kurfürst von Brandenburg immer mehr drängte, und er endlich damit drohte, sich an Ludwig XIV. anzuschließen, und mit ihm sich in die Niederlande zu theilen, so entschloß sich Leopold, wenigstens *scheinbar* gegen Frankreich zum Schutze des Reiches aufzutreten. Er ließ zu dem Heere des Kurfürsten ein anderes unter Montecuculi rücken, allein er gab seinem Feldherrn die Weisung, gegen die Franzosen nur die Waffen

zu zeigen, nicht sie zu gebrauchen. Montecuculis Aufgabe war daher, alle kräftigen Maßregeln des Kurfürsten zu hemmen, ihn von jedem kriegerischen Vorgehen abzuhalten, dagegen beide Heere in der Irre herumzuführen, wobei sie, ohne nur auf den Feind zu stoßen, genug Einbuße erlitten. Montecuculi gelang die Lösung dieser Aufgabe vortrefflich. Es wurde nicht das Geringste ausgerichtet. Der Kurfürst merkte endlich die Absicht, erfuhr auch zufällig den geheimen Vertrag von 1671 und schloß, da er sah, daß unter solchen Umständen doch Alles vergeblich sei, mit Frankreich Frieden (1673).

Inzwischen wurden die Uebergriffe Frankreichs bezüglich Deutschlands immer bedenklicher. Die Gewaltthätigkeiten gegen Glieder des Reichs, die Brandschatzungen, die Verheerungen der deutschen Länder mehrten sich. Der Kaiser durfte nicht länger zusehen. Er machte daher Ludwig XIV. ernstliche Vorstellungen und verlangte die Abführung seiner Truppen von dem Boden des Reichs. Der König verweigerte es. Der Krieg war nun unvermeidlich. Unterdessen hatte sich aber auch Spanien geregt. Es sah in den vereinigten Niederlanden sich selbst bedroht und eilte ihnen beizustehen. Auch auf den Kaiser gewann es einen größeren Einfluß. Zwischen beiden Mächten kam 1673 ein Bündniß zu Stande, in welches auch die vereinigten Niederlande aufgenommen wurden. Sofort kam in die kaiserliche Staatskunst mehr Schwung. Die französischgesinnten Minister wurden entlassen: Wilhelm von Fürstenberg als Verräther festgenommen und nach Wien abgeführt; ebenso sein Bruder Egon, Bischof von Straßburg, wegen Anhänglichkeit an Frankreich entsetzt. Der Kaiser schickte ein neues Heer an den Rhein: es drang siegreich vor: Münster und Köln wurden gezwungen, dem französischen Bündniß zu entsagen, und auch der Reichstag fand sich bewogen, an Frankreich den Krieg zu erklären (1674). Jetzt wandten sich die Herzoge von Braunschweig-Zell und Wolfenbüttel ebenfalls von Frankreich ab. Nicht minder gelang es, den Kurfürsten von Brandenburg zum neuen Kriege gegen diese Macht zu bewegen: auch Dänemark trat bei, und England wechselte seine Staatskunst.

Die Verhältnisse hatten also plötzlich eine für Ludwig XIV. sehr gefährliche Wendung genommen. Aber der Bund, der sich gegen ihn gebildet, so groß er auch war, richtete doch wenig aus. Er war aus zu verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt. Höhere

Beweggründe leiteten wohl keinen einzigen seiner Gegner: jeder dachte eben nur an den eigenen Nutzen, entschlossen, die Partei, die er eben genommen, mit einer andern zu vertauschen, die ihm mehr Vortheil zu versprechen schien. Dazu kam, daß die verschiedenen Generale der Verbündeten, des Kaisers, des Reichsheeres, der mächtigeren Fürsten sowohl über den allgemeinen Kriegsplan, als über die Ausführung im Einzelnen unaufhörlich in Hader geriethen, so daß sie sich gegenseitig hemmten und alle Erfolge vereitelten. Am meisten Einsicht zeigte der große Kurfürst, der immer zu raschem Vordringen, augenblicklichem Benutzen der Schwäche der Feinde rieth, aber auch an dem kaiserlichen Feldherrn, Beurnonville, einen beständigen Hemmschuh fand, der die besten Gelegenheiten vorübergehen ließ, den Franzosen eine Schlappe beizubringen. In Folge dieser Uneinigkeit der Heerführer wurde in den Jahren 1674 und 1675 von den Verbündeten gar nichts ausgerichtet, obschon sie den Franzosen um das Doppelte überlegen waren. Sie zogen sich unverrichteter Dinge über den Rhein zurück.

Inzwischen hatte Ludwig XIV. die Schweden zu einem Bündnisse und zu einem Einfalle in Deutschland vermocht. Namentlich sollten sie sich gegen den Kurfürsten von Brandenburg wenden, in dem der König mit Recht einen seiner gefährlichsten Gegner erblickte. In der That brachen die Schweden im Jahre 1675 in das Brandenburgische ein.

Der Kurfürst stand, als dieser Einbruch erfolgte, mit seinem Heere am Rhein. Er wandte sich an die Verbündeten um Unterstützung gegen diesen Unfall, fand aber überall taube Ohren, namentlich auch beim Kaiser, welcher ihm mißtraute, und seinen Sieg schon deßwegen nicht gerne sah, weil er dadurch nur noch mächtiger zu werden drohte. Friedrich Wilhelm war also blos auf sich selber angewiesen. Er verließ das Reichsheer und eilte nach Brandenburg zurück, schlug aber die Schweden am 28. Juni 1675 bei Fehrbellin aufs Haupt und warf sie aus dem Lande.

Nun wurde freilich vom Reich und den Verbündeten den Schweden der Krieg erklärt. Besonders Dänemark that sich jetzt hervor. Auch Braunschweig-Zell und Wolfenbüttel und der Bischof von Münster waren sehr eifrig, den Krieg gegen Schweden fortzusetzen, weil sie hofften, von der schwedischen Beute auch etwas

abzubekommen, namentlich Bremen und Verden, was ihnen so gut gelegen war. Dänemark suchte bei dieser Gelegenheit sich an Holstein-Gottorp zu rächen, das immer von Schweden unterstützt worden war. Es nahm den Herzog Christian Albert treuloser Weise gefangen (1675), und zwang ihm die Souveränität über Schleswig, so wie mehrere Plätze ab. Schweden konnte gegen so viele Feinde nicht Stand halten. Es verlor in den Jahren 1676, 1677, 1678 alle seine Besitzungen in Deutschland, die ihm von Brandenburg, von Braunschweig-Lüneburg und Münster entrissen wurden, Pommern, Bremen und Verden.

Die Unterstützung Frankreichs war also Schweden zu seinem eigenen Verderben ausgeschlagen, und auch am Rhein entbehrten eine Zeit lang die französischen Waffen des Glücks. Immerhin aber war Schwedens Einfall für Frankreich insoferne vortheilhaft, als dieses Luft bekam und ein Theil seiner Gegner im Norden beschäftigt wurde. Bald erholten sich auch wieder die französischen Waffen: bei den deutschen Truppen traten die oben erwähnten unglückseligen Verhältnisse mit erneuter Stärke hervor: nicht einmal Siege wußten sie zu benutzen, und so hatten im Allgemeinen die Franzosen das Uebergewicht, besonders in den Niederlanden.

Das Bedürfniß nach Frieden machte sich nun auf mehreren Seiten geltend. Auch der Kaiser wünschte ihn, da seit einiger Zeit in Ungarn Unruhen ausgebrochen waren, zu deren Dämpfung er seine ganze Kraft brauchte. Frankreich war dem Frieden nicht entgegen. Nimwegen wurde zum Sitze der Unterhandlungen bestimmt. Ludwigs Absicht ging nun vor Allem dahin, die Verbündeten zu trennen. Dies gelang ihm leicht. Die Interessen derselben waren, wie wir gesehen, sehr verschieden. Ueberdem geriethen die Gesandten derselben sofort über Rang und Titel in die gewohnten bitteren Streitigkeiten, welche die Einmüthigkeit noch mehr erschwerten.

Zuerst wurden die Holländer vermocht, sich von den Verbündeten zu trennen und mit Ludwig XIV. einen besonderen Frieden zu schließen (August 1678). Sie eilten um so mehr, als Ludwig wohlweislich ihnen alle Eroberungen wieder zurückgab. Dann wurde mit Spanien abgeschlossen (September 1678). Diese Macht mußte freilich mehr herausgeben. Sie trat ab die Grafschaft

Burgund, mit der Grafschaft Bisanz erhielt wohl größtentheils die im aachener Frieden verlorenen Plätze zurück, gab aber dafür Valenciennes, Buchain, Condé, Cambray, St. Omer, Ypern, Warwick, Warneton, Poperingen, Bailleul, Cassel, Baray, Maubeuge. Diese Plätze wie Burgund und Bisanz, die bisher zum deutschen Reiche gehört hatten, erhielt Ludwig mit voller Oberhoheit. Es war also ein neuer Verlust für Deutschland.

Im Februar 1679 ließ sich auch der Kaiser herbei, für das Reich abzuschließen. Eigentlich hatte er dem Reichstage versprochen, ihn von den Friedensbedingungen in Kenntniß zu setzen; auch durfte er verfassungsmäßig ohne denselben nicht Friede machen. Er hatte es aber für gut befunden, die Zustimmung des Reichstages zu umgehen. Freilich war der Friedensschluß nicht sehr ehrenvoll für das Reich. Frankreich gab zwar das Besetzungsrecht von Philippsburg zurück, erhielt aber dafür von Oesterreich Freiburg. Der gefangene Wilhelm von Fürstenberg sollte freigegeben, der Bruder desselben, Egon, Bischof von Straßburg, ebenso wie Wilhelm einer der thätigsten Werkzeuge der französischen Staatskunst im Reiche, sollte wieder in alle seine Güter und Würden eingesetzt werden. Der Herzog von Lothringen sollte gleichfalls sein Land zurückerhalten, jedoch unter den härtesten Bedingungen: da er sie anzunehmen weigerte, so blieb Lothringen im Besitze Frankreichs. Endlich gab der Kaiser Brandenburg preis zu Gunsten der Schweden: das heißt, Schweden sollte alle seine deutschen Besitzungen wieder bekommen, eine Bedingung, an welcher Ludwig XIV. unerbittlich festhielt: er setzte eine Ehre darein, seinen Bundesgenossen nicht stecken zu lassen. Und der Kaiser ließ sich um so leichter dafür gewinnen, als er weit mehr die Vergrößerung Brandenburgs fürchtete: „er wolle nicht, daß sich im Norden ein neues Königreich Vandalen bilde.“ Natürlich mußten sich auch Braunschweig und Münster fügen, die denn Bremen und Verden an Schweden herausgaben.

Es blieb nur noch der Kurfürst von Brandenburg übrig. Der war aber jetzt von Allen verlassen. Freilich Anfangs handelte er nicht besser, wie die anderen auch. Wie er merkte, daß er von seinen bisherigen Verbündeten keine Unterstützung in seinen Planen erwarten dürfe, noch vor dem Abschlusse des Friedens zwischen

Holland und Frankreich, wandte er sich insgeheim an Ludwig XIV., in der Absicht, mit dieser Macht noch früher abzuschließen, als die anderen, wenn er gute Bedingungen erhalte. Er versprach, wenn man ihm Pommern bis an die Peene überlasse, das Beste Frankreichs aus allen Kräften befördern zu wollen. Doch Frankreich wies ihn ab, obschon er diese Versuche mehrmals wiederholte. Denn Ludwig wollte vor Allem die volle Wiederherstellung Schwedens. Der Kurfürst hoffte nun durch die Waffen bessere Bedingungen zu erhalten, warf auch 1679 die Schweden mehrmals aus Preußen heraus. Aber inzwischen hatten die Franzosen durch die Friedensschlüsse freie Hand erhalten, und konnten jetzt alle ihre Kräfte gegen ihn aufbieten: seine westphälischen und rheinischen Länder hatten sie ohnedies in Händen: und endlich war zu besorgen, daß auch die Polen ihm den Krieg erklärten, welche die Franzosen beständig wider den Kurfürsten aufreizten. Dieser wandte sich nun nochmals an Ludwig: er erbot sich sogar, Cleve an Frankreich zu überlassen gegen schwedisch Pommern; er versprach, beim Tode des Kaisers dem Dauphin seine Stimme als deutscher Kaiser zu geben. Alles vergebens. So entschloß er sich denn zum Frieden in Germain en St. Laye, 29. Juni 1679. Demzufolge gab er alle Eroberungen an Schweden heraus bis auf das Stück von Pommern jenseits der Oder. Ludwig versprach ihm aber 300,000 Thaler Kriegskosten, wenn er es von nun an mit Frankreich halte. Auch Dänemark mußte alles Eroberte an Schweden zurückerstatten, ebenso Holstein-Gottorp wieder einsetzen.

Ludwig XIV. hatte bei diesen Friedensschlüssen die Schwäche des Reiches hinlänglich kennen gelernt. Er glaubte ihm jetzt noch vielmehr bieten zu dürfen.

8. Die Zeit der Reunionen. Neuer Krieg mit Frankreich. Friede zu Ryßwick.

Das Elsaß war zwar im westphälischen Frieden an Frankreich abgetreten worden: aber mit den Reichsstädten und andern unmittelbaren Reichsständen hatte es eine eigene Bewandtniß. Diesen wurde ihr bisheriges Verhältniß zum Reich, also ihre Reichsunmittelbarkeit vorbehalten. In dem betreffenden Artikel des münsterer Friedens fand sich nun aber die Stelle: „daß dies der Oberhoheit des französischen Königs keinen Abbruch thun soll", welche dieser natürlich zu seinem Vortheile auslegte. Es war dies eine von den vielen ähnlichen Stellen in Friedensschlüssen, die an Zweideutigkeit kränkeln und die man im verschiedensten Sinne auslegen kann. Ludwig betrachtete sich sofort als den eigentlichen Souverän des ganzen Elsasses und machte besonders unaufhörliche Eingriffe in die Rechte der Reichsstädte. Diese wandten sich zu wiederholten Malen an das Reich: von diesem wurden auch an Ludwig XIV. Vorstellungen gemacht, die ihn aber nichts kümmerten. Im letzten Kriege (1673) nahm er nun die 10 Reichsstädte vollends weg und belegte sie mit Besatzungen. Sie beschwerten sich fortwährend beim Reich, und auf dem nimweger Frieden kamen auch diese Verhältnisse zur Sprache, ohne daß dieser Streitpunkt im Frieden selbst seine Erledigung gefunden hätte: der Kaiser hielt es für besser, denselben auf die lange Bank zu schieben. Nur Straßburg war noch als Reichsstadt übrig geblieben. Sie galt als einer der wichtigsten Schlüssel des Reichs.

Ludwig XIV. war aber entschlossen, immer weiter zu gehen. Kaum war der Nimweger Frieden geschlossen, so behandelte er die Reichsstädte als völlige Unterthanen: sie mußten ihm als ihrem obersten Herrn und Gebieter Gehorsam schwören. Sodann traf er eine unerhörte Maßregel. Er setzte im Jahre 1680 drei Gerichte nieder, die sogenannten Reunionskammern zu Metz, zu Breisach und zu Bisanz, welche zu untersuchen hatten, welche Besitzungen, Lehnschaften u. s. w. ehemals zu den Landstrichen und Städten ge-

hört hätten, die Frankreich in den letzten Friedensschlüssen erworben. Diese Gerichte fanden nun, nicht nur, daß das ganze Elsaß, sondern auch andere Gebiete vermöge jenes Grundsatzes dem König von Frankreich gehörten: als Zweibrücken, Saarbrücken, Veldenz, Sponheim, Mömpelgard, Lauterburg, Germersheim, Falkenburg, Homburg, Bitsch u. s. w., die Grafschaft Chini und einige andere Plätze in Luxemburg. Die Besitzer dieser Gebiete, der König von Schweden wegen Zweibrücken, der König von Spanien wegen verschiedener niederländischen Besitzungen, der Prinz von Oranien, der Kurfürst von der Pfalz, der Pfalzgraf von Veldenz, der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden und der ganze unmittelbare Adel zwischen Rhein und Mosel wurden vor jenes Gericht geladen, und da sie nicht erschienen, ihnen die betreffenden Gebiete ohne Weiteres abgesprochen und Ludwig XIV. zuerkannt. Jeder Widerstand der Beraubten sollte als Rebellion angesehen werden.

Der Kaiser und das Reich erstaunten freilich über diese Unverschämtheit des französischen Königs. Sie beschlossen aber vorderhand nur, ihm Vorstellungen zu machen, und auch den König von England um seine Vermittelung anzugehen. Der Kaiser schickte noch einen besonderen Gesandten an Ludwig. Aber Alles war vergebens. Der König kannte seine Leute. Er wußte, daß die Reichsstände zwar viel Zeit mit Berathungen, Vorstellungen, weitläufigen juristischen Ausführungen verloren, aber nicht daran dächten, das Schwert zu ziehen, wenn es das gemeinsame Vaterland und die Ehre beträfe, und nicht der Einzelne einen Vortheil für sich erblicke. Er antwortete auf alle Vorstellungen, er habe das augenscheinlichste Recht, und fuhr fort, einzuziehen. Endlich ließ er sich herbei, seine Gesandten auf einen Congreß zu schicken, wo auch Bevollmächtigte des Reichs erschienen, um sich über die Streitsache zu besprechen. Dieser Congreß wurde im Juli 1681 zu Frankfurt am Main eröffnet. Aber hier hatten die Gesandten der deutschen Fürsten wieder so viel über Rang und Titel zu streiten, daß man gar nicht zur Hauptsache kam. Inzwischen nahm Ludwig XIV. Straßburg, jene wichtige Reichsstadt, mit Gewalt und Verrath weg (Sept. 1681) und vervollständigte dadurch seine elsässischen Reunionen ganz bedeutend.

Nach dieser neuen Gewaltthat, die noch dazu dem Reich einen unersetzlichen Verlust bereitete, hätte man wenigstens eine Kriegserklärung an Ludwig XIV. erwarten dürfen. In der That war eine Zeitlang davon die Rede, und es wurde zu diesem Ende eine bessere Kriegsordnung, als die bisherige, ins Leben gerufen. Auch schlossen einige rheinische und fränkische Fürsten ein Vertheidigungsbündniß. Zum Kriege kam es aber gleichwohl nicht. Einmal zeigte der Kaiser keinen rechten Ernst, welcher durch die ungarischen Unruhen und durch einen Einfall der Türken bedroht ward, und der Schutz dieser seiner östlichen Länder galt ihm natürlich mehr, als die Wahrung der westlichen Gränzen des Reichs. Sodann setzte sich ein anderer Theil der Fürsten, und unter diesen der Kurfürst von Brandenburg, einem Kriege mit Frankreich auf das Entschiedenste entgegen. Der Letztere war noch von den Zeiten des nimweger Friedens her beleidigt: er hielt es seitdem für zuträglicher, die Partei Frankreichs zu nehmen. Er wurde zu dieser Staatskunst insbesondere durch die Veränderung vermocht, die in den Beziehungen zwischen Frankreich und Schweden eingetreten waren. Letzteres war durch die Reunionen Ludwigs, die ja auch ein schwedisches Besitzthum, Zweibrücken, trafen, tief beleidigt. Es schloß sofort mit dem Prinzen von Oranien, der ebenfalls durch die Reunionen bedroht wurde, überhaupt aber der entschiedenste Gegner der französischen Politik war, einen Bund (1681) gegen die Anmaßungen Ludwigs, dem auch der Kaiser beitrat. Um so lebhafter warf sich der Kurfürst von Brandenburg auf die französische Seite: er hoffte dadurch endlich seine Absichten auf die schwedischen Besitzungen in Deutschland ausführen zu können. Außerdem hatte er Ansprüche auf das Fürstenthum Jägerndorf in Schlesien, die er bei dieser Gelegenheit ebenfalls zu verwirklichen hoffte. Bei solchem Zwiespalt unter den deutschen Mächten schien nun ein neuer Krieg mit Frankreich höchst bedenklich. Man zog also vor, ferner zu unterhandeln. Ludwig zeigte sich zu einem zwanzigjährigen Waffenstillstande geneigt für den Fall, daß ihm das Reich den thatsächlichen Besitz der bereits reunirten Länder zugestehe. Kaiser und Reich entschloß sich dazu im Jahre 1684, und die Gewaltthat Ludwigs war somit von dem besten Erfolge gekrönt. Auch Spanien mußte wieder einige Plätze abgeben, unter anderen Luxemburg.

Die Schwäche des Reichs war durch diese Reunionsgeschichten so offenbar geworden, daß auch geringere Mächte es wagen durften, an ihm zu zerren. Der König von Dänemark, der sich mit Frankreich verbündet hatte, verfuhr wieder feindlich gegen den Herzog von Holstein-Gottorp, trotz der Abmahnungen des Kaisers, und zog zuletzt den herzoglichen Antheil von Schleswig ohne Umstände ein (1684). Auch die Herzoge von Mecklenburg und Lauenburg drohte er mit Krieg zu überziehen, wenn sie ihm nicht ihre angeblich noch schuldenden Gelder aus dem vorigen Kriege bezahlten, was sie dann thaten. Das Hochstift Lübeck brandschatzte er um 125,000 Thaler, unbekümmert um die Befehle des Kaisers. Und endlich (1685) griff er Hamburg an, eine Stadt, die ihm von derselben Bedeutung erschien, wie dem Könige von Frankreich Straßburg. Da Unruhen in der Stadt ausgebrochen waren, und eine Partei in derselben sich sogar mit dem Könige verbündet hatte, wäre ihm beinahe sein Vorhaben geglückt. Zum Heile für Hamburg gönnten aber die benachbarten Fürsten dem dänischen Könige diesen fetten Bissen nicht. Kurbrandenburg und Braunschweig-Zelle nahmen sich ernstlich der alten Hansestadt an, und bewogen den König zum Abzuge*) (1686).

Inzwischen war der Krieg mit den Türken längst ausgebrochen. Leopold wollte in Ungarn ebenso eine unumschränkte Willkürherrschaft begründen, mit Beseitigung der ständischen Rechte, wie dies den Habsburgern in den österreichischen Erbländern und in Böhmen gelungen war. Er stieß aber dabei auf den entschiedensten Widerstand. Besonders seit dem Jahre 1674 erhoben die Ungarn die Fahne der Empörung, wählten einen ihrer Großen, Tökôly, zum Könige, und riefen zuletzt, da sie nicht hofften, allein ihr Sache ausfechten zu können, die Türken zu Hülfe (1682). Die brachen mit einem großen Heere in die Länder des Kaisers ein und belagerten Wien (1683). Dies erregte doch einen großen Schrecken in der abendländischen Christenheit. Auch einige der angesehneren deutschen Fürsten entschlossen sich zum Beistand — doch gehörte der

*) Vergleiche über diese hamburgischen Geschichten das interessante Osterprogramm von Prof. Wurm in Hamburg: „der europäische Hintergrund der Snitger-Jastramschen Wirren in Hamburg 1686" (1855).

Kurfürst von Brandenburg nicht dazu. — Das Hauptverdienst der Rettung Wiens gebührt aber dem König von Polen, Johann Sobiesky, der an der Spitze seiner und deutscher Schaaren Wien entsetzte und den Türken eine große Niederlage beibrachte. Doch war freilich damit der Krieg nicht beendet, sondern er ging noch bis zum Ende des Jahrhunderts fort. Indessen kam der Kaiser nie mehr in so bedenkliche Lage, da er glücklicher Weise mehrere vortreffliche Feldherren gefunden hatte, so den Herzog von Lothringen, den Markgrafen Ludwig von Baden, den Prinzen Eugen von Savoyen.

Vielmehr diente gerade dieser türkische Krieg und die Erfolge, die in ihm errungen wurden, dazu, die Macht des Kaisers sehr bedeutend zu stärken, ihm wieder Ansehen zu verschaffen. Um so eifersüchtiger blickte Ludwig XIV. auf diese Wendung der Dinge. Er glaubte die habsburgische Macht nicht weiter um sich greifen lassen zu müssen. Und bald bot sich eine Veranlassung dar, sie von Neuem anzngreifen, oder vielmehr sich neuerdings auf Kosten des Reiches zu vergrößern. Im Jahre 1685 starb der Kurfürst von der Pfalz, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Es folgte ihm nur die neuburgische Linie, die bisher im Besitze von Jülich und Berg gewesen. Ludwig XIV. aber nahm einen Theil der Pfalz, Simmern, Lautern, Sponheim, Germersheim, für seinen Bruder, den Herzog Philipp von Orleans, in Anspruch, welcher der Gemahl der Schwester des verstorbenen Kurfürsten Charlotte Elisabeth war.

Zu diesem Handel kam bald noch ein anderer. Im Jahr 1688 starb der bisherige Erzbischof von Köln, Maximilian Heinrich von Baiern. Dieser Kurfürst des deutschen Reiches war unter dem Einflusse der Brüder Fürstenberg gestanden, die so eifrige Anhänger Frankreichs gewesen, und so lange Maximilian Heinrich lebte, befand sich auch das Kurfürstenthum Köln in beständigem Bunde mit Frankreich und trug wesentlich zu den Erfolgen der französischen Politik gegenüber von Deutschland bei. Denn Köln war außerordentlich mächtig. Der Kurfürst vereinigte damals zufälliger Weise die Bisthümer Lüttich, Münster und Hildesheim in seiner Person. Er war also weitaus der angesehenste deutsche Fürst im nordwestlichen Deutschland. Natürlich mußte Ludwig XIV. wünschen, dieses wichtige Fürstenthum mit einem ihm ergebenen Manne besetzt zu

sehen, und er bot daher seinen ganzen Einfluß auf, um die Wahl Wilhelms von Fürstenberg durchzusetzen, der kurz vorher zum Coadjutor gewählt worden war. Nicht minderes Interesse hatte aber der Kaiser, die Wahl Fürstenbergs, des Reichsverräthers, zu hintertreiben. In der That betrieb er die Aufstellung eines Gegencandidaten, eines baierischen Prinzen, Joseph Clemens, der das ganze baierische Haus hinter sich stehen hatte, und dem auch der Papst geneigt war, welcher eben damals mit Ludwig XIV. in mannichfache Händel sich verwickelt hatte. Es erfolgte nun eine doppelte Wahl. Fürstenberg erlangte zwar die Mehrheit der Stimmen, aber nur in Köln, nicht in Lüttich, Münster und Hildesheim, wo andere gewählt wurden, sodann hatte er selbst für Köln nicht die nöthigen zwei Drittheile. Für den baierischen Prinzen aber entschied sich der Papst.

Ludwig XIV. war jedoch nicht gewillt, von einem Vorhaben ohne Weiteres zurückzutreten, oder einen Bundesgenossen zu verlassen. Theils um Fürstenberg in seinem Kurfürstenthum zu sichern, theils um die beanspruchten pfälzischen Landestheile in Besitz zu nehmen, glaubte er Gewalt anwenden zu müssen. Plötzlich fiel er mit einem Heere in die Kurpfalz ein, nahm diese ohne Weiteres hinweg, dehnte sich weiter am Neckar hin aus, wandte sich dann gegen Mainz, nahm auch dieses und befand sich in Kurzem im Besitz der vier rheinischen Kurfürstenthümer.

Der Handstreich war ihm zwar gelungen, aber doch erhoben sich nun gegen ihn die energischesten und umfassendsten Widerstände. Der Uebermuth, den Ludwig XIV. bisher an den Tag gelegt, hatte doch zu viele deutsche Fürsten persönlich betroffen, als daß er auf die Länge hin auf dieselbe Unterstützung, die er bisher in Deutschland gefunden, rechnen durfte. Baiern, das ihm sonst immer befreundet war, stand jetzt wegen der kölner Angelegenheit gegen ihn. Braunschweig-Lüneburg (Hannover) hatte sich in der letzten Zeit sehr enge an den Kaiser angeschlossen. Brandenburg, welches so viel zur Verwirklichung der französischen Ansprüche in den Reunionsgeschichten beigetragen, hatte sich ihm inzwischen ebenfalls entfremdet, theils weil Ludwig XIV. nicht auf die brandenburgischen Plane bezüglich Schwedens eingehen wollte, welche Macht im Gegentheil von Ludwig mehr begünstigt ward, als Brandenburg, theils wegen

der Bedrängung des Fürstenthums Orange, auf welches Brandenburg nach dem Tode Wilhelms von Oranien die Anwartschaft hatte, theils endlich wegen der Bedrückungen der französischen Protestanten, von Seite Ludwigs XIV., in Folge der Aufhebung des Ediktes von Nantes. Schon im Jahr 1685 hatte der große Kurfürst ein geheimes Bündniß mit Wilhelm von Oranien geschlossen: im Jahr 1686 kam der große augsburger Bund hinzu, den der Kaiser mit einem großen Theile der deutschen Fürsten schloß, und dessen Zweck war, den Anmaßungen Ludwigs entgegenzutreten. Als er sich daher die neuen Vergewaltigungen erlaubt hatte, so erklärte der Reichstag an Ludwig XIV. den Krieg (Febr. 1689). Bald zogen von allen Seiten deutsche Schaaren gegen ihn heran, welche ihn aus den unteren Rheingegenden wieder hinauswarfen. Noch bedenklicher wurde die Lage Ludwigs, seitdem der Prinz von Oranien in Folge des Sturzes Jakobs II. König von England geworden war, der nun sofort von Seite dieses Reiches ihm ebenfalls den Krieg erklärte. Auch Spanien blieb nicht zurück.

Ludwig sah bald, daß er die eroberten Länder nicht behaupten könne. Um sie nun aber auch seinen Feinden werthlos zu machen so gebrauchte er ein barbarisches Mittel. Er ließ die Pfalz auf das Gräulichste verwüsten und niederbrennen. Das fruchtbare Land ward zu einem Aschenhaufen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch das Heidelberger Schloß zerstört (März 1689) von dem französischen General Melac.

Diese Grausamkeit feuerte nun das Reich zu größeren Anstrengungen an: besonders thätig bewies sich der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III. (seit dem Tode des großen Kurfürsten 1688), und bei der großen Menge von Verbündeten gegen den König — auch der Herzog von Savoyen trat jetzt bei — schienen diesmal Erfolge errungen werden zu müssen. Im Allgemeinen bewies wirklich Ludwig XIV. nicht mehr die entschiedene kriegerische Ueberlegenheit, wie vordem. Gleichwohl zog das Reich aus diesem Kriege keineswegs die Vortheile, die es erwartete.

Nach einiger Zeit nämlich traten wieder jene unglücklichen Erscheinungen hervor, die wir bei den früheren Kriegen bemerkt haben: Eifersüchteleien aller Art, Uneinigkeit der Heerführer, Ungehorsam gegen die Befehle des Obergenerals, Streitigkeiten über diesen selbst.

Die Folge davon war, daß der Kriegseifer der deutschen Stände schon nach zwei Jahren erschlaffte und daß Ludwig wieder Erfolge gewann. Der Kaiser, welcher immer noch mit dem Türkenkriege beschäftigt war, sah diesen, wie gewöhnlich, als den wichtigeren an, kümmerte sich wenig um den französischen und überließ die Führung desselben den Ständen, die dann wieder ärgerlich darüber wurden. Dazu kam nun noch das Zerwürfniß, welches die hannöverische Kur hervorbrachte.

Der Herzog Ernst August von Hannover nämlich, der später alle braunschweig-lüneburgischen Lande vereinigte, früher, wie so viele andern deutschen Fürsten, im Solde Frankreichs, hatte sich doch schon seit geraumer Zeit enge an den Kaiser angeschlossen und diesem, besonders in den Türkenkriegen, sehr wesentliche Dienste geleistet. Ja, Ernst August machte sich verbindlich, dem Hause Oesterreich wegen der spanischen Erbschaft beizustehen und immer auf seiner Seite zu bleiben, wenn der Kaiser dem Herzog und seinen Nachkommen die Kurwürde ertheilen wollte. Dafür versprach Ernst August, bei erledigtem Kaiserthrone immer einem Prinzen aus dem Hause Oesterreich seine Stimme zu geben. Der Kaiser ging darauf ein und brachte die Sache auf dem Reichstage von 1692 vor. Er stieß jedoch auf den lebhaftesten Widerspruch der Kurfürsten und des Fürstencollegiums. Demohngeachtet ertheilte der Kaiser am 19. December 1692 dem Herzoge von Hannover die Kurwürde. Darüber kam der Reichsfürstenrath in Bewegung: Sachsen-Coburg, Gotha, Brandenburg-Culmbach, Braunschweig-Wolfenbüttel, Hessen-Kassel, Holstein-Glückstadt, Baden-Baden, die Bischöfe von Münster, Bamberg und Eichstädt traten zu Regensburg in einen Bund zusammen, und erklärten die neunte Kur für nichtig. Natürlich suchte Frankreich aus diesen Dingen Nutzen zu ziehen: schon war Braunschweig-Wolfenbüttel von Frankreich gewonnen und sogar in dem eigenen Hause des neuen Kurfürsten brachen Zerwürfnisse aus, weil die jüngeren Söhne mit dem Erstgeburtsrecht, welches Ernst August gleichfalls einführte, nicht zufrieden waren.

Unter solchen Umständen, bei diesen Zwistigkeiten der Stände selbst, waren die geringen Erfolge der deutschen Waffen gegen Ludwig XIV. begreiflich. Glücklicher Weise wurde im Jahr 1693 der Markgraf Ludwig von Baden zum Reichsgeneral ernannt, ein

Fürst von bedeutenden kriegerischen Eigenschaften, der sich bereits in dem Türkenkriege auf die rühmlichste Weise hervorgethan hatte. Freilich machte er, als er den Oberbefehl übernahm, die Bedingung, daß kein Kurfürst beim Heere erscheinen dürfte, weil sonst an Zusammenwirken der Kriegsbewegungen nicht zu denken war. Der Markgraf bewirkte bei seinen verhältnißmäßig schwachen Kräften — das Reich stellte im höchsten Falle nur 60,000 Mann auf, gewöhnlich aber nur 40,000 oder noch weniger — doch so viel, daß die Franzosen sich diesseits des Rheins nicht zu halten vermochten, sondern wieder auf das linke Rheinufer zurückgeworfen wurden. Größere Erfolge konnten jedoch nicht erzielt werden.

Ludwig XIV. wäre gleichwohl nicht im Stande gewesen, den Krieg länger auszuhalten, da ihm besonders durch die Engländer und Holländer, und selbst durch Savoyen, wo einen Augenblick der Prinz Eugen befehligte, hart zugesetzt wurde. Er erbot sich also zu Unterhandlungen. Hier versuchte er wieder sein altes Mittel, die Verbündeten zu trennen. Dies gelang ihm zuerst mit dem Herzoge von Savoyen, der im Jahre 1696 gegen die Abtretung von Casale und Pignerol und die Verheirathung einer spanischen Prinzessin mit dem Dauphin Friede mit Ludwig XIV. schloß. Darauf hin war auch Holland und England geneigt zu Friedensunterhandlungen. Der Congreß wurde im Mai 1697 zu Ryßwick eröffnet, an dem auch das deutsche Reich Antheil nahm. Ludwig XIV. trachtete vor Allem darnach, sich mit dem Könige Wilhelm von England zu setzen. Bald kam er mit ihm ins Reine, indem er die Hauptforderung desselben, nämlich Anerkennung seiner Königswürde von Seite Frankreichs, und Preisgeben Jakobs II. zugestand. Darauf wurde zwischen beiden Kronen auf den Stand vor dem Kriege abgeschlossen.

Das deutsche Reich stand nun allein. Es machte zwar seine Anforderungen auf Straßburg und das Elsaß wieder geltend, wurde aber von seinen Verbündeten nicht unterstützt, die jetzt kein Interesse mehr zeigten, sich Deutschlands anzunehmen, da sie ihre Verhältnisse schon zu ihrer Zufriedenheit geordnet hatten. Ludwig war bereit, alle seine Reunionen wieder herauszugeben, außer dem Elsaß: selbst Spanien wurde diesmal von Ludwig XIV. glimpflicher behandelt. Wollte das deutsche Reich seine Forderungen durchsetzen,

so mußte es allein den Krieg fortführen: auf Verbündete war nicht zu rechnen. Dazu war aber der Kaiser nicht geneigt, und der größte Theil der Reichsstände eben so wenig. Das Ergebniß war also, daß der Friede mit Ludwig XIV. wiederum in dessen Sinne zu Stande kam. Am 1. November 1697 wurde er abgeschlossen. Darnach verzichtete das Reich für immer auf Straßburg und die früheren reichsunmittelbaren Stände des Elsasses. Dagegen wurde dem Kaiser und Reich und allen Reichsgliedern Alles außer dem Elsaß zurückgegeben, was sowohl unter dem Namen von Reunionen, als auch während des Krieges war weggenommen worden. Auch Freiburg und Breisach wurde an Oesterreich zurückgegeben, Philippsburg an das Reich. Lothringen wurde wieder hergestellt unter den früheren für Frankreich vortheilhaften Bedingungen. Bei dem Abschlusse des ryßwicker Friedens spielte die Religion wieder eine nicht unbedeutende Rolle. Ludwig XIV. verfolgte, wie wir wissen, besonders seit der Aufhebung des Edikts von Nantes seine protestantischen Unterthanen; ebenso machte er es im Elsaß, das großentheils protestantisch war: er suchte dort den Katholicismus wieder herzustellen. Dies war kein geringes Verdienst des französischen Königs in den Augen der Jesuiten, die so großen Einfluß auf Leopold besassen: sie besonders machten letzteren für den Frieden geneigt, besonders aber für eine Klausel, die in der That in den Friedensvertrag hineinkam, wonach die katholische Religion im Elsaß im damaligen Zustande bleiben sollte, d. h. wornach in vollem Widerspruch mit dem westphälischen Frieden die protestantischen Einwohner zum Katholicismus gezwungen werden durften. Die protestantischen Stände des Reichs setzten sich freilich gegen diese Klausel, aber ohne Erfolg, da diesmal der Kaiser, wie die katholischen Stände, auf der Seite des französischen Königs waren.

An der westlichen Seite, gegen Frankreich, hatte also das Reich unter der Regierung Leopolds Verluste über Verluste erlitten, und vielleicht kein Abschnitt unserer bisherigen Geschichte ist schmächvoller, als diese zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Dagegen war Leopold um so glücklicher gegen die Türken. Hier stand an der Spitze seiner Kriegsschaaren der vortreffliche Eugen von Savoyen, ebenso groß als Krieger, wie als Staatsmann und Mensch. Es war allerdings eine Art Wunder, daß Leopold diesen Mann, der

in vielen Dingen seiner Zeit voraus geeilt, namentlich auch in religiöser Beziehung freisinnig war, so lange in seiner Umgebung duldete und ihm so wichtige Dinge anvertraute: denn Leopold war das Gegentheil davon; er war ganz abhängig von den Jesuiten, schwach, unselbstständig, ohne eigenes Urtheil. Auch wurden häufig genug Versuche gemacht, Eugen zu stürzen, und einmal, nach einem seiner glorreichsten Siege, bei Zenta (1697) wurde er sogar ins Gefängniß geworfen, weil er wider den Befehl des Hofkriegsraths die Schlacht geschlagen und gewonnen hatte — er machte die Depesche erst auf, nachdem der Sieg erfochten war. Aber die Verdienste Eugens waren so unleugbar, sein Charakter, seine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit lagen Jedermann so offen zu Tage, und vor Allem — man brauchte ihn so nothwendig, daß alle Ränke, die gegen ihn gesponnen wurden, nichts vermochten. Eugens Feldherrngaben veränderten die Stellung Oesterreichs zu den Osmanen, die seit anderthalb Jahrhunderten eine sehr gedrückte und untergeordnete gewesen, vollkommen. Im Frieden von Carlowitz (1699) wurde ganz Ungarn — auch das südliche, das bisher in den Händen der Türken gewesen —, Siebenbürgen und Slavonien erworben, ein Ländergebiet von 3070 Quadratmeilen.

9. Die Zeiten des spanischen Erbfolgekrieges und des nordischen. Joseph I. und Karl VI.

Kaum war der Friede zu Ryßwick geschlossen, so wurde das Reich in einen neuen Krieg verwickelt, in den spanischen Erbfolgekrieg.

Der König Karl II. von Spanien, der letzte männliche Sprosse aus der spanischen Linie des Hauses Habsburg, starb endlich im Jahre 1700, ohne Kinder zu hinterlassen. Er hatte aber zwei Schwestern, von denen, wie wir gesehen, die älteste an Ludwig XIV., die zweite an den Kaiser Leopold vermählt war. Beide Mächte machten natürlich Ansprüche auf die spanische Monarchie. Aber zu ihnen gesellte sich eine dritte, Baiern. Der Kurfürst von Baiern,

Maximilian Emanuel, war nämlich vermählt mit einer Tochter des Kaisers Leopold und jener spanischen Prinzessin, und aus dieser Ehe war ein Sohn, Joseph Ferdinand, hervorgegangen. Diese spanische Erbfolgefrage war von einer europäischen Bedeutung: denn von der Art und Weise, wie sie gelöst wurde, hing die Zukunft des europäischen Staatensystems ab. Wurde Frankreich Erbe der ganzen spanischen Monarchie, so war dessen Uebergewicht in Europa entschieden: wurde es Oesterreich, so schienen sich die Zeiten Karls V. erneuern zu müssen. Es lag also im Interesse der anderen Mächte, weder dem einen noch dem andern der Streitenden die ganze Monarchie zukommen zu lassen, sondern sie zu theilen, damit das Gleichgewicht nicht zu sehr gestört würde. Von diesem Gesichtspunkte ging besonders der König Wilhelm von England aus, ohnstreitig der wichtigste und bedeutendste Fürst der damaligen Zeit. Ludwig XIV., der sich selber sagte, daß er ohne einen Kampf mit ganz Europa die ganze spanische Monarchie nicht davon tragen könne, entschloß sich, in den Gedanken der Theilung einzugehen. Schon im Jahre 1698 kam zwischen ihm und Wilhelm ein Vertrag zu Stande, dem zufolge Frankreich, Oesterreich und Baiern sich dergestalt in die spanische Monarchie theilen sollten, daß Baiern Spanien und die Niederlande, Frankreich die beiden Sicilien, Oesterreich Mailand erhielt. In Spanien, wo man den Gedanken festhielt, daß die ganze spanische Monarchie beisammen bleibe, wurde der Kurprinz von Baiern zum Erben ernannt: allein er starb noch vor dem Tode Karls II., im Jahre 1699. Es kam nun zu einem neuen Theilungsvertrage zwischen Ludwig XIV. und Wilhelm. Demnach sollte ein zweiter österreichischer Prinz Spanien und die Niederlande bekommen, Frankreich die beiden Sicilien und Lothringen; der Herzog von Lothringen dagegen Mailand. Oesterreich war aber nicht damit zufrieden. Noch viel weniger Spanien, welches von einer Theilung nichts wissen wollte. Dieses fragte nur darnach, welche Macht am fähigsten sei, die ganze Monarchie zu behaupten. Man entschied sich zuletzt für Frankreich. Der König Karl II. setzte in seinem Testament den zweiten Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, zum Gesammterben ein, und starb gleich darauf (November 1700). Ludwig XIV. kümmerte sich jetzt nichts um den Vertrag mit König Wilhelm von England, sondern wollte seinen Enkel dem

Testamente Karls II. gemäß in die gesammte spanische Monarchie einsetzen. Philipp erschien auch sofort in Spanien und nahm die Huldigung der Einwohner entgegen.

Aber natürlich konnte dies Oesterreich nicht dulden, und eben so wenig England, wo zwar Wilhelm 1702 starb, aber die nachfolgende Regierung der Königin Anna, von Marlborough geleitet, dieselbe Staatskunst befolgte. England, Holland und der Kaiser schlossen schon im September 1701 einen Bund gegen Frankreich.

Jedoch Ludwig XIV. hatte bereits in Deutschland nach gewohnter Weise seine Verbindungen angeknüpft. Vor Allem verband er sich mit dem Kurfürsten von Baiern, welcher erbittert war über Oesterreich, das seine Ansprüche auf Spanien nicht anerkannte, und überhaupt nach großen Dingen strebte. Ludwig versprach ihm die spanischen Niederlande und die thätigste Unterstützung in seinen sonstigen Entwürfen. Durch den Kurfürsten von Baiern wurde auch dessen Bruder, der Kurfürst Joseph Clemens von Köln, für Frankreich gewonnen. Aber Maximilian Emanuel besaß überdies einen großen Einfluß auf das Reich. Er wußte die Kreise Franken, Schwaben, Oberrhein auf seine Seite zu ziehen und sie wenigstens zu bestimmen, in der spanischen Sache parteilos zu bleiben. Die meisten Fürsten waren noch auf den Kaiser erbittert wegen der hannöverischen Kur und wegen des ryßwicker Friedens. Ja, mit den Herzogen von Braunschweig-Wolfenbüttel schloß Ludwig XIV. einen Vertrag, zufolge dessen ihm die Herzoge eine Anzahl Truppen stellen sollten.

Diesen Bestrebungen gegenüber wußte sich doch auch der Kaiser zu verstärken. Er gewann die zwei mächtigsten Fürsten im nördlichen Deutschland, Brandenburg und Hannover. Der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, pracht- und glanzliebend, wünschte für Preußen den Königstitel zu erwerben, was nur durch die Zustimmung des Kaisers möglich war. Leopold verstand sich dazu, wenn ihm der Kurfürst in der spanischen Erbfolgesache beistehen wolle. So kam zwischen Beiden ein Vertrag zu Stande: Friedrich nahm im Jahr 1701 den Titel eines Königs in Preußen an, und stellte fortan dem Kaiser seine Truppen. Hannover hatte sich schon seit 1692 dem Kaiser zur Hülfe verpflichtet. Diese war demselben gerade in diesem Augenblick sehr förderlich, da sich eben die Herzoge

von Wolfenbüttel für den König von Frankreich rüsteten. Der Kurfürst von Hannover brach in Wolfenbüttel ein und zwang die Herzoge, die Waffen zu strecken, ja sich mit dem Kaiser zu verbinden. Eine Schilderhebung im Norden Deutschlands zu Gunsten Frankreichs war somit abgewendet. Aber endlich brachte der Kaiser doch auch den Reichstag zur Kriegserklärung an Frankreich. Ursache genug war vorhanden, da Ludwig seine Truppen in das Lüttichische und Kölnische hatte einrücken lassen, ferner Mailand und Mantua, welche Reichslehen waren, weggenommen hatte. Die Kriegserklärung des Reichs erfolgte im Oktober 1702.

Die Verbündeten waren diesmal von zwei ausgezeichneten Feldherren geführt: das Heer des Kaisers vom Prinzen Eugen, das vereinigte holländische und englische Heer von dem Herzoge von Marlborough. Eugen warf sich zuerst nach Italien, da Savoyen vom ryßwicker Frieden her im Bündnisse mit Ludwig XIV. sich befand, und gewann dort die entschiedensten Erfolge. 1703 trat Savoyen zum Bunde gegen Frankreich. In den Niederlanden wurden die Franzosen von Marlborough in Schach gehalten. Aber es war doch ein Uebelstand für den Kaiser, daß der Kurfürst von Baiern, ein geschickter und muthiger Feldherr, den Süden Deutschlands beherrschte und, von französischen Truppen unterstützt, noch weiter um sich zu greifen drohte. Prinz Eugen, damals an der Spitze des Hofkriegsrathes, sah ein, daß vor Allem die Stellung dieses Fürsten durchbrochen werden müsse. Da die österreichischen Waffen, die zugleich in Italien und in Ungarn gegen die neuerdings dort ausgebrochenen Unruhen verwendet werden mußten, für sich allein nicht stark genug dazu waren, so faßten Eugen und Marlborough den Entschluß, sich zu vereinigen und mit gesammter Kraft auf die Gegner zu fallen. Der englische Feldherr führte sodann jenen meisterhaften Marsch von den Niederlanden nach Baiern aus, wo er sich mit Eugen vereinigte. Sie eroberten die baierischen Verschanzungen auf dem Schellenberge (2. Juli 1704) und schlugen das vereinigte baierische und französische Heer bei Höchstädt gänzlich aufs Haupt (13. August 1704). Die ganze französische Armee ward vernichtet, der Marschall Talard selbst gefangen genommen. In Folge dieses großen Sieges gerieth ganz Baiern in die Hände der Kaiserlichen: die Aussicht der Franzosen auf kriegerische Erfolge

im Innern Deutschlands war für lange dahin: der Kurfürst von Baiern selbst nebst seinem Bruder, dem Erzherzog von Köln, wurden in die Reichsacht gethan und ihrer Fürstenthümer für verlustig erklärt.

Bald nach diesen bedeutenden Erfolgen starb der Kaiser Leopold (5. Mai 1705), und es folgte ihm sein schon vorher zum römischen Könige gewählter ältester Sohn Joseph I. Das war ein ganz anderer Mann, als sein Vater: lebhaft, kühn, feurig, freisinnig in religiöser Beziehung, von selbständigem Urtheil, auch als Krieger nicht unbedeutend. Er war entschlossen, den Krieg mit noch größerem Eifer, als sein Vater, fortzusetzen. Er wurde nun auch nach Spanien gespielt, wo der Erzherzog Karl, dem dieses Land bestimmt war, erschien, um dem Bourbonen Philipp die Krone streitig zu machen. Die Franzosen, die auch am Rhein unglücklich waren, sollten nun auch in ihrem eigenen Lande angegriffen werden (1705), und schon wurde von Marlborough und Eugen, der inzwischen wieder in Italien befehligte, der Feldzugsplan entworfen. Allein die Ausführung scheiterte an der Lässigkeit des Reichsheeres und an der Eifersucht des Markgrafen Ludwig von Baden. Auch im Jahr 1706 wurde von dem Reichsheere aus denselben Ursachen und weil die Stände nicht einmal den fünften Theil der vorgeschriebenen Truppen stellten, nichts ausgerichtet. Dagegen erfocht Marlborough wieder einen großen Sieg bei Ramillies (1706), in Folge dessen die spanischen Niederlande in die Hände der Verbündeten geriethen. Eugen war in demselben Jahre in Italien glücklich. Er warf die Franzosen aus der Lombardei und Piemont hinaus und vertrieb sie das Jahr darauf vollends aus Italien. Auch Neapel wurde erobert. In Spanien wurde Philipp gezwungen, Madrid zu verlassen, und der Erzherzog Karl als König anerkannt. So erlitt Ludwig XIV. auf allen Punkten die bittersten Verluste. Die einzige schwache Seite seiner Gegner war die Reichsarmee, welche den Rhein vertheidigen sollte. Der französische Marschall Villars konnte es nach dem Tode des Reichsgenerals Ludwig von Baden (1707) wagen, über den Rhein zu gehen, die elenden Reichstruppen, die von dem Markgrafen Christian Ernst von Baireuth schlecht geführt wurden, zurückzudrängen und bis tief in Schwaben vorzudringen. Doch war der Marschall so schwach, daß er selber wieder zurückging. Ebenso

wenig wurde im Jahre 1708 von den Reichstruppen gethan, obschon sie einen neuen General in dem Kurfürsten Georg von Hannover erhalten hatten. Inzwischen bedeckten sich Eugen und Marlborough in den Niederlanden mit Ruhm, schlugen die Franzosen bei Oudenarde, und eroberten das für uneinnehmbar gehaltene Ryssel.

Ludwig, dergestalt an den wichtigsten Punkten in unläugbarem Nachtheil, entschloß sich endlich um Frieden zu bitten. Er erbot sich nicht nur, die spanische Monarchie mit Oesterreich zu theilen, sondern wäre wohl auch zu gänzlichem Verzicht bereit gewesen. Aber die Sieger gedachten Ludwig für den Uebermuth, mit welchem er früher seine Gegner zu behandeln gepflegt, zu züchtigen: sie verlangten nicht nur die Herausgabe aller seiner früheren Eroberungen, sondern sogar, daß er seinen Enkel selber aus Spanien vertreiben sollte (1709). Diese Bedingungen konnte Ludwig nicht annehmen. Er setzte den Krieg fort, aber mit so wenig Glück, wie bisher.

Unter solchen Umständen war für das deutsche Reich eine Gelegenheit gekommen, sich in den Besitz der an Frankreich verlorenen überrheinischen Provinzen zu setzen. In der That machte das Reich solche Forderungen: es verlangte nicht nur Straßburg und die zehn Reichsstädte, sondern das ganze Elsaß und außerdem Metz, Toul, Verdun, überhaupt das ganze Lothringen zurück. Auf diesen Forderungen bestand besonders auch Kaiser Joseph, welcher entschlossen schien, nach allen Seiten hin das kaiserliche Ansehn zu kräftigen und dem Reich einen neuen Schwung zu geben.

So wies er die Anmaßungen des Papstes Clemens XI. (1700—1721) mit Entschiedenheit und Erfolg zurück. Der heilige Vater neigte sich zu Ludwig XIV., in welchem er einen eifrigeren Sohn der Kirche erblickte, als in dem freisinnigen Joseph Auch dünkte ihm die wachsende Macht des Kaisers, besonders seit der Eroberung Oberitaliens und Neapels gefährlich. Er weigerte sich, Josephs Bruder Karl als König von Spanien und Neapel anzuerkennen, und verbot die Durchmärsche der kaiserlichen Truppen durch das römische Gebiet. Auch in Deutschland machte er dem Kaiser zu schaffen: er bestritt das Recht desselben bei Besetzung der Pfründen in den Domstiften, das sogenannte Recht der ersten Bitte: er nahm die Bestätigung von seiner Seite in Anspruch. Er legte eine Verwahrung gegen die Herstellung der Rechte der Protestanten in Schlesien

ein, die der Kaiser dem Könige Karl XII. von Schweden zu lieb zugestanden hatte. Der Kaiser kümmerte sich jedoch um all' diese Einsprachen nichts. Er ließ fortwährend seine Truppen durch römisches Gebiet ziehen, besetzte sogar Parma und Piacenza und nahm die Oberhoheit des Reichs über diese beiden Fürstenthümer in Anspruch. Clemens bedrohte jetzt das kaiserliche Heer mit dem Bann. Umsonst! Der Kaiser wurde vielmehr durch des Papstes fortwährende Weigerung, Josephs Bruder als König von Spanien anzuerkennen, noch heftiger, und seine Generale sprachen unzweideutig die Absicht des Kaisers aus, die alten Rechte Deutschlands über Italien wieder zurückzufordern. Jetzt erließ der Papst ein Abmahnungsschreiben an Joseph am 2. Juni 1708. Dies ließ der Kaiser mit den schonungslosesten Ausdrücken widerlegen. Zugleich vollzog Joseph noch einen anderen Akt seiner kaiserlichen Gewalt: er that den Herzog von Mantua und Montferrat in die Acht des Reichs, weil er sich mit Frankreich wider den Kaiser verbunden. Jetzt drohte der Papst dem Kaiser selber mit dem Bann. Aber Joseph ließ sich nicht einschüchtern: er gab seinem General Daun den Befehl, nach Rom vorzurücken. Nun erst gab Clemens nach. Es kam ein Vergleich zu Stande, zufolge dessen zwar der Kaiser seine Truppen aus päpstlichem Gebiet zurückziehen sollte: aber der Papst versprach dafür in einem geheimen Artikel die Anerkennung Karls von Spanien, die bald darauf auch öffentlich erfolgte.

Es war ein Unglück für das deutsche Reich, daß dieser kraftvolle und freisinnige Kaiser — auch die in Ungarn während des spanischen Erbfolgekriegs neuerdings entstandenen Unruhen unter Ragoczy legte er auf eine milde Weise bei — schon nach einer siebenjährigen Regierung starb, im April 1711, kaum 33 Jahre alt.

Durch diesen Todesfall bekam der spanische Erbfolgekrieg plötzlich eine andere Wendung. Joseph hatte nämlich keinen Sohn, und es folgte ihm also in der Regierung sein Bruder Karl, der Erbe der spanischen Monarchie. Dadurch wäre die gesammte habsburgische Hausmacht in der ganzen Ausdehnung, wie zur Zeit Karls V., wieder vereinigt worden: eine Thatsache, welche für die Ruhe Europas nicht wünschenswerth war, da sich ja die ehrgeizigen Entwürfe jenes Kaisers wieder erneuern konnten. Auch die bisherigen Verbündeten Oesterreichs konnten diese Entwicklung der Dinge nicht

wollen. Es kam hinzu, daß um dieselbe Zeit eine bedeutende Veränderung im englischen Ministerium vorging. Die Partei der Whigs, die bisher das Staatsruder geführt, an deren Spitze Marlborough gestanden, wurde 1710 gestürzt: die Tories kamen an ihre Stelle, und hierbei verlor auch Marlborough seinen Einfluß. Zwar ward er noch nicht seines Oberbefehls entsetzt, weil man ihn brauchte; allein um ihn entbehren zu können, mußte das neue Ministerium Friede machen. Schon im Jahr 1711 wurden daher geheime Friedensunterhandlungen mit Ludwig XIV. angeknüpft, auf Grundlagen hin, die bei Weitem nicht mehr so hart lauteten, als die früheren: der Enkel Ludwigs sollte König in Spanien bleiben. Auf diesen Grundlagen wurde im Jahre 1713 der Friede zu Utrecht abgeschlossen, einerseits zwischen Frankreich, und andererseits zwischen England und Holland. Der Herzog von Savoyen sollte Sicilien erhalten: Neapel, Mailand und die spanischen Niederlande sollte Oesterreich bekommen.

Aber Oesterreich war mit diesem Frieden nicht einverstanden. Das deutsche Reich, zu dessen Oberhaupt der nunmehrige Beherrscher von Oesterreich, Karl, erwählt wurde, wollte nichts davon wissen, da von seinen Ansprüchen auf das Elsaß keine Rede war. Kaiser und Reich setzten also den Krieg allein fort. Jedoch ohne Erfolg. Denn die mächtigsten Reichsfürsten waren durch einen andern Krieg zu sehr in Anspruch genommen. So mußte sich denn Kaiser und Reich schon im Jahre 1714 zu dem Frieden von Rastatt entschließen, in welchem die Bestimmungen der Utrechter Uebereinkunft angenommen wurden. Das Elsaß blieb bei Frankreich: alle Hoffnungen auf Wiedergewinnung der überrheinischen ehemaligen deutschen Provinzen zerrannen. Auch die Kurfürsten von Baiern und von Köln mußten wieder hergestellt werden.

Dagegen bot der eben erwähnte andere Krieg, der nordische, eine reichere Ausbeute. Karl XII. war im Jahre 1697 seinem Vater Karl XI. auf dem schwedischen Throne gefolgt, nicht älter als 15 Jahre. Diese große Jugend des Königs wollten seine nächsten Nachbarn, Rußland, Polen, Dänemark benutzen, um ihm die Länder zu entreißen, welche die Schweden seit den Zeiten Gustav Adolfs erworben hatten. Schon im Jahre 1698 schlossen sie miteinander einen Bund gegen Schweden. Darauf griff der König von Däne-

mark die Herzoge von Holstein-Gottorp an, die sich immer im Bunde mit Schweden befanden, und der König August von Polen, zugleich Kurfürst von Sachsen, Liefland, während Peter von Rußland in Ingermannland einfiel. Karl XII. aber ging ohne Weiteres auf Dänemark los, besiegte dasselbe, zwang es zum Frieden von Travendahl (1700), warf sich dann auf die Russen, besiegte sie bei Narwa, und jagte die Sachsen aus Liefland. Hierauf drang er in Polen ein, bemächtigte sich des ganzen Landes, ließ den König August absetzen nnd Stanislaus Lesczinsky zum König wählen. Da August aber noch immer Widerstand leistete, so verfolgte ihn Karl XII. bis nach Sachsen und zwang ihn zum Frieden von Altranstädt (1706), wonach August auf alle Ansprüche auf Polen verzichtete, Stanislaus anerkannte, sich von dem Bunde mit Rußland lossagte, und den Schweden Quartiere und Brandschatzungen bewilligte. Nunmehr wandte sich der schwedische König wider Rußland. Er drang in dieses Reich ein, Anfangs mit Erfolg. Aber mit der Schlacht bei Pultawa (1709) wandte sich sein Glück. Sein ganzes Heer wurde aufgerieben: er entkam mit genauer Noth in die Türkei und versuchte den Sultan zu einem Kriege gegen den Czar zu bewegen. Und nun brachen auch Sachsen und Dänemark wieder los. August bemächtigte sich nochmals des polnischen Thrones. Die Dänen erklärten an Schweden den Krieg.

An diesem nordischen Kriege hatten bis jetzt weder das Reich noch einzelne Reichsfürsten Theil genommen, wegen des spanischen Erbfolgekrieges. Anders gestaltete sich nun die Sache, da die nordischen Verbündeten den Krieg auf deutsches Gebiet zu spielen trachteten, nämlich auf die schwedischen Besitzungen in Deutschland. Anfangs schlossen Kaiser und Reich, England und Holland einen Vertrag (1710) im Haag, dahin gehend, daß für die deutschen Besitzungen Schwedens während des Krieges Parteilosigkeit stattfinden sollte. Karl XII. nahm jedoch diesen Vertrag nicht an. Nun eroberten die Dänen Bremen und Verden und bekämpften wieder den Herzog von Holstein. Russen und Sachsen drangen in Pommern ein. Vergebens machte das Reich nochmals den Vorschlag, diese deutschen Provinzen Schwedens einstweilen in die Verwaltung des Reiches zu geben. Da glaubte der neue König von Preußen, Friedrich Wilhelm I. (seit 1713), die politischen Verhältnisse benutzen zu können, um das wich-

tige Stettin und vielleicht ganz Pommern bis an die Peene, wornach bereits der große Kurfürst getrachtet, zu gewinnen. Er ließ sich von den nordischen Verbündeten einstweilen Stettin in Verwahrung geben, und als Karl XII., der inzwischen wieder zurückgekommen, nichts davon wissen wollte, erklärte ihm der König von Preußen den Krieg (1715). Ebenso trat Hannover den Verbündeten bei gegen das Versprechen Dänemarks, ihm die eroberten Herzogthümer Bremen und Verden gegen eine Summe Geldes zu überlassen. Der Krieg wurde zwar von Karl XII. noch fortgesetzt, aber so unglücklich, daß von ihm nichts mehr zu fürchten war. Stralsund, ganz Pommern wurde erobert, ebenso Wismar. Demnach hatte es den Anschein, als ob die von den Schweden im westphälischen Frieden erlangten deutschen Provinzen wieder an das Reich zurückfallen sollten.

Aber da meldete sich bereits ein noch viel gefährlicherer Feind der Czar Peter von Rußland. Peter, der die gewaltigsten Entwürfe zur Vergrößerung seines Reiches in der Seele trug, und einen nicht geringen Theil davon ausführte, hegte unter Anderem den Plan, die Herrschaft in der Ostsee an sich zu reißen und zugleich in Deutschland festen Fuß zu fassen. Der Wunsch, mit Deutschland in engere staatsrechtliche Beziehungen zu treten, um daselbst einen gesetzmäßigen Einfluß ausüben zu können, war so groß, daß er sich sogar erbot, das den Schweden abgenommene Liefland als deutsches Reichslehn in Empfang zu nehmen: er wäre dadurch Reichsfürst geworden, mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Zugleich ging er mit einem anderen deutschen Fürsten eine Verwandtschaftsverbindung ein. Er verheirathete seine Nichte an den Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin, und wir haben schon oben gesehen, wie er diesen Fürsten gegen seine Landstände unterstützte. Er hoffte durch ihn Wismar erhalten zu können: auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß er seine Augen auf ganz Mecklenburg geworfen; er hätte den Herzog anderweitig entschädigt. Der schwedische Antheil an Pommern wäre früher oder später ebenfalls in seine Hände gerathen. Ja, noch weiter scheinen die Absichten Peters gegangen zu sein: es wurde ihm vorgeworfen, daß er sogar im Sinne gehabt habe, seinen eigenen Bundesgenossen, den König von Dänemark, zu überfallen und sich verrätherischer Weise Kopenhagens zu bemächtigen.

Diese weit aussehenden Entwürfe Peters blieben seinen Verbündeten nicht verborgen. Sie waren aber nicht im geringsten gesonnen, dieselben gut zu heißen oder zu unterstützen. So wenig als der Kaiser auf Peters Wunsch, Reichsfürst zu werden, einging, so wenig wollten die nordischen Fürsten ihn zum Nachbarn haben. Besonders wirkte ihm der Kurfürst Georg I. von Hannover, seit 1714 auch König von Großbritannien, entgegen. Der letztere war nämlich von dem Kaiser mit der Ausführung der reichsgerichtlichen Erkenntnisse gegen den Herzog von Mecklenburg in seinem Streite mit den Landständen beauftragt, und da Peter die Partie des Herzogs nahm, und durch seine Russen die mecklenburgischen Stände auf das Maßloseste quälen und aussaugen ließ, so mußte natürlich die Spannung zwischen beiden Fürsten immer stärker werden. Die Bedrükkungen, welche sich Peter gegen die Mecklenburger erlaubte, wurden immer unerträglicher, so daß Hannover, Dänemark und Preußen auf dem Reichstage sich über ihn beschwerten. Der Kaiser verlangte von dem Czaren ungesäumte Abführung seiner Truppen aus Mecklenburg und forderte den niedersächsischen und obersächsischen Kreis auf, ihn mit Gewalt hinauszutreiben. Peter sah nun auch wohl selber ein, daß es ihm mit der Festsetzung in Deutschland nicht glücken würde, zögerte indessen immer noch, seine Truppen aus Mecklenburg herauszuziehen, und betrug sich frech genug gegen Kaiser und Reich. „Ich bin Willens gewesen," sagte er, „meine Truppen wegzuschicken, da ich aber höre, daß es der Kaiser verlangt, so will ich sie in Mecklenburg lassen und möchte wohl sehen, wer sie hinausjagen will." Später äußerte er, er wolle gehen, aber wenn die Hannoveraner Miene machten, ihn zu vertreiben, werde er noch 70,000 Mann anrücken lassen.

Die Zerwürfnisse unter den Verbündeten lockerten natürlich nachgerade ihren Bund, und brachten die Angelegenheiten Schwedens wieder empor. Denn Jeder suchte nun mit Karl XII. abgesondert zu unterhandeln, um auf Kosten der Anderen desto bessere Bedingungen zu erhalten. Preußen hielt es jedoch für zuträglicher, sich enger an Rußland anzuschließen. Da wurde Karl XII. im Decbr. 1718 zu Friedrichshall erschossen. Die nachfolgende Regierung war nicht gesonnen, den Krieg weiter fort zu führen, neigte sich jedoch mehr zu England und Hannover hin. Mit diesem wurde auch

1719 zuerst Friede geschlossen: Hannover erhält Bremen und Verden gegen eine Million Thaler. Großbritannien vermittelte nun auch den Frieden zwischen Schweden und Preußen, der 1720 in Stockholm zu Stande kam. Preußen erhielt Stettin, den ganzen Landstrich zwischen Oder und Peene, die Inseln Wollin und Usedom, sammt den Ausflüssen der Swine und Dinow, dem frischen Haff und der Oder, bis sie in die Peene fließt; zahlt dagegen an Schweden zwei Millionen. Der Friede mit Dänemark wurde in demselben Jahre abgeschlossen. Dänemark gibt alle Eroberungen in Pommern bis an die Peene, Stralsund, Rügen, Wismar an Schweden zurück und erhält dafür 600,000 Thaler. Schweden gibt Holstein-Gottorp auf. Dänemark wird der Besitz des herzoglichen Antheils von Schleswig zugestanden. Der Friede mit Rußland kam 1721 zu Stande. Rußland erhielt Liefland, Esthland, Ingermannland und einen Theil von Karelen, gegen zwei Millionen Thaler.

10. Die Zeiten bis zum Tode Karls VI.

Noch ehe der nordische Krieg zu Ende ging, verwickelte sich Oesterreich in einen neuen Krieg mit den Türken. Diese griffen Venedig an: die Republik suchte Schutz bei Oesterreich, welches denselben gewährte. Eugen wurde wieder Oberbefehlshaber über die kaiserlichen Truppen: er erfocht den großen Sieg bei Peterwardein über das türkische Heer. Auch das Reich nahm Theil am Kriege, Eugen erfocht das Jahr darauf neue Siege über die Türken, und diese mußten sich endlich zu dem Frieden von Passarowitz (1718) verstehen, deren Inhalt wir oben*) bereits angegeben haben. Oesterreich befand sich nun auf der Höhe seiner Macht.

Aber in demselben Augenblicke, als es mit der Türkei beschäftigt war, wurden seine italienischen Besitzungen von den Spaniern

*) Siehe Seite 39.

angegriffen. Zwischen Spanien und Oesterreich war nämlich noch kein Friede geschlossen, nur die Parteilosigkeit Italiens festgestellt. Inzwischen verheirathete sich Philipp V. von Spanien mit Elisabeth Farnese, und diese faßte mit dem Minister Alberoni ehrgeizige Plane: die Spanier landeten 1717 mit einer Flotte in Sardinien und nahmen die Insel weg. Oesterreich, Frankreich, England, Holland traten nun gegen Spanien in einen Bund. Aber jedenfalls ohne Erfolg, denn 1718 eroberte Spanien auch Sicilien. Der Krieg ging nun fort bis zu Alberonis Sturz 1719, im Jahre 1720 wurde Friede geschlossen. Darnach erhielt Oesterreich Sicilien und gab dafür Sardinien an den Herzog von Savoyen, der den Titel eines Königs von Sardinien annahm. Dagegen sollte Don Carlos, der erstgeborene Sohn Philipps V. aus zweiter Ehe, die Anwartschaft auf Toscana, Parma und Piacenza erhalten, bei dem zu erwartenden Aussterben der herrschenden Dynastie.

So war denn diese Gefahr von Oesterreich ebenfalls abgewendet. Allein den Kaiser Karl VI. beherrschte noch ein anderer Gedanke, der seine ganze politische Thätigkeit bestimmte, die Anerkennung der sogenannten pragmatischen Sanction oder der seit dem Jahre 1713 von ihm festgestellten österreichischen Erbfolgeordnung von Seite der europäischen Mächte. Karl hatte nämlich keinen männlichen Nachkommen, sondern nur zwei Töchter, Maria Theresia und Anna. Außerdem waren von seinem verstorbenen Bruder, Joseph I., noch zwei Töchter vorhanden, von denen die ältere Maria Josepha (1719) mit dem Kurprinzen von Sachsen, Friedrich August, die jüngere, Maria Amalia (1722), mit dem Kurprinzen von Baiern vermählt war. Karl setzte nun in der pragmatischen Sanction fest, daß ihm in Ermangelung von männlichen Nachkommen seine Töchter und deren männliche und weibliche Nachkommen, nach deren Abgange erst Josephs I. hinterlassene Töchter und deren Nachkommen jedesmal nach dem Rechte der Erstgeburt in der gesammten österreichischen Hausmacht folgen sollten. Da Josephs I. Nachkommen ein näheres Recht hatten, so mußten die beiden Töchter vor ihrer Vermählung die pragmatische Sanction anerkennen. Man konnte sich aber nicht recht darauf verlassen: Karl VI. wünschte sie daher noch bei seinen Lebzeiten von allen Mächten verbürgt zu sehen, und dieser Gesichtspunkt wurde von nun an bei allen diplomatischen Verhandlungen, in die er seit-

dem sich einließ, als der eigentlich maßgebende festgehalten. Ja, er gab ihm zu Liebe manche beträchtliche Vortheile auf. Zwar rieth ihm Eugen, lieber für gute Finanzen und Heerwesen zu sorgen: denn damit allein könne man etwaigen Angriffen widerstehen; allein der Kaiser hoffte mehr von den Unterhandlungen. An solchen fehlte es denn nun während des ganzen Zeitraums bis zu seinem Tode nicht. Sie waren aber alle fruchtlos, wie die Folge ausgewiesen hat.

Zuerst sollten auf einem Congresse zu Cambray die obwaltenden Streitigkeiten zwischen den europäischen Staaten, insbesondere zwischen Oesterreich und Spanien ausgeglichen werden. Der ging aber im Jahre 1724 ohne Ergebniß auseinander. Dann erfolgte eine augenblickliche Annäherung zwischen Oesterreich und Spanien, weil der König Ludwig XV. von Frankreich statt der ihm verlobten spanischen Prinzessin die Tochter des ehemaligen polnischen Königs Stanislaus Leszczinsky geheirathet hatte: es war sogar von einer Vermählung zwischen dem Erbprinzen von Spanien und der ältesten Tochter des Kaisers die Rede. Darauf schlossen sich England und Frankreich enger aneinander und wußten auch den König von Preußen in ihren Bund zu ziehen, dem sie einige schlesische Fürstenthümer, auf die er Ansprüche hatte, zu verschaffen versprachen. Aber bald darauf wußte ihn der Kaiser auf seine Seite zu bringen, indem er ihm bei dem bevorstehenden Aussterben der Linie Pfalz Neuburg die Erwerbung von Berg in Aussicht stellte, obschon er in den Verhandlungen mit Neuburg diesem eine ganz entgegengesetzte Versicherung gegeben hatte. Zwischen dem Kaiser und dem König von Preußen kamen wirklich in den Jahren 1726 und 1728 geheime Verträge zu Stande, zufolge deren der letztere gegen eine ziemlich unbestimmt gehaltene Aussicht auf Berg die pragmatische Sanction anerkannte und dem künftigen Schwiegersohne des Kaisers, als welchen sich später der Herzog von Lothringen herausstellte, seine Stimme bei der Kaiserwahl versprach. Da auch Rußland dem Bunde zwischen Oesterreich und Preußen beitrat, eine Macht, welche hierdurch einen größeren Einfluß auf den Westen Europas gewann, so glaubten auch England (Hannover) und Frankreich eine feindseligere Stellung einnehmen zu müssen. Ein Hauptgegenstand der Eifersucht dieser Mächte auf Oesterreich war die ostindische Handelscompagnie in Ostende, welche sie gerne beseitigt wünschten. Die Spannung wurde immer

größer. Doch kam es nicht zum Krieg, sondern zu einem neuen Congresse in Soissons 1729, der aber wiederum ohne Ergebniß sich auflöste. Aber den Seemächten gelang es endlich, auch Spanien von Oesterreich wieder abzuziehen: in dem Vertrag von Sevilla 1729 zwischen Spanien, Frankreich, England wurde dem Infanten von Spanien, Don Carlos, versprochen, daß er Parma und Piacenza sogleich besetzen sollte. Darüber war nun freilich Oesterreich sehr entrüstet: von Neuem stand ein Krieg in Aussicht. Aber er wurde nochmals verhindert, indem England und Spanien es vorzogen, sich mit Oesterreich zu dem Frieden von Wien (1731) zu verständigen: in diesem erkannten die beiden Mächte die pragmatische Sanction an, Oesterreich gab dagegen die ostendische Gesellschaft auf und ertheilte seine Zustimmung dazu, daß der Infant von Spanien sofort die ihm zugesprochenen italienischen Besitzungen, Parma und Piacenza — eben war der bisherige Besitzer derselben gestorben — besetzen dürfe. Doch waren hiermit die Händel noch nicht zu Ende. Denn Spanien wünschte, daß der Infant diese Länder nicht als Reichslehen, sondern unabhängig besitzen möge, und machte darauf bezügliche Ansprüche.

Zu diesen Streitigkeiten im Westen von Europa kamen nun die Händel über die polnische Königswahl. Der König August II. von Polen, zugleich Kurfürst von Sachsen, wünschte gerne seinem Sohne die Nachfolge von Polen zu sichern, aber er wollte auch die pragmatische Sanction nicht anerkennen, sondern hoffte, daß sein Sohn als Gemahl einer Tochter des Kaisers Joseph einen Theil von dem habsburgischen Besitzthum erlangen werde. Um beide Zwecke zu erreichen, knüpfte er verschiedene Verbindungen an, wobei die Zweizüngigkeit seiner Staatskunst auf das Klarste hervortrat. Gegen Oesterreich nämlich verband er sich mit Frankreich: er hatte sogar den Plan, in Deutschland einen Fürstenbund zu stiften, der wie zu den Zeiten Richelieus und Ludwigs XIV. unter französischem Schutze stehen sollte. Aber zugleich lehnte er sich wieder an Oesterreich an, um dessen Unterstützung bei der polnischen Sache zu erlangen: und da er die Anerkennung der pragmatischen Sanction versprach — ein Versprechen, das er jedoch nicht zu halten gedachte — so gewann er wirklich Oesterreichs Unterstützung. Er suchte auch Preußen zu gewinnen. Aber Preußen hatte mit Rußland ausgemacht,

den Kurprinzen von Sachsen nicht zum König wählen zu lassen, sondern einen anderen Prinzen, während Frankreich seine Macht für den Schwiegervater des Königs, Stanislaus Leszczinky einzusetzen beschloß.

Während dieser Verhandlungen starb König August II. im Februar 1733. Die Mehrzahl der Polen wählte Stanislaus Leszczinsky zum Könige. Aber inzwischen hatte sich Oesterreich mit Rußland dahin verständigt, die Wahl des Kurprinzen von Sachsen, welcher seinerseits nochmals die pragmatische Sanction anerkannte, durchzusetzen. Die Russen schickten ein Heer von 20,000 Mann, vertrieben den Stanislaus und ließen den Kurfürsten von Sachsen als August III. zum Könige wählen.

Frankreich erklärte hierauf an Oesterreich den Krieg (Oct. 1733). Spanien und Sardinien schloß sich der Kriegserklärung an. Dem Reich sollte nach der ausdrücklichen Erklärung Frankreichs der Krieg nicht gelten, da aber demohngeachtet die Feindseligkeiten der Franzosen sofort auf dem Reichsboden begannen, so erklärte das Reich (Februar 1734) an Frankreich ebenfalls den Krieg. Dieser wurde nun in den Jahren 1734 und 1735 von Seite des Kaisers und des Reichs auf eine sehr unglückliche Weise geführt. Zwar übernahm Eugen am Rhein den Oberbefehl über die Reichsarmee, allein diese stand den Franzosen an Zahl bedeutend nach, indem die Stände versäumt hatten, ihre vertragsmäßigen Truppenantheile zu stellen: außerdem litt sie an den bekannten Gebrechen, war schlecht bewaffnet, geübt und geschult, und die Truppen größerer Reichsstände, welche von diesen Gebrechen frei waren, thaten so viel wie nichts. Besonders die Preußen, da sich der König neuerdings mit dem Kaiser überworfen hatte. So eroberten die Franzosen gleich im ersten Anlaufe Lothringen, drangen über den Rhein, trieben überall Brandschatzungen ein, belagerten Philippsburg, und nahmen es trotz der Nähe des Reichsheeres. Auch in Italien war der Kaiser sehr unglücklich. So zog sich der Krieg bis in das Jahr 1735 hinein ohne erhebliche Begebenheiten. Nur in Polen gewannen die Verbündeten Erfolge gegen Frankreich, indem hier die Russen die Wahl August III. aufrecht erhielten. Sie sandten sogar ein Hülfscorps an den Rhein, ohne jedoch hier den Dingen eine andere Wendung zu geben.

Der kaiserliche Hof war daher zu Unterhandlungen geneigt, die denn sofort in Wien eröffnet wurden. Hier kam es bereits im Oktober 1735 zu folgendem Frieden. Der Herzog Franz Stephan von Lothringen, Bräutigam der Tochter des Kaisers, Maria Theresia, tritt Lothringen an Stanislaus Leszczinsky ab und erhält dafür das Großherzogthum Toscana, wenn dies erledigt wird. Nach Stanislaus Tode fällt Lothringen an Frankreich. Stanislaus verzichtet auf die Krone von Polen, behält jedoch den königlichen Titel bei. August III. wird als König von Polen allgemein anerkannt. Don Carlos erhält Neapel und Sicilien. Der Kaiser bleibt im Besitz von Mailand, Mantua und erhält für Neapel und Sicilien Parma und Piacenza zu völligem Eigenthum. Frankreich erkennt die pragmatische Sanction an.

Dieser für Kaiser und Reich sehr nachtheilige Friede — der erstere verlor zwei Königreiche, das letztere ein sehr ansehnliches Herzogthum — wurde vom Kaiser ohne Zuziehung des Reichs abgeschlossen. Aber Karl VI. war es vor Allem um die Gewährleistung der pragmatischen Sanction von Seite Frankreichs zu thun, die er in diesem Frieden erhielt, und dann knüpften sich wohl auch noch andere Entwürfe an dieses neue Einverständniß mit Frankreich. Er hoffte sich mit Hülfe desselben auf Kosten der Türken entschädigen zu können — Rußland und Polen sollten auch dazu helfen — und sogar religiöse Gesichtspunkte wurden ins Auge gefaßt. Der Reichstag fand sich nicht veranlaßt, sich dem Frieden zu widersetzen, er ertheilte vielmehr seine nachträgliche Genehmigung.

Das Vertrauen des Kaisers auf Frankreich war aber eitel. Denn kaum war der Friede geschlossen, so spann dieses doch wieder Ränke gegen Oesterreich und pflegte Unterhandlungen mit dessen Feinden. Dazu gehörte neuerdings der König von Preußen. Dieser war von Oesterreich seit dem letzten Kriege aus Eifersucht schnöde behandelt worden. Friedrich Wilhelm I., ärgerlich über seine bisherige österreichische Staatskunst, die ihm doch nichts eintrug, näherte sich nun Frankreich wieder, und bereits 1739 wurde zwischen beiden Mächten ein geheimer Vertrag abgeschlossen, in welchem Preußen von Frankreich Berg zugesichert wurde.

Die Hoffnung des Kaisers, sich auf Kosten der Pforte zu entschädigen, wurde nicht nur nicht verwirklicht, sondern Oesterreich erlitt

vielmehr die entschiedensten Verluste nach dieser Seite hin. Allerdings unternahm es in Verbindung mit Rußland im Jahre 1736 einen Krieg gegen die Türkei. Aber das kaiserliche Heer befand sich in dem schlechtesten Zustande: auch Eugen von Savoyen starb gerade um diese Zeit, und der Graf von Seckendorf, dem der Oberbefehl übergeben wurde, war kein Feldherr, der ihn ersetzen konnte. Außerdem befolgten die Unterbefehlshaber aus Eifersucht nicht die gegebenen Befehle. So wurden die Oesterreicher, obwohl anfangs siegreich, später auf allen Punkten geschlagen. Nun wurde zwar Seckendorf, dem man dies Unglück zuschrieb, abgerufen und gefangen gesetzt; aber seine Nachfolger waren nicht glücklicher. Der Kaiser bat nun um Frieden. Als Unterhändler sandte er den Grafen von Neiperg zu den Türken, welche eben Belgrad belagerten. Diese Wahl ist ein deutlicher Beweis, in welch schlechten Händen seit Eugens Tode sich das österreichische Staatswesen befand. Neiperg begab sich in das türkische Lager, ohne sich vorher von ihnen Bürgschaften für seine persönliche Sicherheit geben zu lassen. Er wurde also von ihnen als Gefangener behandelt und war außer aller Verbindung mit den Seinigen. So schloß er unter Vermittelung Villeneuves, des Gesandten von Frankreich, welche Macht, wie wir gesehen, schon auf einem anderen Punkte gegen Oesterreich Ränke schmiedete, den schmachvollen Belgrader Frieden (September 1739), zufolge dessen die Türken ganz Serbien mit den Festungen Belgrad und Schabatsch, die ganze österreichische Walachei, die Insel und Festung Orsowa und das Fort St. Elisabeth erhielten, in Bosnien die Grenzen wieder auf den Fuß des Karlowitzer Friedens gesetzt wurden. Nur den Banat Temeswar behielt der Kaiser. Der Kaiser war freilich erstaunt über diesen Friedensschluß, bestätigte ihn aber doch, da Neiperg, noch bevor die Uebereinstimmung des Kaisers angekommen war, Belgrad den Türken übergeben hatte. Später ließ er wohl Neiperg und andere Generale, die sich während des Krieges große Versehen hatten zu Schulden kommen lassen, gefangen setzen, und in einem Rundschreiben an die Mächte Europas beklagte er sich offen über seine schlechten Diener, die ihn betrogen hätten. Aber dies war nur ein Beweis mehr, wie faul die politischen Zustände waren.

Ein Jahr nach diesem unrühmlichen Frieden (20. Oktober 1740) starb der Kaiser, und dieses Ereigniß war die Losung zu einem neuen allgemeinen Kriege, dessen Schauplatz wiederum Deutschland sein sollte.

11. Zustände der geistigen Bildung seit dem westphälischen Frieden.

Die staatlichen Verhältnisse waren also trostlos genug. Aber auch auf anderen Gebieten sah es nicht besser aus. Die freiere Richtung in Religion und Wissenschaft, die sich an der Scheide des 16. und 17. Jahrhunderts Bahn brechen wollte, wurde in Folge der traurigen Wendung des dreißigjährigen Krieges wieder zurückgedrängt und mußte nochmals der Barbarei und der Unduldsamkeit das Feld räumen.

Was zunächst Religion und Kirche betrifft, so sprachen wir schon von den Bestrebungen Calixts. Dieser Helmstädter Theologe verfolgte im Gegensatz zu der Unduldsamkeit der verschiedenen Religionsparteien den Gedanken, Friede und Eintracht wieder zurückzuführen, indem er zu beweisen suchte, daß es gewisse große Grundgedanken gebe, welche allen Religionsparteien gemeinsam wären: an diesen sollte man festhalten: daraus sollte man die Nothwendigkeit gegenseitiger Duldung und Brüderlichkeit schöpfen: alle anderen Punkte, über welche eine Verschiedenheit der Ansichten bestehe, seien mehr oder minder unwesentlich, ihnen eine Wichtigkeit beizulegen, sei vollends mit dem wahren Sinne des Christenthums unvereinbar. Dabei kann man aber doch nicht sagen, daß sich bei ihm der Protestantismus verflacht oder verflüchtigt hätte: vielmehr wollte er in Allem auf das eigentliche Wesen der Reformation, wie sich dasselbe in der ersten Zeit dargestellt, zurückgehen und hier war ja die Gewissensfreiheit und zwar in weitester Ausdehnung einer der Hauptgrundsätze gewesen. Calixt war zwar nicht ohne Einfluß. Unter den Theologen hat er sich eine wenn auch kleine Schule herangebildet: noch bedeutender war seine Wirkung auf Regierungen und

Staatsmänner. Ja, der König von Polen veranstaltete im Jahre 1644 ein Religionsgespräch zu Thorn, wo auf der Grundlage der calixtinischen Ansichten eine Vermittelnng zwischen den verschiedenen Religionsparteien angebahnt werden sollte. Im Allgemeinen aber hatten diese wohlmeinenden Bestrebungen doch keinen Erfolg. Sie scheiterten an der Halsstarrigkeit der Theologen, welche durch die unglückliche Wendung, die der Religionskrieg genommen, in ihrer Beschränktheit und in ihrem Glaubenseifer nur bestärkt wurden. Calixt wurde von seinen eigenen Glaubensgenossen, den Lutheranern, auf das Aergste verketzert, die es ihm als besonderes Verbrechen anrechneten, daß er zwischen Lutheranern und Reformirten die Eintracht herstellen wollte, und die letzte Zeit seines Lebens — er starb 1656 — hatte er nichts weiter zu thun, als sich gegen die Angriffe der rechtgläubigen Theologen zu vertheidigen.

Der Ausgang dieses Vermittelungsversuches kann uns schon einen Beweis davon liefern, daß auch der westphälische Friede, der doch ein Religionsfriede sein sollte, dies nur in äußerlichem Sinne war. Duldsamkeit der Gesinnung wurde dadurch nicht bewirkt: vielmehr bekämpften sich seitdem die verschiedenen Religionsparteien mit derselben Wuth wie bisher. Die Heftigkeit, mit welcher Reformirte und Lutheraner sich gegenseitig verketzerten, die Härte, mit welcher die Rechtgläubigen bei den protestantischen Glaubensgenossenschaften die weiter Gehenden, Freisinnigen, verfolgten, war nie größer gewesen. Natürlich kam nun auch die Religionswissenschaft nicht aus der scholastischen Barbarei und aus der Abgeschmacktheit heraus, in welche sie seit der Mitte des 16. Jahrhunderts gerathen war. Ja, die Rohheit ging bis ins Unglaubliche *).

*) Beispielsweise theilen wir einige Predigttexte mit aus Samuel Dietrichs „Geistlicher Oelkammer", ein Buch, welches dreizehn Auflagen erlebte, die letzte aus dem Jahre 1684, welches die Barbarei der Prediger am besten veranschaulicht. (Mitgetheilt in Daumers polemischen Blättern. I. Nürnberg 1834. S. 92.)

I. Der Teufel als großer Kettenhund.

Erster Theil: Denn er hat nicht blos den Adam, sondern auch den Sohn Gottes in die Beine gebissen.

Zweiter Theil: Denn hernachmals hat er dennoch, nachdem ihn der Sohn Gottes besiegt, wieder mit Schimpf und Schande in sein höllisches Hundsloch zurückkriechen müssen.

Aber auch zwischen den Protestanten und den Katholiken setzten sich die bisherigen Angriffe und Anfeindungen fort. Und im Ganzen neigte sich der Vortheil doch mehr auf die Seite der Katholiken. Da der Protestantismus durch den innerlichen Gegensatz der Lutheraner und Reformirten, so wie durch die Verlassung seines eigentlichen Wesens, des Geistes der freien Forschung, sich selbst so unendlich geschwächt hatte, daß er in den Augen des gesunden Menschenverstandes vor dem Katholicismus nichts mehr voraus besaß, so mußte er von vornherein darauf verzichten, neue Eroberungen zu machen. Aber er konnte sich nicht einmal in dem bereits eingenommenen Gebiete behaupten. Gab man einmal die religiöse Freiheit preis, das Recht des Individuums, sich seinen Glauben nach eigener Ueberzeugung zu gestalten, sondern lehnte man sich wieder an die Autorität an, an einen von Außen aufgedrungenen Glauben, so war offenbar der Katholicismus viel folgerichtiger, befriedigte gläubige Gemüther viel mehr, als die protestantische Rechtgläubigkeit mit ihrer Willkür. Seit dem westphälischen Frieden mehrten sich daher die Uebertritte zum Katholicismus bedeutend, und diese Erscheinung wurde um so bedenklicher, als sie sich nicht bloß auf Privatpersonen, sondern auf Fürsten erstreckte.

Die Reihe protestantischer Fürsten, die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts zum Katholicismus übergingen, ist in der That sehr ansehnlich: kaum gibt es eine protestantische Fürstenfamilie, die nicht das eine oder das andere abtrünnige Mitglied aufzuweisen hätte. Die Beweggründe waren natürlich verschieden. Sehr häufig finden wir unter ihnen nachgeborne Prinzen, die in die Dienste des Hauses Oesterreichs oder anderer katholischer Mächte getreten. Aber auch regierende Fürsten traten zum Katholicismus über, ja manche ehedem

---

II. Unser Herr Jesus Christus als ein Schornsteinfeger.
Wir besehen da: 1. den Schornsteinfeger selbst; 2. den Rauchfang, den er feget; 3. die Besemen, womit er kehret.

III. Unser Herr Jesus Christus eine Schieß- und Passionsscheibe:
Dabei betrachten wir: 1. die Schützen; 2. den Pfeil; 3. die Fehlschüsse.

V. Das sausende und brausende Evangelium.
Dabei forschen wir nach: 1. wie? wo? und wohin es sauset; 2. wie? wo und wohin es brauset?

protestantische Fürstenfamilie fiel für immer ab. Und dazu gehörten sogar zwei Fürstenhäuser, die früher die eifrigsten Vorkämpfer der neuen Lehre gewesen: das Haus Pfalz und Kursachsen. Das kurpfälzische Haus wurde katholisch, seitdem Pfalzneuburg die Kur übernommen (1685), die sulzbachische und die zweibrückener Linie, die später in der Kur folgten, gingen ebenfalls zum Katholicismus über. Das kursächsische Haus änderte im Jahre 1697 den Glauben, und wir haben oben bereits den Beweggrund angegeben: der Kurfürst wollte König des katholischen Polen werden. Ja, auch im hessischen Hause fehlte es nicht an Abtrünnigen. Hessen-Darmstadt konnte mehrere nachgeborne Prinzen aufweisen, die katholisch wurden. Von Hessen-Kassel, sonst so eifrig in der Vertheidigung des reformirten Glaubensbekenntnisses, ging nicht nur eine Nebenlinie, Rheinfels (1652), sondern auch der regierende Fürst selbst, nämlich Friedrich II. (bereits 1749, als er noch Erbprinz war), zur katholischen Kirche über. Nicht minder war dies im braunschweigischen Hause der Fall. Hier wurde Johann Friedrich von Hannover 1651, Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel 1711 katholisch. In Mecklenburg kehrte Christian Ludwig von Schwerin (1663) in den Schooß der „allein selig machenden" Kirche zurück, und selbst Würtemberg zeigte einen Abtrünnigen, den Herzog Karl Alexander, der bereits als Erbprinz 1712 übergegangen war.

Durch diese Uebertritte veränderte sich das Verhältniß beider Religionsparteien im Reiche ganz gewaltig. Stand früher wenigstens das weltliche Fürstenthum mit Ausnahme bloß von Oesterreich und Baiern auf der Seite des Protestantismus, so hat sich nun der Katholicismus der großen Mehrheit der deutschen Fürsten zu erfreuen. Im kurfürstlichen Collegium, wo früher — da Böhmen eine Zeit lang die Kurrechte nicht ausübte — die beiden Religionsparteien einander ganz gleich waren, ist der Protestantismus nur noch durch zwei Mitglieder, Brandenburg und Hannover, vertreten: die übrigen sechs oder sieben gehören dem katholischen Glaubensbekenntnisse an. Die katholische Richtung erhielt dadurch das Uebergewicht, und es begreift sich, wie der Katholicismus nochmals beabsichtigen konnte, zum Angriff auf den Protestantismus überzugehen und denselben möglichst zu beschränken. Zwar dachten einige von den übergegangenen Fürsten nicht daran, ihren neuen Glauben

den Unterthanen aufzudringen, vielmehr sollte ihre Religionsänderung nur persönlich sein — dies gilt namentlich vom Kurfürsten von Sachsen, von den Herzogen von Braunschweig und von Würtemberg — aber die sittliche Einwirkung dieser Glaubensänderungen konnte nicht ausbleiben; außerdem behielt der Kurfürst von Sachsen die Leitung des evangelischen Körpers am Reichstage bei, ein ganz sonderbares Verhältniß, welches jedenfalls die Folge hatte, daß der evangelische Körper nicht mit der Kraft und Entschiedenheit auftrat, als er sonst wohl gethan hätte. Andere abtrünnige Fürsten hingegen benutzten sofort ihre Macht als Landesherrn dazu, um ihre protestantischen Unterthanen zu drücken, und dazu gehörte vor Allem das kurpfälzische Haus. Die Kurfürsten aus dem Hause Pfalzneuburg nahmen den protestantischen Gemeinden ihr Kirchenvermögen, wenigstens zum Theil, und gaben es den Katholiken, die sich in großer Anzahl in der Pfalz ansiedelten, zwangen sie, denselben ihre Kirchen einzuräumen, und bewirkten dadurch, daß sie über 60 Pfarr- und Schullehrerstellen eingehen lassen mußten. Die Verwaltung des Kirchenvermögens wurde einer gemischten Behörde übergeben, wovon ein Katholik Vorsitzender war. Ueberhaupt erhielten nur Katholiken die Aemter, bis auf die Dorfschulzen herunter. Im Jahre 1719 verbot der Kurfürst sogar den heidelberger Katechismus und nahm den Protestanten die Hauptkirche weg. Zugleich ließen die Katholiken eine Menge fanatischer Schmähschriften gegen die Protestanten erscheinen, in denen sie wieder offen zu ihrer Verfolgung aufforderten. Damit in Verbindung stand die oben erwähnte ryßwickische Clausel, wornach die Katholiken im Widerspruche mit dem westphälischen Frieden sich auf Unkosten der Protestanten in den rheinischen Ländern wieder ausbreiten konnten. Wie wenig der Glaubenshaß nachgelassen, konnte man auch deutlich aus dem Beispiel des Erzbischofs Leopold Anton von Salzburg ersehen. Dieser trieb über 30,000 seiner protestantischen Unterthanen aus dem Lande (1731), die dann in verschiedenen Ländern, unter anderen in Preußen, Unterkunft fanden.

Natürlich beschwerten sich die protestantischen Stände über diese Gewaltthätigkeiten von Seite der Katholiken, aber lange ohne Erfolg, da auf dem Reichstage die Katholiken überwogen, und das Kaiserhaus selbst die streng katholische Ansicht begünstigte. Leopold

war ganz in den Händen der Jesuiten; sein Nachfolger, Joseph I., war freisinniger, wie wir gesehen, regierte aber zu kurz, und unter Karl VI., der mitunter wohl etwas freiere Eingebungen hatte, wurde im Ganzen doch die streng katholische Richtung beibehalten. Die protestantischen Fürsten brauchten nun zwar, da ihre Beschwerden nicht beachtet wurden, Gegenthätlichkeiten, indem sie die katholischen Kirchen in ihren Landen schlossen, und hie und da bewirkten sie wohl die Beseitigung der schreiendesten Gewaltthätigkeiten, wie z. B. den Heidelbergern wieder ihre Kirche eingeräumt werden mußte. Im Ganzen aber wurde doch wenig gebessert, und wenn hie und da eine den Protestanten feindliche Maßregel wieder zurückgenommen ward, wie 1734 die ryßwickische Clausel, so wurde dies mehr durch die politischen Verhältnisse bewirkt, als durch eine Aenderung der Gesinnung.

Diesen Charakter der Beschränktheit bemerken wir auch in den übrigen Kreisen des geistigen Lebens. Wir haben früher bemerkt, wie sich der frische Geist an der Scheide des 16. und 17. Jahrhunderts unter anderem auch in einer Reform des ganzen Erziehungs- und Unterrichtswesens ankündigte, wie man für dasselbe eine vernünftige Grundlage zu gewinnen strebte. Diese Bestrebungen wurden nun wohl von Amos Comenius (1592—1671) fortgesetzt. In diesem geistreichen Manne sind die Keime zu all' den Grundsätzen enthalten, von welchen sich im 18. Jahrhundert die Reformatoren des Schulunterrichts leiten ließen. Er ging von der Anschauung aus, drang darauf, daß der Unterricht stufenweise vorwärts schreite und immer für die Fassungskraft des Schülers berechnet sei, daß die Muttersprache nicht vernachlässigt werden dürfe neben den todten Sprachen, vielmehr die erste Stelle einzunehmen haben, und daß die Sprachen weniger nach abgezogenen Regeln, sondern an Beispielen, an den Schriftstellern selbst erlernt werden sollten. Ferner legte er den sogenannten Realien, d. h. außersprachlichen Unterrichtsgegenständen (Naturwissenschaft, Mathematik, Geschichte, Erdkunde) eine bei weitem größere Bedeutung bei, als ihnen bisher eingeräumt worden, da die Erlernung des Lateinischen und des Griechischen als die Hauptsache galt. Aber die Wirksamkeit des Comenius, obwohl sie für das spätere Geschlecht nicht verloren war, sollte doch in seiner Zeit seinen Landsleuten nur in einem sehr ge-

ringen Grade zu Gute kommen. Schweden, England, Ungarn wurden auf ihn aufmerksam und riefen ihn, um die Schulen nach seinen Grundsätzen einzurichten, während er in Deutschland nirgends lange seines Bleibens hatte, und zuletzt nur in Hamburg eine ruhige Unterkunft fand. Einige wenige Schulen benutzten eine Zeit lang seine Bücher, insbesondere seinen orbis pictus, später wurden sie jedoch wieder abgeschafft, und man kehrte theils zu der alten pedantischen Weise zurück, zu dem Eintrichtern eines halb barbarischen Latein, das man nicht sowohl als Mittel zur Kenntniß des Alterthums als vielmehr als zweite Muttersprache betrachtete, wie denn auf den Hochschulen die Vorlesungen nur in lateinischer Sprache gehalten wurden, oder nahm auch jene Richtung auf, die wir seit dem westphälischen Frieden in den politischen und gesellschaftlichen Zuständen sich haben bilden sehen, die unter dem Einflusse des Franzosenthums großgezogene knechtische vor den Großen kriechende, das Standesvorurtheil fördernde Gesinnung. Man fing an, in den Schulen und Universitäten einen Unterschied zwischen adeligen und bürgerlichen („niedrig geborenen") Schülern zu machen, jene zu begünstigen vor diesen, ihnen zu Liebe auch das Französische zu lehren, die Sprache „der galanten Welt", und sonstige Unterrichtsgegenstände, welche die Vornehmen brauchen könnten. Bald wurden übrigens für die Letzteren besondere Schulen gegründet, die sogenannten Ritterakademien, wo die Adeligen vollkommen von dem „bürgerlichen Pack" getrennt waren *).

So verbreiten unsere Gelehrten nicht nur die Pedanterei, die Abgeschmacktheit und Beschränktheit der alten Richtung, sondern auch den Knechtssinn der neuen. Es tritt dies wohl nirgends deutlicher hervor, als in der Art und Weise, wie Geschichte, besonders neuere, geschrieben wurde. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gab es noch einige Historiker, welche an die Unabhängigkeit und Gesinnungstüchtigkeit der alten freien Zeit erinnerten. So Veit Ludwig von Seckendorf (1626—1691), der Verfasser der Geschichte des Lutherthums, die sich eben so sehr durch Reichhaltigkeit des Stoffs als durch eine ehrenwerthe im Ganzen ächt reformatorische

*) Raumer, Geschichte der Pädagogik II. S. 110—112.

Richtung auszeichnet. Aber Seckendorf war auch einer von den wenigen Staatsmännern, welche sich der von Frankreich herübergekommenen Willkürherrschaft der Fürsten widersetzten, und zu beweisen suchten, daß diese Regierungsweise im Widerspruche mit den deutschen Rechtsgrundsätzen sei *). Auch Pufendorf (1632—1694), der Geschichtschreiber des dreißigjährigen Kriegs und der Regierung des großen Kurfürsten, gehört hierher wegen seiner Wahrheitsliebe und Unabhängigkeit der Gesinnung. Aber solche Männer waren selten: sie wurden von Schmeichlern und Kriechern abgelöst, die an keinem Fürsten etwas auszusetzen fanden, sondern alle wegen ihrer Tugenden bis in den Himmel erhoben. Dies bezieht sich nicht nur auf die Geschichte der eigenen Zeit, sondern auch der vergangenen. Von einer Rücksichtnahme auf das Volk war nun vollends keine Rede mehr: die Geschichte sank zu bloßer Fürstenlobpreisung herab.

Der Knechtssinn der Gelehrten tritt am unverhülltesten in den Widmungen ihrer Bücher an Fürsten oder allgewaltige Minister hervor. Hier wetteiferte die Unterwürfigkeit mit der Geschmacklosigkeit. Ich will, um die Sache anschaulich zu machen, unten einige Beispiele geben von Büchern, die mir gerade zur Hand sind, bemerke aber dabei, daß diese Muster nicht einmal zu den ärgsten gehören **). Die Gelehrten hatten es sich nun selbst zuzuschreiben,

---

*) Besonders in seinem deutschen Fürstenstaat. Auszüge davon finden sich in meiner Schrift: Fragen der Zeit, vom historischen Standpunkte betrachtet. Erster Theil (Stuttgart, Frankf. 1843) S. 310. ff.

**) Dr. Karl Friedrich Schöpff, hochfürstlich brandenburg-culmbachischer Hofrath und onolzbachischer Rath, widmet seine nordgau-ostfränkische Staatsgeschichte (1753) „dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Joseph Friedrich, Herzog zu Sachsen ꝛc." kaiserlichem wirklichen geheimen Rath und General-Feldmarschall, mit folgenden Worten: „Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Fürst und Herr! Ew. Herzogliche Durchlaucht hohe Anwesenheit in allhiesigen Landen ist ein so allgemeiner Grund zur durchgängigen Devotion, daß man nichts Wichtigeres dermalen vorzunehmen im Stande ist, als Höchst-Denenselben die submisseste Ehrfurcht zum Opfer zu bringen, und dagegen nichts so Strafbares und Nachtheiliges begehen könnte, als diese erwünschte Gelegenheit zur Vollbringung dieser geheiligten Pflicht vorbeigehen zu lassen. Durchlauchtigster Herzog! Ich bin der geringste Knecht von denjenigen, welche Höchst-Denselben die devoteste Treue zu consecriren, vor ihre größte und dabei unterthänigste Schuldigkeit erachten; hierzu kommt mir keine andere Gelegenheit entgegen, als wenn ich gegenwärtige Historie Ew. Herzoglichen Durchlaucht ehrerbietigst zuzu-

wenn sie von den Großen auf die verächtlichste Weise behandelt, ihren Bedienten gleich gesetzt und mitunter der ärgste Spott mit

---

schreiben und zu dediciren, mich in tiefster Unterthänigkeit erkühne. Der Inhalt dieses Buches und das ruhmvolle Andenken derer darin beschriebenen Landesherren hat verdient, daß es einem solchen Großen Herzog und Helden gewidmet wird, und es kann im Gegentheil dem Ruhm dieser alten Markgrafen und Grafen kein größerer Zusatz und keine würdigere Ehre widerfahren, als daß Ew. Herzogliche Durchlaucht gnädigst geschehen lassen, daß Höchst-Deroselben Portrait und diese devoteste Zueignungsschrift dem glorwürdigsten Andenken Deroselben vorgesetzt werde. Ew. Herzogliche Durchlaucht wollen nur dieses Opfer meiner Devotion gnädigst vermerken und nur das einige unschätzbare Glück vergönnen, daß ich mich Zeitlebens in unaufhörlicher Treue und tiefster Submission nennen dürfe, Ew. Herzoglichen Durchlaucht unterthänigster Knecht."

Der Herausgeber von Oetters Sammlung verschiedener historischer Nachrichten, fünftes Stück (1748), Gothard Pötsch, widmet das Buch dem Fürsten Karl von Löwenstein-Wertheim und noch fünf Reichsgrafen desselben Hauses mit folgenden Worten: „Durchlauchtigster Fürst wie auch Hochgeborene Reichsgrafen, Gnädigste Grafen und Herren! Ew. Hochfürstl. Durchlaucht und Ew. Hochgräflichen Excellenzien haben mit Dero weltgepriesenen Huld und Gnade einige Zeit hero meine Wenigkeit in ganz unverdienter Weise in dem vollkommensten Maaße zu überschütten geruhet; so gar, daß seit einem Jahr die gnädigste Erlaubniß erhalten, in Deroselben gesammten Hochfürstlichen und Hochgräflichen Landen mit meinem Bücherverlag ein freies und ungehindertes Negotium treiben zu dörfen. Alle diese huldreichsten Gnadenbezeugungen verbinden mich demnach auf das Höchste, von meinem mit unterthänigster Dankbarkeit angefüllten submissesten Gemüth, eine obwohl geringe doch wahre Probe in vollkommen tiefstem Respect an den öffentlichen Tag zu legen. Ich finde aber bei meinem Unvermögen hiezu keine bessere Gelegenheit, als wenn Ew. Hochfürstliche Durchlaucht und Ew. Hochgräfliche Excellenzien das fünfte Stück der Oetterischen Sammlung in unterthänigster Devotion gehorsamst zueigne. Ew. Hochfürstl. Durchlaucht und Ew. Hochgräfl. Excellenzien werden also nach Dero angestammten besonderen Clemenz, gnädigst zu erlauben geruhen, daß mich erkühne, Höchst- und Hochderoselben mit erst angeführtem V. Stück nur beregten Sammlung in devotester Hoffnung gnädigster Aufnahme hiermit in tiefschuldigster Submission meine unterthänigste Aufwartung zu machen, und demselben durch Vorsetzung Dero respective Durchlanchtigst und Hochgräflichen Namen die größte Ehre und Zierde zu geben. Es erforderte zwar meine tiefschuldigste Obliegenheit, hiebei von Ew. Hochfürstl. Durchlaucht und Ew. Hochgräflichen Excellenzien hohes Stammhaus und von Deroselben unvergleichlicher Eigenschaften und bewundernswürdigen Tugenden ausführliche unterthänigste Erwähnung zu thun, als wozu überflüssige Gelegenheiten hätte, indem Dero uralten Hauses hohe Verdienste, welche öfters von denen mächtigsten Potentaten verehret worden, mehr als zu viel bekannt ist; Höchst und Hochdieselben werden mir aber in Ungnaden nicht

ihnen getrieben wurde. Nicht selten vertraten Gelehrte die Stelle des Hofnarren. So Gundling beim König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Dieser Fürst, auf den wir später noch zurückkommen werden, ernannte seinen Hofnarren Morgenstern, welcher die Stelle Gundlings einnehmen sollte, aus Spott zum Vicekanzler der Universität Frankfurt an der Oder, und führte ihn selbst dorthin, um ihn der gesammten Professorenschaft und den Studenten vorzustellen. Morgenstern sollte dort disputiren, und zwar über „vernünftige Gedanken von der Narrheit und den Narren" *). Sämmtlichen Professoren ließ der König befehlen, zu erscheinen und zu opponiren. Morgenstern mußte sich auf der Rednerbühne in einem gestickten blausammtenen Kleide mit großen rothen Aufschlägen und rother

---

vermerken, wenn hiermit frei bekenne, daß meine geringe Feder sich hierzu viel zu schwach und zu untüchtig befinde. Dahero, wenn schon zu hohem Ruhm Ew. Hochfürstl. Durchlaucht und Hochgräfl. Excellenzien, auch Dero uralten Hauses, diesfalls etwas unternehmen wollte, so würde es doch nicht nach Genügen, sondern viel zu gering und schlecht ausfallen und mit der Hohheit und Vortrefflichkeit Ew. Hochfürstl. Durchlaucht und Ew. Hochgräfl. Excellenzien, wie auch Dero hohen Stammhauses nicht im Mindesten übereinkommen. Höchst und Hochdieselben werden mir also zu Gnaden halten, wenn alles Dasjenige, was zu Deroselben und zu Dero uralten Hauses unsterblichen Ehren gesagt werden könnte, mehr mit einem ehrerbietigsten Stillschweigen bewenden, als mit meinem unvermögenden Kiel der ganzen Welt anpreise. Ich werde vielmehr an dessen Statt mein inbrünstiges Flehen zu Gott dem Allerhöchsten dahin richten, daß er als Geber alles Guten das gesammte Durchlauchtigste und Hochgräfliche Löwenstein-Werthheimsche Haus noch ferner mit der reichsten Fülle alles höchst ersprießlichen Segens dergestalt gnädiglich überschütten wolle, damit dasselbe an Flor und Aufnahm von Tag zu Tag neuen Zuwachs überkomme, und endlich gar zur höchsten Stufe der Vollkommenheit gelangen möge. Insonderheit aber wolle er Ew. Hochfürstl. Durchlaucht und Ew. Hochgräfl. Excellenzien Höchst verehrungswürdigsten Personen bis auf die spätesten Zeiten und hohen Alter bei allen Hochfürstl. und Hochgräfl. hohen Wohlsein mildiglich conserviren; damit der glorreichen Regierungen die gesammte Hochfürstl. und Hochgräfl. Lande sich noch lange Zeit unterthänigst zu erfreuen, meine Wenigkeit aber Gelegenheit haben möge, in Deroselben Landen unter Dero hohem Schutz und Schirm mein bisheriges Bücher-Cmmercium noch fernerhin führen zu dürfen; wie ich dann Dero unschätzbare hohe Huld und Gnade mir in tiefster Erniedrigung ausbitte, und in Deren unterthänigster Getröstung mit vollkommenster Submission bis an das Ende meines Lebens verharre Ew. ꝛc. unterthanigster gehorsamster Knecht G. Pötsch."

*) Stenzel, Geschichte des preußischen Staates III. (1841) S. 504 ff.

Weste zeigen: die Silberstickereien an den Knopflöchern, den Taschen, den Beinkleidern und den Zwickeln der Strümpfe bestanden aus lauter Hasen. Eine große Perücke bedeckte Kopfe und den ganzen Rücken: statt des Degens hatte er einen Fuchsschwanz an der Seite und auf dem Hute Hasenhaare. Es ging sehr tumultuarisch her. Der König hatte aber seine Freude daran: so wollte er's haben. Keiner der Professoren hatte den Muth, eine so entwürdigende Rolle von sich abzulehnen, als der einzige Moser, der nun freilich einer anderen Richtung angehörte, und auf den wir noch zurückkommen werden. —

Auch unsere Nationalliteratur sank wieder in die tiefste Unbedeutendheit, Leerheit nnd Geschmacklosigkeit zurück. An der Scheide des 16. und 17. Jahrhunderts war auch hier, wie wir gesehen, ein neuer Anlauf genommen worden, theils in den Dramen, theils in den fruchtbringenden und ähnlichen Gesellschaften, welche die deutsche Richtung wieder betraten im Gegensatze zu der immer weiter um sich greifenden Ausländerei. Opitz (1597—1639), der sich an diese Bestrebungen anlehnte, schien der Dichtkunst eine ganz neue Bahn zu eröffnen, indem er mit der nationalen Richtung eine höhere geistige Bildung, ein künstlerisches Bewußtsein verband. Mit ihm wetteiferten Spee, Weckherlin, nach ihm bildeten sich Flemming, Gryphius, Zinkgräf, Harsdörfer, Klai, Dach, Zesen, Rist und eine Menge anderer. Aber jene Gesellschaften hatten doch zu wenig Geist und selbst ihre Sprachreinigungsversuche, die an und für sich verdienstlich waren, neigten sich viel zu sehr zur Abgeschmacktheit, als daß sie mit Erfolg hätten wirken können. Opitz selbst war kein wahrer Dichter: es fehlte ihm der Schwung und die Einbildungskraft, die er dann durch Verstand und sententiöse Gedanken zu ersetzen suchte. Durch ihn fing eigentlich die Dichtkunst an, ein Monopol der Gelehrten zu werden. Die in Folge des dreißigjährigen Krieges eingetretenen unglückseligen politischen und gesellschaftlichen Zustände beschleunigten nur die Erscheinung, daß die Dichtkunst sich mehr und mehr dem Volksmäßigen und Natürlichen abwandte, und sich in geschraubten, erhaben sein sollenden, in Wahrheit aber steifen und abgeschmackten Wendungen gefiel. Die Sprachmengerei, nahm trotz aller Bekämpfung derselben täglich zu und verunstaltete die deutsche Sprache immer mehr. Rechne man dazu die Einwirkung der neuen französischen

Sitten, welche alle Höfe beherrschten, und von da aus sich den übrigen Kreisen der Gesellschaft mittheilten, jene angebliche „Feinheit und Galanterie", die aber zumal bei den ungeschickten Deutschen in Geziertheit und hohle Gespreiztheit umschlug, so kann man sich ohngefähr vorstellen, wie unsere Dichtkunst beschaffen war. Niemals hatte der Mangel eines tüchtigen Staatswesens so niederdrückend auf unsere Nationalliteratur gewirkt, wie in dieser Zeit. Niemals war unsere Dichtung so langweilig, geschmacklos, so überladen mit pedantischem gelehrten Prunk, mit mythologischen Bildern, mit Wendungen, die man den Fremden entlehnt hatte, gewesen, so platt, wässerig, fade, witzelnd, steif, unnatürlich, verschroben, wie die Mode, und bei alledem so überzeugt von ihrer Güte und Unübertrefflichkeit. Von einem eigentlichen Verständniß des Alterthums und seiner Dichter, die man sich demohngeachtet zum Muster nahm, war längst keine Rede mehr. Einzelne Dichter von hervorragender Fähigkeit, wie Hoffmann von Hoffmannswaldau und Lohenstein, kehren doch bei Weitem mehr die verwerflichen Richtungen des Zeitalters heraus und bringen eigentlich den falschen Geschmack desselben auf die Spitze, besonders Schwulst und Ueberladenheit. Auch sind es gerade diese verwerflichen Seiten derselben, welche von den Zeitgenossen nachgeahmt werden. Wir brauchen nun nicht erst hinzuzufügen, daß der knechtischen Richtung des Zeitalters entsprechend, auch die Dichtung sich darin gefiel, den Großen zu schmeicheln. Anpreisung der Fürsten oder hoher Gönner und ihrer rühmlichen Eigenschaften macht einen beträchtlichen Bestandtheil der damaligen Reimereien aus.

Und so war auch die bildende Kunst schon lange in den tiefsten Verfall gerathen. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, wo die großen Meister des Reformationszeitalters gestorben waren, begann sie zu sinken: doch erlebte sie in den Schülern, die sie gezogen, noch eine Nachblüthe, und selbst an der Scheide des 16. und 17. Jahrhunderts schien sie, wie viele andere Zweige, einen neuen Schwung zu nehmen. Besonders die Bildnißmalerei war damals in großer Blüthe. Aber der dreißigjährige Krieg vereitelte auch auf diesem Gebiete für lange Zeit jedes nur einigermaßen noch bemerkenswerthe Bestreben.

Wie wenig überhaupt in der ganzen geistigen Richtung eine Verbesserung eingetreten war, beweisen die fortwährenden Hexen-

processe und das grausame Verfahren bei peinlichen Rechtshändeln und Hinrichtungen.

Die geistige Bildung entsprach also in jeder Beziehung unseren jämmerlichen politischen Zuständen. Religion und Theologie beschränkt, von scholastischer Dürrheit, abergläubisch, glaubenseiferig, unduldsam; alle Wissenschaften der Lebendigkeit, der Freiheit ermangelnd; die Schulen und die Universitäten die Sitze des Vorurtheils, der Pedanterie, der Geistlosigkeit; die Nationalliteratur in tiefstem Verfall; im ganzen Volksleben Rohheit und Barbarei.

12. Erste Spuren einer besseren Richtung. Pietisten, Spinoza, Leibnitz, Thomasius, Wolff, Gottsched.

Und doch können wir schon in dieser Zeit der dichten Finsterniß die Anfänge zu einem neuen Geistesleben bemerken. Es brauchte nicht eigentlich von vorne angefangen zu werden: man durfte sich nur an jene Bestrebungen anlehnen, die wir am Anfange des 17. Jahrhunderts wahrgenommen haben, und die sich, wenn auch nur in vereinzelten, Erscheinungen bis in die Zeit des tiefen Verfalls hineinzogen.

Was zunächst die Religion anbetrifft, so haben wir gesehen, wie an der Scheide des 16. und 17. Jahrhunderts unter den Kräften des Widerstandes sich auch wieder die Mystik befand, welche im Gegensatz zu der starren Rechtgläubigkeit und Unduldsamkeit der herrschenden Kirchen ein lebendiges und werkthätiges Christenthum predigte. Diese Richtung setzte sich fort, nicht ohne daß sie hin und wieder in Schwärmerei und sonstige Auswüchse verfiel, aber sie war doch geeignet, einen beständigen Sauerteig unter das verrottete Glaubenssystem zu werfen. Hierher sind besonders die Labadisten zu rechnen, die bei der gelehrten Aebtissin Elisabeth von Herford, einer pfälzischen Prinzessin, Aufnahme fanden, eine Sekte, die im Wesentlichen die wiedertäuferischen Ansichten, mit besonderer Betonung des asketischen Elementes, erneuerten. Sie mußten zwar

schon 1672 Herford wieder verlassen, aber dann übte der berühmte Engländer Peen, der Stifter der Quäker, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Aebtissin und andere Geistesverwandte aus*).

Bis dahin befanden sich aber die Mystiker außerhalb der Kirche, und wurden von ihr und den Obrigkeiten verfolgt. Ein weiterer Fortschritt geschah nun dadurch, daß der Geist der Mystik in die bevorrechteten Kirchen Eingang fand und dieselben zu durchdringen strebte. Dieser Aufgabe unterzogen sich die sogenannten Pietisten, als deren Führer Spener (1635—1705) und Franke (1663—1727) zu betrachten sind. Spener, in Straßburg geboren, wurde 1666 nach Frankfurt am Main berufen, wo sein Hauptaugenmerk auf die Herstellung eines werkthätigen lebendigen Christenthums gerichtet war. Im Gegensatz zu der dürren Scholastik und Dogmatik der protestantischen Theologie ging er wieder wie Luther auf die Bibel zurück, und stiftete im Jahre 1670 die sogenannten collegia pietatis, d. h. die Zusammenkünfte von Laien Sonntags Nachmittags, um sich gegenseitig zu erbauen. Nun dachte Spener an eine Reform der Kirche, die er in folgenden Punkten erblickte: 1) im Bibelstudium; 2) in der Wiederaufrichtung des Grundsatzes vom geistlichen Priesterthum; 3) in einer stärkeren Betonung der Sittlichkeit; 4) in Milde und Duldsamkeit gegen Andersgläubige; 5) in gänzlicher Reform des theologischen Studiums und der Hochschulen. Natürlich stieß Spener auf den entschiedensten Widerspruch von Seite seiner Standesgenossen. Aber er ließ sich nicht irre machen. Im Jahre 1686 wurde er als Oberhofprediger nach Dresden berufen, wo er in demselben Geiste weiter wirkte. Zugleich wurde er hier unterstützt von August Hermann Franke, einem Privatdocenten der Theologie in Leipzig, der sich an Arndts „wahrem Christenthum" herangebildet und dieselbe Richtung, wie Spener, eingeschlagen hatte. Auch er hielt collegia pietatis: seine Anhänger traten mit ziemlicher Schärfe gegen die Anhänger des Alten auf, und riefen deßhalb einen großen Sturm von Seite der Leipziger Theologen hervor, der sich bald auch gegen Spener kehrte. Dieser fiel nach einiger Zeit bei dem Kurfürsten von Sachsen in Ungnade, aber schon 1691 wurde er

*) Siehe Ehrauer Elisabeth, Aebtissin von Herford, im Raumerischen histor. Taschenbuch. Jahrg. 1850 und 1851.

vom Kurfürsten von Brandenburg nach Berlin berufen, wo er von nun an eine sehr große Wirksamkeit entfaltete. Das Kurfürstenthum Brandenburg galt seitdem als die eigentliche Zufluchtsstätte einer freieren theologischen Richtung: denn 1692 wurde auch die Hochschule in Halle errichtet, wohin sofort Franke berufen wurde, der nun den Pietismus dort zur herrschenden theologischen Richtung erhob. Ein Versuch, den die Rechtgläubigen Anfangs gemacht, die Pietisten auf gleiche Stufe mit den Mystikern zu setzen, um sie vom Religionsfrieden auszuschließen, mißlang dadurch, wie denn die Pietisten in der That in der protestantischen Kirche verblieben.

Die Pietisten nahmen allerdings von der Mystik nur eine Seite, die werkthätige, auf, unterschieden sich hingegen von ihr durch strenges Halten an der Bibel, an der Offenbarung und an der Lehre von der Sündhaftigkeit des Menschen. Indessen darin näherten sie sich den mystischen Sekten wieder, daß sie ein großes Gewicht auf ihre Partei legten, in welcher sie ausschließlich die Frömmigkeit vertreten sahen, daher denn der Name Pietisten, Frömmler. Ferner, daß sie diese, wie ehedem die Wiedertäufer, mehr in Aeußerlichkeiten, in dem Fliehen der Welt und selbst unschuldiger Vergnügungen, wie des Tanzes, des Theaters u. s. w., als in der Gesinnung erblickten. Es war nicht die Meinung Speuers und Frankes, diesen Separatismus als das wahre Christenthum hinzustellen; aber nachgerade bildete derselbe eben doch einen wesentlichen Bestandtheil des Pietismus und dieser trug nicht wenig dazu bei, in der Folge die heilsamen Wirkungen der neuen religiösen Richtung wieder sehr in Frage zu stellen.

Aber als die Pietisten diese unerfreuliche Seite herauskehrten, trat ihnen schon eine andere Richtung entgegen, welche gleichfalls aus der Mystik entsprungen war und sich inzwischen ebenfalls selbständig ausgebildet hatte, nämlich die philosophische Richtung oder, wie sie später wohl auch genannt ward, die Aufklärung.

Wir haben öfter schon angemerkt, daß in der Mystik ein speculativer Bestandtheil vorhanden war: zu allen Zeiten hat sich dieser bemerklich gemacht, erst am Anfang des 17. Jahrhunderts in Jacob Böhme. Das Wesentliche dieses philosophischen Bestandtheils der Mystik war eine pantheistische Anschauungsweise. Unter den Anhängern und Nachfolgern Jakob Böhmes ist in dieser Beziehung An-

gelus Silesius zu nennen (1624—1677), aus Breslau gebürtig, zuerst Protestant, später zum Katholicismus übergegangen, weil er sich von der dürren protestantischen Theologie nicht mehr befriedigt fühlte. Dieser, bekannt als einer der besten religiösen Liederdichter der damaligen Zeit, sprach eben in diesen Liedern die pantheistische Anschauungsweise so scharf, wie nur immer möglich aus*). Doch war die Speculation in der Mystik überwuchert von Gefühlsschwärmerei, wie denn bei ihr überhaupt die Schärfe des Denkens zurücktrat vor inneren Anschauungen, geistigen Gesichten und Uebernatürlichkeiten. Es galt nun, das denkkräftige Element selbständig auszubilden, und der philosophischen Grundanschauung der Mystik eine logische Begründung zu verschaffen. Dies geschah von Baruch Spinoza.

Dem Spinoza war schon Cartesius (1596—1650) vorausgegangen, ein Franzose zwar, der aber doch einen unverkennbaren Einfluß auf Deutschland ausgeübt hat. Von der größten Bedeutung war der Satz, den er an die Spitze seiner Philosophie stellte, daß man vom Zweifel ausgehen müsse, von der Voraussetzungslosigkeit, und zwar in jeder Beziehung. Dadurch wurde der Einfluß der rechtgläubigen Theologie grundsätzlich beseitigt: der menschliche Geist wurde der Fesseln entledigt, die ihn bisher gefangen gehalten, die Vernunft wurde wieder in ihre Rechte eingesetzt. Das philosophische System des Cartesius selbst hatte noch der Mängel genug, wie er denn zuletzt, so gut es ging, dasselbe mit der herrschenden Kirchenlehre in Verbindung zu bringen suchte, aber es war

---

*) Z. B. in folgenden Sinngedichten: (bei Hagenbach, Geschichte der Reformation. IV. S. 424.)

Daß Gott so selig ist und lebet ohn' Verlangen,
Hat er sowohl von mir, als ich von ihm empfangen.

Ich bin so groß, als Gott, er ist als ich so klein,
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.

Gott mag nicht ohne mich ein einziges Würmchen machen;
Erhalt' ichs nicht mit ihm, so muß es stracks zukrachen.

O hohe Würdigung! Gott springt von seinem Thron
Und setzet mich darauf in seinem lieben Sohn.

schon genug, daß man nur den Muth gewonnen hatte, den Zweifel und die Voraussetzungslosigkeit als den Anfang des Philosophirens zu bezeichnen: denn von diesem Anfange konnte man später zu ganz andern Schlüssen vorschreiten, als Carteſius gethan. Natürlich fehlte es ihm nicht an Gegnern von Seite der rechtgläubigen Theologen, aber doch gelang es seiner Philosophie, in einigen deutschen Hochschulen Wurzeln zu fassen, wie z. B. in Duisburg: dem großen Kurfürsten gebührt das Verdienst, einer der ersten Beschützer der neuen Philosophie gewesen zu sein.

Auf den Grund des Carteſius baute nun Baruch Spinoza (1632—1677) fort. Er war in Amsterdam geboren, und in der jüdischen Religion erzogen. Da aber seine Meinungen so durchaus nicht mit dem Judenthum übereinstimmten, so wurde er von seinen Glaubensgenossen ausgestoßen und gehörte seitdem keiner Religionsgenossenschaft an, da er doch auch nicht zum Christenthum übertreten wollte. Spinoza hat nun zum ersten Mal die Grundlage und das Ziel der mystischen Speculation, nämlich den Pantheismus, mit logischer Schärfe entwickelt, begründet und diese Anschauungsweise in ein wohl zusammenhängendes Ganze gebracht. Nach ihm gibt es nur eine einzige Substanz: diese Substanz ist untheilbar, unendlich, ewig. Diese Substanz ist Gott, Gott ist daher Alles: außer Gott gibt es nichts; er ist die Ursache aller Dinge. Darum gibt es keine Zufälligkeit, sondern Alles ist durch die innere Nothwendigkeit der göttlichen Natur bestimmt, auf gewisse Art zu bestehen und zu wirken. Gott wirkt nicht nach Willkür, sondern nach der inneren Nothwendigkeit seines Wesens, auch nicht nach einem moralischen Zwecke handelt er, denn dann würde etwas außer seinem Wesen Vorhandenes gesetzt, da doch Gott die einzige Ursache vom Wesen und dem Dasein aller Dinge ist. Mit Einem Worte: Gott und das Sein sind eins, nicht zwei verschiedene Dinge. Aber man muß von dem Wesen und den Eigenschaften Gottes seine Erscheinungen, die Modificationen seines Wesens, unterscheiden. Diese zertheilen sich in zwei große Bestandtheile, in die Geisterwelt und in die Körperwelt, diese die Erscheinung der unendlichen Ausdehnung, jene die Erscheinung des unendlichen Denkens.

Die eigentliche Bedeutsamkeit Spinozas liegt in seiner Methode, in seiner streng logischen Darstellungskunst. Sein System hat daher

den Späteren immer als eine geistige Ringschule gegolten. Wie man auch über seine Lehre an sich denken mochte, der es allerdings weder an Schwächen, noch an Lücken fehlte, so war sein System doch ein Muster ächt wissenschaftlicher Beweisführung. Und eben wegen dieser Eigenschaften ist es ihm gelungen, den Pantheismus, ein Moment von der größten Bedeutsamkeit in der Geschichte der spätern deutschen Philosophie, zum ersten Male in den Kreis der eigentlichen Wissenschaft einzuführen, während derselbe, wie wir gesehen, bisher mehr oder weniger in Verbindung mit mystischer Schwärmerei aufgetreten war. Das ist die Bedeutung Spinozas für die Geschichte der eigentlichen Philosophie. Er hat sich aber auch um die Geistesfreiheit überhaupt Verdienste erworben, und diese mochten vielleicht allgemeiner und durchgreifender sein, wie jene. So hat er mit der ihm eigenen Schärfe und Gedankenklarheit die Gewissensfreiheit auf eine Weise vertheidigt, wie es seit lange nicht mehr geschehen war, und ebenso die politische Freiheit, denn der freie Mensch in allen Beziehungen war das letzte große Ziel, nach welchem er strebte. Die Grundsätze, die er bei dieser Gelegenheit ausgesprochen, die Untersuchungen, die er über diese Fragen angestellt, waren allgemein verständlicher und für ein größeres Publikum anziehender, als jene rein philosophischen Untersuchungen, die immer nur einem kleineren Kreise zugänglich waren, und hatten daher eine größere Wirkung.

Doch kann man nicht sagen, daß Spinoza einen solchen Erfolg gehabt habe, wie Cartesius. Einmal hatte er nicht die weitschichtigen Verbindungen, deren Cartesius sich erfreute. Die einzige Gelegenheit, die sich ihm dargeboten, um seinen Ansichten eine größere Verbreitung zu verschaffen, und überhaupt auf eine umfassendere Weise zu wirken, hat er aus freiem Entschlusse vorübergehen lassen. Im Jahre 1673 nämlich erhielt er vom Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz einen Ruf als Professor der Philosophie an die Hochschule in Heidelberg. Spinoza lehnte den Ruf ab, weil das Berufungsschreiben eine Bedingung enthielt: man vertraue, „er werde die Freiheit zu philosophiren nicht zum Umsturze der öffentlich feststehenden Religion mißbrauchen." Er erklärte darauf offen: „Weil ich nie Willens war, öffentlich zu lehren, so konnte ich mich nicht dazu bestimmen, diese höchst ehrenvolle Gelegenheit zu ergreifen.

Erstlich bedenke ich, daß ich von der Fortbildung der Philosophie zurücktrete, wenn ich dem Unterrichte der Jugend obliege; sodann bedenke ich, daß ich nicht weiß, innerhalb welcher Gränzen jene Freiheit zu philosophiren gehalten werden müsse, damit ich nicht die öffentlich feststehende Religion umzustürzen scheine"*). Spinoza blieb also in seiner bescheidenen Zurückgezogenheit und verdiente sich seinen Lebensunterhalt nach wie vor mit Glasschleifen. Denn er hatte keine vornehmen Gönner, die ihn unterstützt hätten, und würde auch von Niemanden eine Unterstützung angenommen haben, um seine Unabhängigkeit nicht zu verlieren. Die zweite Ursache, warum das spinozistische System geringeren Eingang fand, wie das des Carteſius, war die, daß sein Widerspruch gegen die Lehren der bestehenden Kirchen viel entschiedener und unzweideutiger zu Tage lag, wie das seines Vorgängers. Die Zionswächter versäumten nicht, Spinoza's Lehrgebäude sofort als ein atheistisches zu verschreien. Und diese Meinung blieb die herrschende bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Es war Leibnitz vorbehalten, die neue freiere Entwicklung der Philosophie, die sich mit Spinoza so zu sagen unmöglich gemacht hatte, wieder zu Ehren zu bringen und ihr einen Einfluß auf die geistige Bildung der Nation zu sichern. Aber seine Wirksamkeit beschränkte sich nicht blos darauf: fast in jedem Zweige des Wissens kann man ihn als einen Bahnbrecher betrachten, der eine neue gediegenere vorurtheilloſere Behandlung vorbereitete.

Gottfried Wilhelm Leibnitz **) war im Jahr 1646 zu Leipzig geboren, der Sohn des dortigen Professors der Philosophie. Schon in der frühesten Jugend entwickelte er die bedeutendsten Fähigkeiten: erst 15 Jahre alt, besuchte er die Hochschule in Leipzig, mit 16 Jahren wurde er Baccalaureus, mit 18 habilitirte er sich als Magister der Weltweisheit. Sein eigentliches Fach war die Rechtswissenschaft, in welcher er sich eine eben solche Fülle von Kenntnissen sammelte, wie in der Philosophie. Doch verweigerte ihm die juristische Facultät in Leipzig den Grad eines Doctors, aus

*) Spinozas Leben von Berthold Auerbach in dessen deutscher Ausgabe der Werke Spinozas I. Seite CIII.

**) Vergl. Guhrauer, Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz. Eine Biographie. Zwei Bände. 1842.

selbstsüchtigen kleinlichen Beweggründen, weßhalb Leibnitz seine Vaterstadt verließ, um sich in Altdorf (1666) das Doctorat des Rechts zu erwerben. Bei dieser Gelegenheit entfaltete er eine solche Menge von Kenntnissen und eine solche Fülle von Geist, daß die Hochschule daselbst von Bewunderung hingerissen ward und ihn zu behalten wünschte. Aber Leibnitz strebte nach einem größeren Wirkungskreise. In Nürnberg lernte ihn der Freiherr von Boyneburg kennen: dieser nahm ihn mit nach Frankfurt am Main: von dort aus machte er ihn bekannt mit dem Kurfürsten von Mainz, Johann von Schönborn, der ihn im Jahr 1670, erst 24 Jahre alt, als seinen Rath anstellte. Durch diese Verbindungen wurde Leibnitz bald in den höchsten Kreisen bekannt, und trotz seiner Jugend in die Staatskunst der damaligen Zeit eingeweiht, wie er denn von Mainz aus nach Paris ging, um dem Könige Ludwig XIV. den Vorschlag zu machen, seine Waffen zur Eroberung der Türkei und Aegyptens zu verwenden — seine eigentliche Absicht war dabei, ihn von der Verfolgung seiner Plane in Europa abzuhalten — ein Unternehmen, auf welches natürlich der französische König nicht einging. Der Aufenthalt in Paris wurde von Leibnitz benutzt, um sich mit den berühmtesten Gelehrten Frankreichs in Verbindung zu setzen und die wissenschaftlichen Forschungen derselben sich anzueignen. Auch London besuchte er zu derselben Zeit, ursprünglich auch wegen eines politischen Zweckes, aber auch hier versäumte er nicht, die Bekanntschaft der dortigen Gelehrten zu machen. So sah sich Leibnitz mit Einem Male in den Mittelpunkt der gelehrten Welt Europa's versetzt, und da gerade Frankreich und England in wissenschaftlicher Bildung damals auf der Höhe der Zeit standen, so begreift sich, welchen großen bleibenden Nutzen unser Leibnitz von diesen Reisen ziehen konnte. Nach dem Tode des Kurfürsten Schönborn folgte er einem Ruf des Herzogs Johann Friedrich von Hannover (1676), der ihn zu seinem Bibliothekar und Hofrathe ernannte. Auch unter dessen Nachfolgern, Ernst August und Georg, blieb er in dieser Stellung. Der Hof von Hannover spielte damals, wie wir aus dem Vorhergehenden ersehen haben, eine bedeutende Rolle in den deutschen und europäischen Angelegenheiten, und Leibnitz wurde sehr oft dabei verwendet. Da Hannover so gut mit dem Kaiser stand, so kam Leibnitz auch mit dem Wiener

Hofe in Berührung: in den Streitigkeiten desselben mit Ludwig XIV. leistete er ihm sehr ersprießliche Dienste, wie denn mehrere Proclamationen und rechtliche Auseinandersetzungen z. B. in der spanischen Erbfolgesache aus seiner Feder geflossen sind. Zum Danke dafür wurde er vom kaiserlichen Hofe zum Freiherrn und zum Reichshofrathe ernannt. Aber auch mit dem preußischen Hofe kam er durch Hannover in Verbindung. Die Gemahlin Ernst Augusts, Sophie, die Tochter Friedrichs V. von der Pfalz, war eine besondere Gönnerin und Verehrerin Leibnitzens, und ebenso ihre Tochter, Sophie Charlotte, welche als eine eigentliche Schülerin desselben bezeichnet werden kann. Diese letztere nun war vermählt mit Friedrich, dem ersten Könige von Preußen; durch sie kam Leibnitz auch nach Berlin, und ihrem Einflusse besonders ist die Gründung der Gesellschaft der Wissenschaften in Berlin (1700) zuzuschreiben, deren erster Vorsitzender Leibnitz wurde: von ihm rührte auch die ganze Einrichtung derselben her. Auch dem sächsischen Hofe war er bekannt, und ebenso Peter dem Großen von Rußland, welcher zum Dank für die vielen Belehrungen, die ihm Leibnitz ertheilte, ihm eine Besoldung zukommen ließ.

Diese vielfältigen Verbindungen mit den höchsten Kreisen der Gesellschaft, die guten Dienste, die er ihnen leistete, der europäische Ruf, dessen er genoß, eröffneten ihm nun die Möglichkeit, einen großen heilsamen Einfluß auf sie auszuüben. Doch brachte es zugleich seine Stellung mit sich, daß er sich den Gesichtspunkten der Herrschenden anbequemen mußte; eine klar und entschieden ausgesprochene gegensätzliche Ansicht würde jede Einwirkung von vornherein vereitelt haben. Aber der Charakter Leibnitzens paßte nun zufällig ganz zu der Handlungsweise, die ihm die Verhältnisse vorgeschrieben. Er war durchaus milder und versöhnlicher Natur: er glaubte weniger durch Streit und Widerspruch, als durch positives Schaffen und durch Feststellung eines gemeinsamen Gesichtspunktes, unter den sich auch die verschiedensten Parteien vereinigen ließen, den Fortschritt und die ächte Wissenschaft fördern zu können. So hat er sich zwar gleich in frühester Jugend, so wie ihm die Schriften der neueren Philosophen und Naturforscher zu Gesicht gekommen, für diese gegen die Scholastik entschieden, aber dies hinderte ihn nicht, auch die gute Seite derselben anzuerkennen, wie denn sein

ausgebreitetes Wissen ihn gerecht gegen die verschiedensten Richtungen machte. Im Allgemeinen war sein Bestreben darauf gerichtet, sich zwar an das Bestehende in Staat und Kirche anzulehnen, aber indem er für dieses eine philosophische Grundlage suchte, es mit einem neuen Geiste zu durchdringen und ihm höhere sittlichere Ziele zu stecken. Leibnitz war dabei nicht immer glücklich: auch eine gewisse Zweideutigkeit und Folgewidrigkeit machte sich bei ihm bemerklich. Nichtsdestoweniger kann man ihm den Ruhm nicht absprechen, in Deutschland für die ächte Wissenschaft eine neue Bahn eröffnet zu haben.

In der Philosophie glaubte er sowohl die Ansicht der Cartesianer, welche Geist und Körper als unvermittelte Gegensätze einander gegenüber stellten, als auch die des Spinoza, nach welcher Gott in der Welt aufging, bekämpfen zu müssen. In dem Bestreben, die von der Kirche angenommene Lehre von einem persönlichen Gotte mit einem vernünftig geordneten und beseelten Weltganzen in Verbindung zu bringen, kam er auf das System, welches er die Monadologie, oder die Lehre von den Monaden genannt hat. Nicht befriedigt von dem rohen Empirismus der Cartesianer, welche in der Materie nur die todte Masse erblickten, deren wesentliche Eigenschaft die Ausdehnung sei, stellte er den Satz auf, daß in der Materie noch eine andere, eine geistige Kraft enthalten sei, und diese wäre ihr eigentliches Leben, ihre Substanz. Die Substanz ist das Unzerstörbare in der Natur, hat kein Anfang und Ende; sie ist über die ganze Natur verbreitet, und löst sich da in Einheiten, Monaden, auf. Die Monaden bilden den übersinnlichen Bestandtheil der ganzen Natur. Sie sind das einzig und wahrhaft Seiende außer Gott: das andere ist Erscheinung. Die Monaden sind als solche über Raum und Zeit erhaben, denn Raum und Zeit sind nichts Seiendes, sondern drücken nur Verhältnisse aus. Ohne die Monaden würden alle Dinge nur verschwindende flüchtige Veränderungen und Gebilde der Einen göttlichen Substanz sein, d. h. die Natur selbst und alle Substanz würde Gott sein. Aber die Monaden, welche vielerlei sind, höhere und niedere, müssen zuletzt einen Einigungspunkt haben. Diesen finden sie in Gott, der Urmonas: aus ihm fließen sie immer wieder von Neuem aus. Sie sind nicht mit ihm Eins, sondern nur aus ihm entsprungen. Bei der Schöpfung

jeder einzelnen schwebte aber Gott der Plan des Ganzen vor, und so hat jede Monade wieder eine Beziehung zum Allgemeinen, d. h. es ist ein großer bewußter allgemeiner Zusammenhang der Dinge. Das ist die vorher bestimmte (prästabilirte) Harmonie. Darum ist die wirkliche Welt die beste, die vollkommenste, weil Gott sie als solche mit Bewußtsein geschaffen hat. Sie ist nichtsdestoweniger unvollkommen, weil die einzelnen Monaden, aus welchen sie besteht, eine gewisse Selbstständigkeit haben, welche mit den anderen in Widerspruch geräth: daraus sei denn auch das Uebel in der Welt zu erklären. Die höchste Stufe unter den Monaden nimmt der Mensch ein, weil er Vernunft besitzt und durch dieselbe die Kenntniß der nothwendigen und ewigen Wahrheiten erlangen kann, wodurch er sich zur Kenntniß unserer selbst und Gottes erhebt, als der einigen zureichenden Ursache aller Dinge. Auf die Betonung der Vernunft als der eigentlichen Quelle unserer Erkenntniß läuft bei Leibnitz zuletzt Alles hinaus, und insofern hat man sein System Rationalismus genannt. Man nannte es auch Idealismus, weil er im Gegensatz zu den Empirikern oder Sensualisten, d. h. denen, welche Alles von der Wahrnehmung unserer Sinne ableiten wollten, als das eigentlich Wahre und Seiende die in unserem Geist oder in unserer Vernunft liegenden Ideen aufstellte. Die Ideen und Wahrheiten seien uns angeboren, weil wir von Gott ausgeflossen seien.

Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht*), daß Leibnitz nach dieser Seite seiner Philosophie mit der Mystik zusammenhing, die ja ebenfalls die Welt vergeistigte und vergöttlichte: auch bei ihm nehmen wir also den Einfluß dieser Geistesrichtung wahr. Allein auf der anderen Seite setzte er derselben doch wieder Ziel und Schranke, indem er sich hütete, in den Phantasieen der Mystik sich zu verlieren, die der Wirklichkeit zu wenig Rechnung trug. Denn Leibnitz, wenn er auch das geistige und ideale Moment in den Dingen hervorhob, läugnete doch keineswegs die Wirklichkeit der Erscheinung, die äußeren Dinge: ja er gesteht zu, daß wir die Ideen und ewigen Wahrheiten erst durch die Anregung der Sinnenwelt kennen lernen. Sie liegen zwar in uns, aber keineswegs als fertig, sondern blos als Anlagen, als Fähigkeiten, die sich erst entwickeln

*) Ritter, Gesch. der neueren Philosophie. IV. (1853.)

müssen, und zwar durch Berührung mit der Außenwelt. Auch dieses ist weise von Gott angeordnet, weil wir dadurch zugleich des Zusammenhangs mit dem Weltall bewußt werden. Auf diese Weise suchte er auch der Erfahrung gerecht zu werden: jener auf die Erforschung des Stofflichen zugewendeten Richtung, welche bereits zu seiner Zeit begonnen hatte und während des 18. Jahrhunderts, wenigstens in Frankreich und England, zur herrschenden werden sollte.

Denn wir dürfen nicht vergessen, daß es Leibnitz bei seinem Streben, ein philosophisches Gebäude aufzustellen, vor Allem um einen praktischen Zweck zu thun war. Er wollte in dem umfassendsten Sinne wirken für die Vervollkommnung der menschlichen Zustände, in Religion und Kirche, in den Staatsverhältnissen und in der Wissenschaft: da wollte er nun einen festen Punkt finden, von wo aus alle diese verschiedenen Ausstrahlungen in eine seinem Ideale entsprechende Bahn geleitet werden konnten: natürlich konnte er sich dabei dem Studium des Einzelnen, der vielseitigsten Erfahrung nicht verschließen.

Und in dem, was er auf dem Gebiete der einzelnen Wissenschaften zuwege gebracht, sind seine Leistungen vielleicht noch bedeutender, wie in der Philosophie. Am wenigsten in die Augen fallend waren seine Erfolge in Religion und Theologie. Hier nahm er den Gedanken des Calixtus wieder auf, die verschiedenen Religionsparteien zu vereinigen, und bei den mehrfachen Versuchen, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts von Seite der Katholiken gemacht wurden, um dieses Ziel zu erreichen, spielte er eine nicht unbedeutende Rolle, ebenso bei den Vereinigungsversuchen zwischen Lutheranern und Reformirten, die er gleichfalls anregte. Alle diese Bestrebungen hatten aber keinen Erfolg, indem einerseits die römische Kirche mehr forderte, als von den Protestanten zugestanden werden konnte, andererseits die protestantischen Geistlichen den Philosophen Leibnitz mit einem schwer zu verhehlenden Mißtrauen betrachteten. Denn Leibnitz war zwar mild und duldsam gegen alle religiösen Meinungen, und daher auch gegen die Katholiken (die darum hofften, ihn zum Uebertritte bewegen zu können, jedoch vergeblich), wie gegen die rechtgläubigen Protestanten: aber nicht minder gegen die Schwärmer und alle Arten von Ketzern. Innerlich war er nichts weniger, als kirchlich

gesinnt: er ging nie in die Kirche und zum Abendmahl, deßhalb hieß man ihn den „Glaubenichts": wenn er auch die Möglichkeit der Offenbarung nicht läugnen wollte, so hielt er sie doch nicht für unumgänglich nothwendig, und er meinte, mit der natürlichen Religion oder der Philosophie komme man auch aus. Dadurch verlor er in den Augen der Rechtgläubigen, und sein Einfluß auf die tonangebende Theologie war daher gering; aber auf die reiferen Geister wirkte er demohngeachtet befreiend.

Ganz entschiedene in die Augen fallende Verdienste hat er sich aber um eine bessere Behandlung der Geschichte erworben. Es war eine seiner Obliegenheiten, als er in die Dienste des Hauses Hannover trat, die Geschichte desselben zu beschreiben. Er hat zu diesem Ende die umfassendsten Forschungen gemacht, reiste in Deutschland und Italien umher, um Stoff und Urkunden zu finden, und gab auch eine Menge bis dahin unbekannter oder ungedruckter Quellenschriftsteller für die Geschichte des Mittelalters heraus. Ein so klarer scharfblickender Geist, wie Leibnitz, konnte sich natürlich nicht mit den Mährchen begnügen, mit denen die damaligen Geschichtschreiber der regierenden Häuser den Ursprung und den weiteren Verlauf ihrer Herrschaften aufzuputzen pflegten. Er übte historische Kritik, sichtete den aufgehäuften Stoff, und strebte auch hier nach Wahrheit. Sein Hauptwerk über die Geschichte des Hauses Braunschweig ist übrigens erst neuerdings gedruckt worden.

Und so erkannte er auch bereits die hohe Wichtigkeit, welche die Sprache für das Geschichtsstudium habe. Auch hier stellte er neue Gesichtspunkte auf, regte zum Studium an, begann mit dem Sammeln des Stoffs. In der Mathematik ist er durch die Erfindung der Differentialrechnung, dessen Früherschaft ihm Newton streitig machte, berühmt geworden. In der Geologie kam er auf den Gedanken einer allmähligen Entstehung der Erde, da ihn die vaterländischen Gestaltungen und Bildungen der Erdoberfläche und die Reste eigenthümlicher Formen in den Versteinerungen auf frühere Umwälzungen führten. Die Erdkugel sei aus der Sonne herausgeschmolzen und in Feuer gestanden: die Felsen seien die Schlacken, die aus der Verbrennung übrig geblieben. Als die Oberfläche der Erde aus der großen Verbrennung sich abgekühlt habe, sei die Feuchtigkeit, welche das Feuer in die Luft getrieben, auf die Erde

niedergefallen, habe die Oberfläche abgewaschen, das in der Asche festgebliebene Salz aufgelöst und so das Meer gebildet. Das Feuer habe sich in das Innere der Erde als Centralfeuer zurückgezogen: daher die Vulkane. Hierauf sei eine neue ebenso mächtige Zerstörung durch Wasser gefolgt, lange vor der Sündfluth.

Und so wandte er auch den staatlichen Dingen seine Aufmerksamkeit zu. Schon in seinen früheren Zeiten dachte er an eine Reform der Rechtswissenschaft, wovon er bereits die Grundzüge entworfen. Von der Ausführung dieses Gedankens wurde er aber durch so manche andere Dinge abgehalten. Seinen Aufenthalt in Paris wandte er unter Anderem dazu an, um den großen Aufschwung des Gewerbwesens daselbst kennen zu lernen, und mahnte die Deutschen, es den Franzosen hierin nachzuthun. Wie sehr er in die äußere Staatskunst seiner Zeit eingegriffen, haben wir schon erwähnt. Indeß er wünschte auch im Innern gar Vieles verändert. Auch hier lehnte er sich an das Gegebene an; er war durchaus für die Reichsverfassung: aber er wünschte Kaiserthum und Einheit des Reichs wieder gestärkt und gekräftigt zu sehen. Wir haben noch eine Abhandlung von ihm über Fürstenerziehung, welche ebenfalls von nationalem Geiste getragen ist.

Allein gerade das deutsche Fürstenthum schlug zu seiner Zeit, wie wir gesehen haben, eine unerfreuliche Richtung ein. Leibnitz selbst sollte die Launenhaftigkeit und Willkürlichkeit desselben am Schlusse seines Lebens zur Genüge erfahren. Am preußischen Hofe galt er seit dem Tode seiner Gönnerin Sophie Charlotte wenig mehr; selbst über die Gesellschaft der Wissenschaften wurde er nicht mehr gefragt, und bei dem dritten Herzoge von Hannover, dem er diente, dem Könige Georg von Großbritannien, fiel er in förmliche Ungnade. Er dachte daher schon daran, sich wo anders niederzulassen, als er 1716 starb. Das Leichenbegängniß des großen Mannes war ein rechtes Beispiel, welchen Einfluß Gnade oder Ungnade der Mächtigen auf die Massen ausübte. Kein Mensch folgte der Leiche, als ein treuer Schüler und Anhänger des Verstorbenen, der auch später sein Leben beschrieben hat, Eckhardt.

Leibnitz hat in prophetischen Worten die europäische Revolution vorausgesagt, wenn die Fürsten nicht anders würden, auch das Schicksal, welches Deutschland von Frankreich drohte, wenn es nicht besser

auf seiner Hut sei. Allein er wurde von den Großen nicht mehr gehört.

War dies nicht ein Fingerzeig, daß eine Erneuerung des nationalen Geistes und ein Fortschritt der Bildung nicht von oben ausgehen sollte, sondern von unten, aus dem Schooße des Volkes selbst?

Leibnitz, weil er zunächst auf die höheren Kreise wirken wollte, schrieb seine wichtigsten Werke theils in lateinischer, theils in französischer Sprache*). Nicht, als ob er die deutsche Sprache geringgeschätzt habe: im Gegentheile, er suchte den Gebrauch derselben in Aufnahme zu bringen, und meinte sogar, daß sie sich ganz vortrefflich für den Ausdruck philosophischer Begriffe eigne; auch um die Reinigung derselben von Fremdwörtern hat er sich bemüht, und sein Deutsch machte in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme: ja sogar eine gelehrte Zeitschrift**) in deutscher Sprache hat er gegründet und eine Zeitlang größtentheils selbst geschrieben. Im Allgemeinen aber war, wie gesagt, seine Wirksamkeit mehr ins Große, Allgemeine gehend, als unmittelbar werkthätig, mehr auf die höheren Kreise gerichtet, als auf das Volk. Um die Ideen des Fortschritts, einer neuen geistigen Entwicklung der Nation unter das große Publikum zu verbreiten, dazu bedurfte es eines anderen Mannes. Das war Thomasius.

Christian Thomasius (1655—1728) war der Sohn des Professors der Philosophie Jakob Thomasius in Leipzig, eines Lehrers von Leibnitz, welchem der letztere einen Theil seiner ausgebreiteten Kenntnisse in der Geschichte der Philosophie verdankte. Unser Christian Thomasius zeigte, wie Leibnitz, schon in früher Jugend große Fähigkeiten: auch er wurde schon in seinem 17. Jahre Magister der Philosophie; aber auch er wählte sich die Rechtsgelehrsamkeit zu seinem eigentlichen Fache. Wie Leibnitzens, so war auch sein Streben auf den Fortschritt, auf eine vernünftigere und edlere Grundlage der Wissenschaften gerichtet, aber wenn die Richtung des erstern,

*) Die Theodicee 1710, die Monadologie 1714, seine zwei wichtigsten philosophischen Schriften, hat er jene in französischer, diese in lateinischer Sprache, die mathematischen, juristischen und historischen meistens lateinisch geschrieben.

**) Monatlicher Auszug neuer Bücher. Hannover 1700 bis 1702. Es war nicht die erste, sollte aber die von Thomasius, wie wir gleich sehen werden, gegründete, jedoch bald wieder eingegangene, ersetzen.

seinem Charakter entsprechend, eine vermittelnde und versöhnende gewesen, so tritt uns in Thomasius der eigentliche Oppositionsmann entgegen, welcher die Gebrechen der Zeit nicht nur erkennt, sondern sie sofort angreift und auszurotten trachtet. Dabei wurde er von den glücklichsten Anlagen unterstützt: er besaß Witz und Laune, Muth, Entschlossenheit, Ausdauer und — was keineswegs gering anzuschlagen ist — eine Zugabe von Ehrgeiz, der ihn beständig antrieb, seine Meinungen und Verbesserungsvorschläge zur Geltung zu bringen. Auch er lehnte sich Anfangs an die Mystiker an und machte eine Zeit lang einen eifrigen Vertheidiger der Pietisten: wie wir aber schon bei Leibnitz einen Uebergang aus der mystischen Anschauungsweise in den Rationalismus bemerkt haben, so sehen wir diese Erscheinung noch entschiedener bei Thomasius sich vollziehen: er ist als der Gründer der sogenannten „Aufklärung" des 18. Jahrhunderts in Deutschland zu betrachten. Aber eben darum gelten seine Bestrebungen nicht blos dem Gelehrtenstande: er greift vielmehr diesen in seinem Pedantismus, in seiner dem Leben entfremdeten Zurückgezogenheit an: er will die Bildung allgemeiner machen, unter das Volk bringen.

Thomasius begann seine öffentliche Wirksamkeit als Lehrer an der Hochschule in Leipzig (1688). Hier that er etwas Unerhörtes: er hielt seine Vorlesungen in deutscher Sprache. Bisher waren alle Vorlesungen lateinisch abgehalten worden. Aber er ging noch weiter: in demselben Jahre gab er auch eine gelehrte Zeitschrift heraus, gleichfalls deutsch geschrieben. Es war noch nicht so lange her, daß überhaupt eine gelehrte Zeitschrift, eine Literaturzeitung, ins Leben getreten: diese, im Anfang der achtziger Jahren gleichfalls in Leipzig gegründet, von dem Historiker Otto Mencken, waren die acta eruditorum. Natürlich wurden auch diese nur lateinisch geschrieben. Das Unternehmen unseres Thomasius bildet nun einen Wendepunkt: nicht nur weil er durch die Anwendung der Muttersprache bei wissenschaftlichen Gegenständen die kastenartige Abgeschlossenheit des Gelehrtenstandes durchbrach, sondern auch weil er die Gebrechen desselben, seinen Pedantismus und seine Unduldsamkeit, lächerlich zu machen suchte. Besonders scharf trat er gegen die Ketzermacherei der Theologen auf: ihnen gegenüber nahm er sich der Pietisten mit Wärme und Eifer an, zu denen er sich schon deß-

halb hingezogen fühlte, weil sie sich den Mystikern näherten, aus denen auch er seine erste philosophische Bildung geschöpft, in denen er die Förderer eines lebendigen Christenthums erkannte. Natürlich boten die rechtgläubigen Theologen Alles auf, um des Thomasius Wirksamkeit zu hemmen, und in der That brachten sie es dahin, daß ihm verboten wurde, ferner Vorlesungen zu halten. Auch verhaftet sollte er werden: aber Thomasius, vorher davon unterrichtet, floh nach Berlin und wurde bereits 1691 als Professor an der neu errichteten Hochschule in Halle angestellt, der er von nun an seine volle Thätigkeit widmete. Da hieher auch die Pietisten gerufen wurden, so konnte man diese Hochschule als die Trägerin eines neuen frischen Geistes betrachten, und es war jetzt nicht mehr so leicht möglich, denselben zu unterdrücken.

Aber Thomasius vergaß über der Sorge für die Hochschule doch nicht seine dem Allgemeinen zugewendete Wirksamkeit. Er hat eine Menge von Schriften geschrieben, in deutscher Sprache, über die verschiedensten Gegenstände, aber sämmtlich darauf berechnet, einer vernünftigeren Anschauung Bahn zu brechen. Denn das war zuletzt das Ergebniß seiner vielfältigen Untersuchungen, daß Alles, was mit der Vernunft übereinstimme, wahr, hingegen Alles, was ihr widerspreche, falsch sei. Darum bekämpfte er auch den Aberglauben auf das Entschiedenste: er hielt ihn für gefährlicher, als den Atheismus, welches Wort von den Eiferern treuloser Weise als Verdächtigung gegen vernünftige Leute gebraucht werde; ebenso das Vorurtheil, die Autorität: „ein weiser Mann müsse nach seinem eigenen Urtheil gehen". Daß er bei solchen Grundsätzen fortwährend die Religionsfreiheit vertheidigte gegen die Unduldsamkeit der Theologen, verstand sich von selbst: ja er glaubte sogar den Fürsten deßhalb ein größeres Recht in religiösen Dingen einräumen zu dürfen, weil er sie für freisinniger hielt, als die Gottesgelehrten. Er nahm für sie die Befugniß in Anspruch, in Mitteldingen unbedingt zu befehlen und z. B. das Lästern und Schimpfen in Religionssachen zu verbieten. Dagegen stritt er ihnen das Recht ab, Ketzer zu bestrafen.

Je entschiedener nun aber die rationalistische Anschauungsweise bei Thomasius sich ausbildete, um so mehr mußte er sich von den Pietisten entfernen, zumal da sie ja, wie wir oben gesehen, bald selbst einer gewissen Unduldsamkeit sich schuldig machten und inner-

halb einer bestimmten Schranke stehen blieben. Thomasius behauptete hingegen seinen einmal eingenommenen Standpunkt; er nahm gegen Pietisten und Mystiker das Recht der Vernunft in Schutz, und so traten die Gegensätze zwischen der rein vernünftigen, zugleich dem Leben und der Erfahrung zugewendeten und zwischen der gläubigen Richtung, die ursprünglich derselben Quelle entsprungen waren, einander immer schroffer gegenüber. Wir finden die Pietisten fortan als entschiedene Gegner der Philosophie.

Die Bemühungen des Thomasius für Aufklärung haben bedeutende Früchte getragen. Nirgends traten sie auffallender zu Tage, als bei den Hexenprozessen. Diese waren noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts allgemein. Die Fortschritte in den Naturwissenschaften hatten allerdings den Hexenglauben schon erschüttert, und die Hinrichtungen fielen nicht mehr so massenweise vor, wie früher, aber im Allgemeinen wurde der Grundsatz noch festgehalten. Erst Samuel Becker, ein protestantischer Pfarrer in Amsterdam, legte in einem 1691 erschienenen Buche, „die bezauberte Welt," die ganze Bodenlosigkeit des Teufelsglaubens und der Hexenprozesse dar. Wie sehr jedoch die tonangebenden Behörden noch von dem alten Vorurtheile befangen waren, geht daraus hervor, daß eine protestantische Synode Beckers Lehren verdammte und ihn selbst des Predigtamtes entsetzte. In Deutschland war es Thomasius, der auf dem Wege Beckers muthig vorwärts schritt. Anfangs war auch er von dem Teufelsglauben befangen, „aus Gewohnheit, weil es so hergebracht war". Ja als Berichterstatter eines Hexenprozesses stimmte er sogar für die Bestrafung der Angeschuldigten, während die Beisitzer des Gerichtes sich dagegen erklärten. Das trieb Thomasius zu einläßlichen Untersuchungen über die ganze Frage an, und da konnte es denn nicht fehlen, daß sein scharfer Verstand sich bald von der Grundlosigkeit des Hexenglaubens überzeugte. Und nun (seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts) griff er ihn sofort an mit dem ganzen Feuer seiner für Recht und Menschlichkeit glühenden Seele und mit all' dem Witz und Spott, der ihm eigen war. Natürlich stemmte sich auch gegen diesen Angriff das Vorurtheil; aber Thomasius kam zu Gute, daß er in einem Lande lebte, dessen Fürsten schon seit geraumer Zeit ein milderes Verfahren in den Hexenprozessen eingeschlagen hatten, und die ihn jetzt in seinem Kampfe

mit ihrem Ansehen unterstützten. Thomasius gebührt ohnstreitig das Verdienst, dem Hexenglauben eine tödtliche Wunde beigebracht zu haben, wenn er auch nicht mit Einem Male aufhörte, sondern die letzten Opfer desselben noch bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts sich erstreckten. — Auch gegen die Anwendung der Tortur bei peinlich Angeklagten sprach sich Thomasius aus.

Die Anregungen von Männern, wie Leibnitz und Thomasius, ließen sich in verschiedenen Wissenschaften bemerken. In der Geschichte weiß sich die Kritik eine immer größere Geltung zu verschaffen: auch wird die deutsche Sprache häufiger angewendet. Ein höchst merkwürdiges Werk in diesem Fache ist Arnolds unpartheiische Kirchen- und Ketzerhistorie, 1697 bis 1700. Der Verfasser, welcher 1666 zu Annaberg in Schlesien geboren war, einige Zeit die Professur der Geschichte in Gießen bekleidete und im Jahre 1714 als Prediger zu Perleberg starb, gehörte der freieren mystischen Richtung an, machte die Bekanntschaft des Thomasius und wurde besonders durch ihn zur Abfassung und Herausgabe des erwähnten Werkes bestimmt. Ja, man behauptet, daß ein großer Theil desselben von Thomasius herrühre. Ein solches Werk hatte die deutsche Literatur seit Sebastian Franck nicht mehr aufzuweisen. Es war auch fast ganz im Geiste von dessen Chronik abgefaßt. Da wird an alle die von der Kirche hergebrachten Beschuldigungen gegen die Ketzer im Mittelalter, wie seit der Reformation das Messer der Kritik gelegt, die angeblichen Ketzer nicht nur in Schutz genommen, sondern meistentheils als die Träger ächter Religiosität und Frömmigkeit hingestellt, die Schäden und Gebrechen der herrschenden Kirchen schonungslos aufgedeckt, überhaupt der ganzen Geschichte ein neuer von dem bisherigen durchaus verschiedener, aber edlerer und menschlicherer Standpunkt angewiesen. Dem Forscher ist dieses Buch auch heute noch eine schätzbare Quelle, weil sie eine Menge von Einzelnheiten, Thatsachen, Auszüge aus Schriften enthält, die sich nirgendwo anders finden. — Die große allgemeine Bedeutung, die man der Arnoldischen Kirchenhistorie zuerkennen muß, haben nun andere geschichtliche Bücher aus jener Zeit, wie Maskovs (1689—1761) „Geschichte der Deutschen bis zur fränkischen Monarchie" oder Bünaus (1697—1762) „deutsche Kaiser- und Reichshistorie" nicht, aber sie zeigen immerhin einen Fortschritt der

Wissenschaft an, indem sie gründlicher und mit mehr Geist geschrieben waren, als die bisherigen, und die Anwendung der deutschen Sprache bei historischen Gegenständen beförderten.

In der Philosophie hat sich Christian Wolff (1679—1754) nicht unbedeutende Verdienste erworben, obwohl man ihn keineswegs einen schöpferischen Geist nennen kann. Aber er brachte die Ideen Leibnitzens zu größerer Geltung und unter die Leute und zwar dadurch, daß er den von Thomasius angebahnten Weg einschlug und weiter verfolgte, die Wissenschaft nämlich zu populariſiren, allgemein verständlich zu machen. Er schrieb seine Schriften meist in deutscher Sprache, klar, einfach: seitdem gewöhnte man sich daran, philosophische Gegenstände überhaupt in der Muttersprache zu behandeln. Darin besteht sein Hauptverdienst: Schärfe des Denkens, Tiefe der Anschauungen hat man bei ihm nicht zu suchen: auch eines strengen Zusammenhanges entbehrt sein System: er war Eklektiker. Aber indem er sich bemühte, die rationalistischen Ansichten Leibnitzens und Thomasius weiter auseinander zu setzen und zugleich der von England und Frankreich zu uns herübergedrungenen naturalistischen Richtung Rechnung zu tragen, und dies Alles in einer gemeinverständlichen, wenn auch breiten Sprache, leistete er der Aufklärung einen großen Vorschub: man kann ihn gewissermaßen den Philosophen des gesunden Menschenverstandes nennen. Der Streit, in den er mit den unduldsamen Pietisten der Hochschule in Halle verwickelt ward, in dessen Folge er von dem gewaltthätigen Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen (1723) aus Halle vertrieben wurde, nützte seinem Ruhme mehr, als er ihm schadete. Er erhielt sogleich eine Anstellung in Gießen und später (1740) wurde er sogar wieder nach Halle gerufen, wo er einen glänzenden Einzug hielt.

Auch die Dichtung schien, durch die bisherigen Entwicklungen angeregt, einen neuen Aufschwung nehmen zu wollen. Schon am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts machte sich eine Rückwirkung gegen die bombastische, gespreizte, abgeschmackte Manier der Hofmannswaldau und der Lohenstein bemerkbar: ihnen gegenüber legten Dichter, wie Wernicke, Canitz, Brockes, Postel, Günther ein größeres Gewicht auf Einfachheit, Natürlichkeit und Reinheit der Sprache. Freilich waren diese Männer mit Ausnahme höch-

halb hingezogen fühlte, weil sie sich den Mystikern näherten, aus denen auch er seine erste philosophische Bildung geschöpft, in denen er die Förderer eines lebendigen Christenthums erkannte. Natürlich boten die rechtgläubigen Theologen Alles auf, um des Thomasius Wirksamkeit zu hemmen, und in der That brachten sie es dahin, daß ihm verboten wurde, ferner Vorlesungen zu halten. Auch verhaftet sollte er werden: aber Thomasius, vorher davon unterrichtet, floh nach Berlin und wurde bereits 1691 als Professor an der neu errichteten Hochschule in Halle angestellt, der er von nun an seine volle Thätigkeit widmete. Da hieher auch die Pietisten gerufen wurden, so konnte man diese Hochschule als die Trägerin eines neuen frischen Geistes betrachten, und es war jetzt nicht mehr so leicht möglich, denselben zu unterdrücken.

Aber Thomasius vergaß über der Sorge für die Hochschule doch nicht seine dem Allgemeinen zugewendete Wirksamkeit. Er hat eine Menge von Schriften geschrieben, in deutscher Sprache, über die verschiedensten Gegenstände, aber sämmtlich darauf berechnet, einer vernünftigeren Anschauung Bahn zu brechen. Denn das war zuletzt das Ergebniß seiner vielfältigen Untersuchungen, daß Alles, was mit der Vernunft übereinstimme, wahr, hingegen Alles, was ihr widerspreche, falsch sei. Darum bekämpfte er auch den Aberglauben auf das Entschiedenste: er hielt ihn für gefährlicher, als den Atheismus, welches Wort von den Eiferern treuloser Weise als Verdächtigung gegen vernünftige Leute gebraucht werde; ebenso das Vorurtheil, die Autorität: „ein weiser Mann müsse nach seinem eigenen Urtheil gehen". Daß er bei solchen Grundsätzen fortwährend die Religionsfreiheit vertheidigte gegen die Unduldsamkeit der Theologen, verstand sich von selbst: ja er glaubte sogar den Fürsten deßhalb ein größeres Recht in religiösen Dingen einräumen zu dürfen, weil er sie für freisinniger hielt, als die Gottesgelehrten. Er nahm für sie die Befugniß in Anspruch, in Mitteldingen unbedingt zu befehlen und z. B. das Lästern und Schimpfen in Religionssachen zu verbieten. Dagegen stritt er ihnen das Recht ab, Ketzer zu bestrafen.

Je entschiedener nun aber die rationalistische Anschauungsweise bei Thomasius sich ausbildete, um so mehr mußte er sich von den Pietisten entfernen, zumal da sie ja, wie wir oben gesehen, bald selbst einer gewissen Unduldsamkeit sich schuldig machten und inner-

merksam machte, die doch selbst alle keinen andern Zweck verfolgten, als den althergebrachten Glauben in seinen Grundfesten zu erschüttern. Aber bei aller Vorliebe für die Franzosen bekämpfte er doch wieder mit aller Entschiedenheit den Einfluß, den sie seit dem westphälischen Frieden auf uns übten, wo unsere Höfe ihre Sitten, Moden, Fehler und Laster und auch ihre Sprache angenommen hatten. Vielmehr wollte er das Deutsche und zwar das reine, von Fremdwörtern entkleidete, wieder in Aufnahme bringen: die Deutschen sollten ihre Muttersprache in derselben Weise ausbilden, wie die Franzosen oder Engländer die ihrige. Zu diesem Ende schrieb er Sprachlehren, Wörterbücher, Lehrbücher, gab er deutsche Zeitschriften heraus, machte er wieder aufmerksam auf unsere frühere deutsche Literatur, wie er denn die Dramen des Mittelalters, Fastnachtsspiele u. s. w. sammelte. Aber nicht nur den Ausländern, sondern auch den Gelehrten gegenüber verfocht er den Gebrauch der Muttersprache. Er wollte, wie bereits Thomasius und Wolff den Anfang gemacht, das barbarische Latein aus den Schulen verdrängen, den Gebrauch der Muttersprache auch bei wissenschaftlichen Gegenständen allgemein machen. Er selber ging mit dem Beispiele voran; so schrieb er z. B. ein Handbuch der Philosophie.

Man wird Gottsched bei näherer Betrachtung von einer gewissen Plattheit nicht freisprechen können, so wenig wie von dem Fehler der Selbstüberhebung und des Eigennutzes. Aber darum hatte er doch seine großen Verdienste um die allmälige Erhebung des deutschen Geistes. Auch fehlte es nicht an Männern, die, nachdem Gottsched das Seinige geleistet, ihn überholten, sogar selbst gegen ihn in die Schranken traten und die Nation in immer schnelleren Pulsschlägen einer freieren Entwickelung entgegenführten.

So bemerken wir am Ende des vierten Jahrzehends des 18. Jahrhunderts überall die Wirkungen eines neuen Geistes, als Friedrich II. den Thron von Preußen bestieg: unter ihm sollte die Nation einen noch höheren geistigen Aufschwung nehmen.

Sechstes Buch.

1. Friedrich Wilhelm I. von Preußen und die Jugendjahre Friedrichs II.

Friedrich Wilhelm I., der seit dem Jahre 1713 auf den preußischen Thron gekommen, war eine merkwürdige Persönlichkeit. Er bildet das vollkommene Widerspiel nicht nur seines Vaters, sondern der meisten Fürsten seiner Zeit. War sein Vater prachtliebend und verschwenderisch, so befleißigte er sich der größten Einfachheit und Sparsamkeit. Er entließ den kostbaren Hofstaat seines Vorgängers und richtete Alles bürgerlich einfach oder militärisch ein. Die feierlichen Audienzen, Salons, Hoffestlichkeiten — Alles verschwand. Der König gönnte sich des Tages nur eine einzige Erholung: das war das sogenannte Tabakscollegium, welches er regelmäßig um 5 Uhr besuchte, um sich mit seinen Vertrauten auf das Ungezwungenste zu unterhalten. Hier wurde Bier getrunken und geraucht. Hier mußten auch die fremden Gesandten suchen, eingeführt zu werden, weil sich hier der König gehen ließ und sie noch am ersten seine Gesinnungen erfuhren. Jede Art von Ausgaben, die keinen unmittelbaren Nutzen brachten, schaffte er ab. Dagegen zeigte er große Vorsorge für den materiellen Aufschwung seines Landes. Auf diese Weise hob er dasselbe empor, brachte den Haushalt des Staates in den blühendsten Zustand und hinterließ seinem Nachfolger eine gefüllte Kasse, während die übrigen Monarchien von Schulden erdrückt waren.

Wie gesund und weise nun auch die Grundsätze sein mochten, die den König bei diesem Verfahren leiteten, so kann man doch nicht sagen, daß er höherer geistiger Bildung zugänglich gewesen wäre. Es war eine derbe Natur, aber roh. Er verachtete die Gelehrsamkeit

und die Gelehrten und wir haben schon oben ein Beispiel angeführt, wie er mit den Professoren seiner Hochschulen umzugehen pflegte. Dieses Verfahren konnte nun noch damit entschuldigt werden, daß die Gelehrsamkeit seiner Zeit in der That eine todte war und dem Leben keinen unmittelbaren Nutzen gewährte. Aber auch die feinere geistige Bildung der Franzosen war ihm ein Gräuel: er haßte die französische Literatur wegen ihres unreligiösen Geistes. Denn Friedrich Wilhelm I. war ein rechtgläubiger Protestant von ächtem Schrot und Korn, und hielt an den alten Grundlehren der protestantischen Kirche fest, wenn er sich auch — ohnstreitig wegen ihrer praktischen Richtung — mehr den Pietisten näherte als den eigentlichen Rechtgläubigen mit ihrem scholastischen Kram. Wir haben schon erwähnt, daß er den Philosophen Wolff von Halle verjagte, weil dieser bei ihm wegen seiner freien religiösen Meinung verdächtigt worden war.

Denn Friedrich Wilhelm war ein Selbstherrscher im vollsten Sinne des Wortes. Die Unumschränktheit des königlichen Willens hat keiner seiner Vorgänger so sehr auf die Spitze getrieben, wie er. Sein Wille war ihm Gesetz, und zwar in Allem. Jeder mußte sich ihm fügen, selbst in Dingen, die mit Staat und Regierung nichts gemein hatten: denn er betrachtete sich seinen Unterthanen gegenüber als den Hausvater und Zuchtmeister, der für ihre Erziehung zu sorgen habe und dem sie unbedingt gehorchen müßten. So erließ der König die willkürlichsten Verordnungen, die bis in Haus und Familie drangen, wie z. B. über die Mode. Einmal verbot er sogar das Tragen baumwollener Stoffe. Jeder Uebertretende wurde mit den schwersten Strafen, auch mit Zuchthaus belegt: um sich zu versichern, daß das Verbot gewissenhaft beobachtet werde, stellte er Haussuchungen an. Jedermann betrachtete ihn mit der entsetzlichsten Furcht. Wer ihn auf der Straße von Weitem kommen sah, suchte ihm zu entrinnen, weil man nicht sicher war, daß der König Einen anhielt, fragte, tadelte und wenn man ihm etwa mißfiel, gleich selber mit dem Stocke zuhieb oder den Uebelthäter ins Zuchthaus schickte. Bemerkte er übrigens die Fliehenden, so schickte er ihnen wohl Polizeidiener nach, um sie aufzufangen: natürlich ging es ihnen dann doppelt schlecht. So trieb wohl keiner die Cabinetsjustiz weiter, als Friedrich Wilhelm. Nicht selten cassirte er die

Urtheile seiner Gerichte, wenn sie ihm zu milde dünkten, und schärfte sie.

Am meisten fiel diese seine Willkür bei den Werbungen für das Heer auf. Der König war ein großer Freund des Soldatenwesens. Die Finanzen und das Heerwesen, meinte er, seien die zwei Angelpunkte des Staates. Er brachte sein Heer auf mehr als 70,000 Mann. Er war ein ganz besonderer Liebhaber von großen schönen Leuten: aus diesen bildete er seine Potsdamer Garde, die in ganz Europa berühmt war. Die Leute dazu warb er nun in aller Herren Länder an, und wandte darauf ganz ungeheure Summen. Dieser Liebhaberei zu Gefallen richtete er sogar oftmals seine Politik ein. Die Fürsten, welche etwas von ihm begehrten, konnten durch nichts leichter ihr Verlangen durchsetzen, als wenn sie ihm lange Leute schickten. Aber auch in Händel gerieth er wegen dieser Liebhaberei. Denn er schickte seine Werber rücksichtslos in die Gebiete anderer Fürsten, die sich dann oft die größten Gewaltthätigkeiten erlaubten. Vollends nun aber die eignen Unterthanen des Königs waren gar nicht sicher, so wie sie das Unglück hatten, sich einer bedeutenden Körperlänge zu erfreuen. Gottsched, der so berühmt geworden, entfloh deßhalb aus dem Preußischen, um den Werbern des Königs zu entgehen, die bereits Jagd auf ihn gemacht hatten. Und es war kein schönes Loos, preußischer Soldat zu sein. Denn Friedrich Wilhelm verlangte natürlich auch von seinen Soldaten die strengste Pünktlichkeit, nicht blos im Allgemeinen, sondern ganz besonders auch in jenen unbedeutenden Kleinigkeiten, die wir den Gamaschendienst zu nennen gewohnt sind, und ließ das geringste Versehen mit unverhältnißmäßiger Härte bestrafen. Ausreißereien fielen daher sehr häufig vor, um so mehr, als die Wenigsten freiwillig zur Fahne gekommen waren.

Dieser König Friedrich Wilhelm I. hatte nun einen ihm sehr unähnlichen Sohn. Friedrich war im Jahre 1712 geboren. Seine Mutter war Sophie Dorothea, eine hannöverische Prinzessin, die Tochter des ersten Königs von Großbritannien aus dem hannöverischen Hause. Seine Großmutter, die geistreiche Sophie Charlotte, die Tochter der pfälzischen Sophie, die Freundin Leibnitzens, stammte gleichfalls aus diesem Hause, und sicher ist der freie und hohe Sinn dieser weiblichen Ahnen auf den Enkel übergegangen. Friedrich

Wilhelm I. überließ die erste Erziehung seiner Kinder ihrer Mutter. Diese, wie alle Prinzessinnen jener Zeit, französisch gebildet, sorgte auch für eine solche Erziehung. Friedrich erhielt eine französische Erzieherin, die nur französisch sprach, was denn zur Folge hatte, daß ihm das Französische viel geläufiger war, als das Deutsche, daß überhaupt seine ganze Bildung und Anschauungsweise eine französische wurde. Mit sieben Jahren wurde er dem General von Finckenstein übergeben, der vom König den Auftrag erhielt, den Kronprinzen ganz nach des Vaters Weise zu erziehen: vor Allem sollte er sich die Religion einprägen, Abscheu vor den Ketzern und vor der katholischen Religion bekommen, Liebe zu seinen Eltern und zum Kriegswesen fassen. Latein brauchte er nicht zu lernen, dagegen Mathematik, Artillerie und Oekonomie, Zeitgeschichte, Erdkunde und Völkerrecht. Aber leider wollte diese Art von Erziehung beim Prinzen nicht anschlagen. Er zeigte schon in frühester Jugend sehr viel Geist und Lebhaftigkeit. Da der Religionsunterricht sehr langweilig gegeben ward, wurde er dem Prinzen verleidet, ja zuwider. Nicht minder der Mechanismus des Soldatendienstes, auf den der Vater so viel Gewicht legte. Da ihn dieser karg hielt — der König gab ihm ein sehr knapp zugemessenes Taschengeld, über welches er die strengste Rechnung führen mußte — so bekam er um so mehr Neigung zum Wohlleben und zur Verschwendung. Dagegen zeigte er entschiedene Vorliebe für die schönen Künste und Wissenschaften: er wußte sich die dahin einschlagende französische Literatur zu verschaffen: er trieb Musik, blies die Flöte. Dies Alles ärgerte den König: er sah in dem Kronprinzen einen ungerathenen Sohn, haßte ihn vom sechsten Jahre an, und da er in seiner eigenen Familie ebenso tyrannisch verfuhr, wie in seinem Reiche, so ließ er sich von seiner Leidenschaft hinreißen, den Prinzen und seine älteste Schwester Wilhelmine, welche die Neigungen mit Friedrich theilte, auf das Gröblichste zu mißhandeln: selten, daß er mit ihm zusammenkam, ohne ihn zu prügeln. Liebe zum Vater wurde dadurch beim Prinzen nicht geweckt: im Gegentheil, die Entfremdung zwischen Beiden, die so durchaus verschiedene Naturen waren, stieg mit jedem Jahr.

Mit dem achtzehnten Jahre wurde der Kronprinz mündig erklärt. Aber das Verhältniß zu dem Vater besserte sich darum nicht.

Der König prügelte ihn immer noch eigenhändig, wenn er ihn sah, zog ihn an den Haaren im Zimmer umher, wollte ihn sogar einmal erwürgen. Der Prinz konnte diese Behandlung nicht länger aushalten: er ging mit dem Gedanken um, zu entfliehen. Im Jahre 1730, auf einer Reise an den Rhein, bei welcher er den König begleitete, wollte er ihn ausführen: er mißlang. Der König, wüthend darüber, wollte anfangs den Prinzen durchbohren, und nur mit Mühe wurde er durch seine Umgebung von diesem Ausbruche der Wuth zurückgehalten. Dann eilte er in seine Staaten zurück, ließ den Prinzen verhaften, seine Mitschuldigen ebenfalls und eine strenge Untersuchung gegen sie einleiten. Der Prinz läugnete nicht, suchte jedoch seine Mitschuldigen zu retten. Der König dachte daran, ihn entweder von der Thronfolge auszuschließen oder ihn zum Tode verurtheilen zu lassen, weil er den Fluchtversuch als Desertion behandelte. Aber das Kriegsgericht erklärte, daß ihm über den Kronprinzen kein Urtheil zukomme: Katte, seinen besonderen Vertrauten und Mitschuldigen, verurtheilte es zu lebenslänglicher Festungsstrafe. Der König hob das Urtheil über Katte auf und veränderte es in Hinrichtung mit dem Schwert. Am 6. November 1730 wurde es vollzogen, und zwar unmittelbar unter dem Fenster des Kronprinzen, in der Festung Küstrin, wo er gefangen gehalten wurde.

Der Prinz war natürlich auf das Tiefste erschüttert. Er machte sich nun auf seine eigene Hinrichtung gefaßt. Doch ließ der König nach einiger Zeit eine Milderung in seinem Verfahren eintreten. Friedrich wurde aus der strengen Haft entlassen, mußte jedoch in Küstrin bleiben, wo ihn der König bei der Kriegs- und Rechnungskammer arbeiten ließ. Da lernte er die Geschäfte von Grund aus, im Einzelnen, kennen und verschaffte sich jene Fülle von Kenntnissen, durch die er sich später auszeichnete, die ihn befähigten, der erste Minister seines Reiches zu sein. Aber schon faßte er auch Pläne zu Verbesserungen, zu Neuerungen. Allmählig söhnte sich der Vater mit ihm aus, so wie er sah, daß er doch Lust zu den Geschäften und Arbeitsamkeit zeigte, und besonders als der Sohn einer Verlobung mit einer braunschweigischen Prinzessin, die Friedrich Wilhelm für ihn ausgesucht, keinen Widerstand entgegensetzte, behandelte er ihn immer freundlicher. Nun wurde Friedrich in das General-Directorium (Ministerium) eingeführt, und wieder ins Heer

aufgenommen, aus welchem ihn der König nach dem Fluchtversuche ausgestoßen hatte.

Der König kaufte auch für ihn das Schloß Rheinsberg bei Ruppin, das der Kronprinz ganz nach seinem Geschmacke herrichten ließ. Das war sein liebster Aufenthalt während der letzten vier Jahre der Regierung seines Vaters. Hier erst bildete er sich ganz zu dem aus, was er später als König war. Er umgab sich mit gleichgesinnten gebildeten Männern, ergötzte sich mit ihnen in heiterer Geselligkeit, aber zugleich studierte er auf das Eifrigste die neue Literatur. Denn wenn er sich auch äußerlich mit seinem Vater ausgesöhnt hatte und ihm insoferne genug that, als er nun mit Eifer in den Regierungsgeschäften arbeitete und selbst auch dem Soldatenwesen seine Aufmerksamkeit schenkte, so gab er doch mit nichten seine eigentliche Richtung auf: im Gegentheil, jenen Trieb nach Bildung, nach Selbstständigkeit des Urtheils über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens suchte er jetzt erst recht zu befriedigen. Von Rheinsberg aus knüpfte er einen Briefwechsel mit den berühmtesten Schriftstellern an, besonders mit den französischen, und diese innige Verbindung mit denselben ist für seine spätere Wirksamkeit entscheidend gewesen.

Wir haben öfter schon die Wendung angedeutet, welche die französische Literatur Ende des 17., Anfang des 18. Jahrhunderts genommen. Nachdem sie durch die Akademie unter Richelieu einen nationalen Einigungspunkt gefunden, stieg sie unter der ruhmreichen Regierung Ludwigs XIV. bald zu dem höchsten Glanze empor. Bald errang sie eine europäische Bedeutung. Mit der Politik und den Sitten der Franzosen wurde auch ihre Literatur allgemein, wenigstens unter den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Dort sprach man, wie wir gesehen, kaum etwas Anderes, als Französisch: man las daher auch vorzugsweise französische Bücher. Indem aber die französische nationale Literatur alle Arten von Wissenschaften in den Kreis ihrer Behandlung zog, geschah es, nicht nur, daß diese den Lesern mundgerecht gemacht, sondern auch, daß darin solche Ansichten und Grundsätze vorgetragen wurden, welche mit den bisherigen Grundlagen von Staat und Kirche in vollkommenem Widerspruche sich befanden. Die französische Literatur nämlich lehnte sich bald an die englische an, und hier war in Folge der ersten und zweiten

Staatsumwälzung eine geistige Bewegung ins Leben getreten, welche nach vollkommener Freiheit strebte und die Fesseln des Vorurtheils in allen Beziehungen zu durchbrechen suchte. Das Studium der Naturwissenschaften, welches dort vorzugsweise betrieben wurde und in einem der größten Geister, die je gelebt haben, in Newton, seinen Mittelpunkt fand, trug besonders dazu bei, die freiere Richtung zu befördern. Sie übten einen ganz gewaltigen Einfluß auf Locke, der bereits im 17. Jahrhundert ein philosophisches System aufstellte, das sich geradezu auf die Erfahrung, auf die Sinnenwelt stützte und den entschiedensten Gegensatz gegen die spiritualistischen Systeme der bisherigen Theologie und Philosophie bildete. Die ganze Literatur der Engländer nahm von jetzt an diese Richtung. Da gibt es keinen nur irgend bedeutenden Schriftsteller, der nicht als Kämpfer gegen die verrottete Dogmatik aufträte und nicht den bevorrechteten Kirchen mit ihrem Offenbarungsglauben die natürliche Religion und die Vernunft entgegensetzte. Diese Richtung bemächtigte sich denn auch der französischen Literatur. Besonders ein Schriftsteller war es, der sie nach Frankreich verpflanzte und ihr bald eine ungemeine Verbreitung verschaffte: Voltaire. Keiner vereinigte aber auch so viele schriftstellerische Gaben in sich, um diese Wirkung hervorzubringen. Mit einer ungemeinen Leichtigkeit, Anmuth und Gewandtheit der Darstellung verband er den schlagendsten Witz, der die lächerlichen Seiten des alten Systemes aufzufinden und dem Gespötte preis zu geben wußte. Voltaire setzte es sich zur Hauptaufgabe, die Tyrannei der Geistlichkeit und ihrer Glaubenssätze zu brechen, dagegen unbedingte Gewissensfreiheit an ihre Stelle zu setzen. Damit verband sich wohl auch gelegentlich eine politische Opposition, gerichtet gegen die Willkür des Thrones und gegen die sittlichen Gebrechen desselben, zumal seitdem dieser die Kirche und das Pfaffenwesen in Schutz nahm, eine Opposition, welche jedoch von anderen Schriftstellern, wie z. B. von Montesquieu, noch viel entschiedener gehandhabt ward.

Mit dieser französischen Literatur also und mit den vorzüglichsten Vertretern derselben, wie mit Voltaire, setzte sich Friedrich in die regste Verbindung. Dies war von einer großen Bedeutung. Denn wenn auch, wie wir bereits angeführt, ein gewisser Einfluß der französischen auf die deutsche Literatur statt fand, so hüteten sich

diejenigen deutschen Schriftsteller, welche denselben vermittelten, gleichwohl, die freiheitlichen Grundsätze zu stark zu betonen, um nicht die Geistlichkeit und die Behörden aufzubringen: ihre Bestrebungen, so verdienstlich sie auch sein mochten, waren im Ganzen doch sehr unschuldig. Friedrich aber, der unmittelbar aus dem Borne selber schöpfte und einen unabweislichen Drang nach Wahrheit fühlte, bebte vor keinen Folgerungen zurück, was um so höher angeschlagen werden muß, als er entschlossen war, die Grundsätze, die sich ihm als wahr erwiesen, auch auf dem Throne zu bethätigen. Und Friedrich nahm es damit sehr ernst. Er studierte mit Eifer die verschiedenen philosophischen Systeme, so besonders auch das Leibnitz-Wolffische, ohne daß er auf die Länge davon befriedigt worden wäre. Aber Eines war ihm vor Allem klar, die Verwerflichkeit der Religionsverfolgungen, der Gewissensbeschränkungen, der Priesterherrschaft. „Die Priester, schrieb er einmal an Voltaire, sind von den ältesten Zeiten an immer Heuchler und Betrüger gewesen. Es scheint mir, daß die Theologen, welcher Nation und Religion sie sein mögen, von gleichem Schlage sind. Immer wollen sie sich eine despotische Gewalt über die Gewissen anmaßen: das macht sie zu eifrigen Verfolgern aller derjenigen, welche es wagen, die Wahrheit zu sagen. Sie sind immer bereit, den Bannstrahl zu schleudern, um, wie sie sagen, das eingebildete Trugbild der Irreligion, wirklich aber, um die Feinde ihres Ehrgeizes und ihrer Wuth zu zerschmettern. Diese Diener eines Gottes des Friedens predigen mit einem Herzen voll Haß und Ehrgeiz Demuth, die sie nie geübt haben. Ihr mit ihrer Moral so wenig übereinstimmendes Verfahren kann ihre Lehre nur in Mißcredit bringen." Er war entschlossen, sowie er den Thron bestiegen, unbedingte Religionsfreiheit zu gewähren.

Natürlich beschäftigte er sich auch mit der Staatskunst. Und hier ging er nicht nur in die Grundsätze der französischen Schriftsteller ein, sondern er übertraf sie sogar. Er bildete sich ein Ideal von einem Fürsten und von einer Regierung, wie es nur aus einem großen edeln Herzen hervorgehen konnte. Ja, auch über die Rechtstitel der fürstlichen Macht stellte er so freie Grundsätze auf, daß man erstaunt, dergleichen aus einer fürstlichen Feder fließen zu sehen. Wir haben aus dieser rheinsberger Zeit noch zwei politische Abhandlungen von ihm, in welchen er seine Ansichten offen dar-

legt. Die eine, aus dem Jahre 1737, behandelt den gegenwärtigen Zustand von Europa; die andere, von 1738, ist der Antimachiavell. In beiden spricht er sich mißbilligend, ja mit dem bittersten Spotte, über die europäischen Fürsten aus, von denen keiner seine Pflicht erkenne, noch weniger darnach handle. Sie richteten sich und ihre Völker durch Verschwendung zu Grunde: jeder von ihnen wolle ein Ludwig XIV. sein: auch noch so klein, wollten sie mit Soldaten spielen, die doch zu nichts weiter gut seien, als am Theater verwendet zu werden. Was ist aber der Fürst? „Er ist nur ein Diener des Volkes. Er hat seine Macht nur vom Volke erhalten: folglich darf er auch keine höheren Interessen kennen, als die des Volkes. Kein Mensch hat ein Recht, sich eine unbeschränkte Herrschaft über seine Mitmenschen anzumaßen, vermöge deren er über ihr Leben und über ihre Güter verfügen und sie unglücklich machen könnte, wenn es ihm beliebe. Der Fürst hat also nur für das Wohl seiner Unterthanen zu sorgen, und ihre Freiheit zu erhalten." Bei solchen Grundsätzen ist es begreiflich, daß er über das erbliche Fürstenthum ziemlich geringschätzig dachte. „Leuten eines gewissen Ranges, schrieb er einmal, erkennt man den Preis zu, wenn sie die Hälfte, andern, wenn sie das Ganze des Laufes zurückgelegt haben, entweder weil wir weniger als andere fähig sind, etwas zu leisten, oder weil niedrige Schmeichler die unbedeutendsten Handlungen erheben." Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung schrieb er an Voltaire: „Ich hatte eine Epistel über den Mißbrauch der Mode und des Herkommens angefangen, als mich das Herkommen der Erstgeburt nöthigte, meine Epistel auf einige Zeit zu verlassen. Ich hätte sie gern in eine Satyre gegen diese Mode selbst verwandelt, doch soll die Satyre aus dem Munde der Fürsten verbannt sein."

2. Friedrich II. Regierungsantritt. Der östreichische Erbfolgekrieg und der erste schlesische Krieg.

Dieser vorurtheilsfreie, reichbegabte, von den höchsten Idealen erfüllte Fürst bestieg nun am 31. Mai 1740 den preußischen Thron. Gleich seine ersten Regierungshandlungen ließen erkennen, daß er auf dem Throne kein anderer geworden. Vor Allem trat er mit der größten Selbstständigkeit auf: er handelte überall nach eigenem Urtheil und bald waren die Minister nichts weiter als die bloßen Ausführer seiner Entschlüsse. Von seinem Vater behielt er die Sparsamkeit bei, aber in zwei Punkten wich er entschieden von ihm ab. Er verkündigte nämlich sofort unbedingte Religionsfreiheit, die er in die bekannten Worte zusammenfaßte: „In meinem Staate kann Jeder nach seiner Façon selig werden." Und was das Heer anbetrifft, so führte er hier eine menschlichere Behandlung der Soldaten ein. Die lange Grenadiergarde, die so viel Geld kostete, hob er auf; dagegen vermehrte er das Heer um 20,000 Mann. Seine menschliche Sinnesweise zeigte er sofort in der Aufhebung der Folter und der Todesstrafe wegen Diebstahls ohne Mord. Die Rechtspflege sollte unbeschränkt gehandhabt werden. Gnadensachen seien nicht mit Justizsachen zu vermengen: er wolle es schlechterdings bei den Rechten und Gerichten bewenden lassen. Die Grundsätze, die er überhaupt von seinen Beamten befolgt zu sehen wünschte, drückte er ihnen kurz in folgenden Worten aus: „Das Interesse des Landes ist auch das meinige, ich kann keines haben, das dem des Landes entgegen wäre. Ihr sollt uns daher nicht mit Kränkung der Unterthanen zu bereichern suchen, sondern den Vortheil des Landes neben unserem Interesse im Auge haben, weil wir zwischen beiden keinen Unterschied sehen." Auch die Wissenschaften vergaß er nicht. Er rief sofort mehrere berühmte Gelehrte an seine Hochschulen, so den Philosophen Wolff, den sein Vater fortgejagt, den Mathematiker Euler; der berühmte französische Gelehrte Maupertuis wurde als Präsident der Akademie der Wissenschaften nach Berlin, die sofort neu gegründet werden sollte, berufen. Auch eine literarisch-politische Zeitung rief er ins Leben, die unbeschränkte Freiheit haben

sollte, über das zu schreiben, was eben vorgehe. Und zugleich dachte er doch auch daran, eine französische Oper in Berlin einzurichten, und traf schon Vorbereitungen dazu.

Diese Thatsachen berechtigten zu der Ansicht, daß der neue König von Preußen vor Allem die Künste des Friedens pflegen, daß er eine besondere Sorgfalt auf die geistige und materielle Hebung des Landes verwenden werde. In der That sprach er sich als Kronprinz in diesem Sinne aus. Noch im Antimachiavell ereifert er sich gegen die Eroberer und gegen den Krieg: der Ehrgeiz sei nie genügsam, sondern unersättlich, viele Menschen würden nur der Einfälle eines Einzigen wegen unglücklich gemacht, der es oft gar nicht verdiene, von der Welt gekannt zu werden. Muth und Gewandtheit fänden sich ebenso bei dem Straßenräuber, als bei dem Helden, nur daß diesem Lorbeeren, jenem der Strick zu Theil wird. Der Krieg an sich sei schrecklich, ein Unrecht und eine tyrannische Grausamkeit, sowohl gegen die Nachbarn als gegen das eigene Volk. Aber seitdem er König geworden, trat an die Stelle dieser gemüthlichen Anschauungsweise der Ehrgeiz und die Ruhmbegierde. Er wollte in jeder Beziehung König sein und eine Rolle spielen, also auch in der auswärtigen Staatskunst.

Unter seinem Vater war die äußere Politik sehr haltungslos und ungeschickt gewesen: Preußen wurde daher vom Auslande etwas verächtlich angesehen, namentlich spottete man über den alten König und seine Soldatenliebhaberei: man nannte ihn nur den Korporal. Friedrich II. war entschlossen, das anders zu machen. Preußen sollte fortan ein Gewicht in die politische Wagschale Europas legen. Zu diesem Ende mußte es entschieden, kräftig, kühn, selbstbewußt auftreten, und wo möglich sich zu vergrößern suchen, daß seine Macht auch dem königlichen Titel, den es führte, entspreche. Friedrich erstrebte also eine größere europäische Machtstellung für Preußen. Es verstand sich von selbst, daß hiemit der deutsche Gesichtspunkt bei ihm zurücktrat, noch viel entschiedener, wie bei irgend einem seiner Vorfahren.

Mit einer ungemeinen Lebhaftigkeit und Rührigkeit warf er sich nun in diese auswärtigen Staatshändel. Die Handlungsweise aber, die er hier anwandte, stach sehr ab gegen die Grundsätze, die er als Kronprinz ausgesprochen. Im Antimachiavell ereifert er sich

doch sehr gegen die Diplomatie seiner Zeit, die der Inbegriff der Schurkerei und der Ungerechtigkeit sei. Er verlangt, daß aus den Verträgen jede Zweideutigkeit und Unredlichkeit entfernt, dagegen Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit wieder hergestellt werde, welche man unter Fürsten nicht mehr finde. Im eigenen Interesse der Fürsten sei es, keine Schurken zu sein, indem sie doch die Welt nur einmal betrügen könnten und dann alles Vertrauen verloren hätten. Diesen Grundsätzen entgegen, begann er vielmehr, wie wir gleich sehen werden, damit, daß er alle seine Verbündeten hinter das Licht führte, und sich an keine Verträge band; allerdings, weil er fürchtete, von ihnen überlistet und hintangesetzt zu werden, wenn er ihnen nicht zuvorkomme. Er schlug sie also mit ihren eigenen Waffen, aber er bediente sich ihrer mit einer solchen Gewandtheit, daß man glauben sollte, er habe sich ganz besonders darauf eingeübt.

Zunächst dachte er daran, Berg zu erwerben, woran schon seinem Vater so viel gelegen. Er trat deßhalb mit Frankreich in Unterhandlungen, und als diese keinen erwünschten Erfolg hatten, näherte er sich England. Zugleich zeigte er gegen den Bischof von Lüttich, mit dem er wegen der Grafschaft Herstal, die ihm von der oranischen Erbschaft zugefallen, in Händel gekommen war, daß er entschlossen sei, seine Rechte zu vertheidigen. Er zwang den Bischof mit Waffengewalt, die Streitsache nach dem Wunsche Friedrichs zu erledigen.

Da starb am 20. October 1740 der Kaiser Karl VI. Friedrich erkannte augenblicklich in diesem Ereigniß eine vortreffliche Gelegenheit, seine Macht auf Kosten Oestreichs zu vergrößern, und er zauderte keinen Augenblick, diesen Gedanken auszuführen.

Nach der pragmatischen Sanction, welche allerdings alle Staaten, außer Baiern, anerkannt hatten, war die älteste Tochter des Kaisers, Maria Theresia, die Erbin der ganzen östreichischen Monarchie und sie nahm auch sofort davon Besitz. Allein die Anerkennung jenes Hausgesetzes hinderte diejenigen Mächte, welche Ansprüche auf die Erbschaft zu haben glaubten, keineswegs, doch noch mit denselben hervorzutreten, so wie sich nur eine Aussicht auf Erfolg bot. Das waren Spanien, Baiern, Sardinien, Sachsen. Auch Frankreich ergriff wohl die nächste Gelegenheit, Oestreich zu schaden, mit beiden Händen, trotzdem daß auch diese Macht die pragmatische

Sanction anerkannt hatte. Und schon suchte der Kurfürst von Baiern, Karl Albert, die französische Regierung für einen solchen Plan zu gewinnen: auch war bereits eine Partei am Hofe Ludwigs XV. thätig, denselben auszuführen. An Feinden der östreichischen Erbin schien es also nicht zu fehlen.

Dazu kam nun aber, daß die östreichischen Staaten bei dem Tode Karls VI. sich in einer großen Zerrüttung befanden. Er hatte schwere Opfer gebracht, um die Anerkennung der pragmatischen Sanction durchzusetzen, und dabei die Vertheidigungskraft des Landes geschwächt. Das Heer war seit den letzten Verlusten entmuthigt, gelichtet, nicht stärker als 55,000 Mann; der Schatz leer, Schulden genug, Alles in einem kläglichen Zustande. Eine rasche, kühn ausgeführte Unternehmung gegen diese Macht schien also gelingen zu müssen.

Friedrich II. richtete seine Absichten auf Schlesien, das ihm von den östreichischen Staaten am nächsten lag und seine Besitzungen vortrefflich abrunden konnte. Seine Vorfahren hatten ihm Ansprüche auf einige schlesische Fürstenthümer vererbt: diese beschloß er geltend zu machen. Sie waren zweifelhaft genug, und Friedrich selbst hat in der Geschichte seiner Zeit ursprünglich nicht *sie* als die Beweggründe zu dem schlesischen Kriege dargestellt, sondern seinen Ehrgeiz. Er rüstete so geheim, als möglich, aber rasch und eifrig. Niemand wußte, als die Rüstungen zuletzt doch offenbar wurden, wem sie galten. Endlich wurde Maria Theresia aufmerksam, und ließ bei ihm anfragen, wessen sie sich von ihm zu versehen habe. Er stellte nun einfach seine Forderung. Er verlangte Niederschlesien, auf das er Ansprüche habe: wenn Maria Theresia ihm dasselbe abtrete, mache er sich verbindlich, sie gegen alle ihre Feinde zu vertheidigen. Die Königin war sehr entrüstet über diese Zumuthung des kleinen Königs von Preußen: sie wurde ohne Weiteres zurückgewiesen. Aber nun ließ Friedrich wirklich (December 1740) 30,000 Preußen in Schlesien einrücken, unter seinem und des Generals von Schwerin Befehl, und dasselbe in Besitz nehmen, was um so leichter ging, als Schlesien fast gänzlich von östreichischen Besatzungen entblößt war. Ein Theil der Einwohner empfing ihn mit dem größten Jubel: das waren die Evangelischen, welche wirklich unter einem schweren Drucke seufzten. Die Katholiken, die sonst mit der östrei-

chischen Regierung nicht unzufrieden waren, wußte Friedrich bald durch seine Leutseligkeit und durch seine religiöse Duldsamkeit zu gewinnen.

Auch nach dem Einrücken in Schlesien gab der König seine Unterhandlungen mit Maria Theresia in obigem Sinne nicht auf. Er hoffte sie immer noch zur Nachgiebigkeit bewegen zu können. Daran war aber nicht zu denken. Maria Theresia wurde nur noch aufgebrachter gegen Friedrich und verlangte von ihm augenblickliches Zurückziehen seiner Truppen aus Schlesien. Als dies verweigert ward, so rückten die Oestreicher im Frühjahr 1741 unter General Neipperg in Schlesien ein, um die Preußen wieder hinauszutreiben. Aber am 10. April 1741 kam es zur Schlacht bei Mollwitz, in welcher die letzteren unter Schwerin einen Sieg über die Oestreicher erfochten. Anfangs schien die Schlacht einen für die Preußen unglücklichen Ausgang nehmen zu wollen. Friedrich hielt schon Alles für verloren, und entfernte sich auf Schwerins Anrathen vom Schlachtfelde. Erst am andern Tage erhielt er die Nachricht vom Siege.

Die Schlacht bei Mollwitz war von großen Folgen. Einmal errang sich der junge König bei den europäischen Mächten Ansehen und Bedeutung und vernichtete die geringe Meinung, welche dieselben von der auswärtigen Staatskunst Preußens bis dahin gehabt. Sodann beschleunigte sie die Feindseligkeiten derjenigen Mächte, welche Maria Theresia den Besitz der ganzen östreichischen Monarchie nicht gönnten.

Wir haben schon angeführt, wie der Kurfürst Karl Albert von Baiern um die französische Hülfe buhlte. Für sich allein hätte er freilich gar nichts vermocht. Denn er hatte Baiern schon völlig verschuldet überkommen, und that nun seinerseits auch noch das Möglichste, um die Schulden zu vermehren. Es war ein verschwenderischer, leichtsinniger, für leeren Hofprunk eingenommener Fürst, dabei bigott, schwach, ohne geistige und sittliche Kraft. Habsucht und Eitelkeit bestimmten ihn, nicht nur auf die östreichische Erbschaft Ansprüche zu machen, sondern sich auch noch um die deutsche Kaiserkrone zu bewerben. Da er aber weder in seinem verschuldeten Lande, noch in sich die Mittel fand, so große Entwürfe auszuführen, so wandte er sich an Frankreich, dessen Bundesgenosse Baiern in seinen Kriegen

mit Oesterreich geraume Zeit immer gewesen. Der Kurfürst schämte sich nicht, die demüthigsten Briefe an den französischen König und seine Minister zu schicken, sich ihnen zu Füßen zu werfen, ihre Unterstützung förmlich zu erbetteln. Anfangs wollte der Kardinal Fleury, welcher damals die französische Staatskunst leitete, nicht darauf eingehen. Aber neben ihm bestand am Hofe eine Kriegspartei, durch Belleisle vertreten, welche den König Ludwig XV. zu bearbeiten wußte, und sie erhielt die Oberhand, seitdem Friedrichs II. glänzende Erfolge bekannt geworden. Denn nun schien der Angriff auf Oesterreich nicht mehr mißlingen zu können. Frankreich schloß zu Nymphenburg (Mai 1741) mit Baiern einen Vertrag ab, in dessen geheimen Artikeln die erstere Macht dem Kurfürsten einige Millionen Livres und außerdem noch 60,000 Mann versprach zur Unterstützung seiner Ansprüche auf die österreichische Monarchie und zur Erlangung der Kaiserwürde. Dagegen soll er, wenn er Kaiser geworden, von den Franzosen nichts von dem zurückverlangen, was sie am Rhein und in den Niederlanden erobern würden. Auch mit Spanien wurde ein Vertrag geschlossen. Dasselbe versprach 6000 Mann: der Infant Don Philipp sollte Alles erhalten, was er in Italien erobern würde. Nicht minder wußte Frankreich Sachsen zu sich herüberzuziehen: ihm wurde Mähren und Oberschlesien versprochen für die Hülfe, die es leisten würde.

Natürlich suchten nun die Verbündeten vor Allem, mit Friedrich II. in ein näheres Bündniß einzutreten. Aber nicht minder bemühte sich England, ihn davon zurückzuhalten. England war eifersüchtig auf Frankreich und fürchtete nicht mit Unrecht das steigende Uebergewicht desselben, so wie ihm die Zertrümmerung oder auch nur Schwächung Oesterreichs gelinge. Friedrich II. selbst war es auch keineswegs um das Letztere zu thun. Er durchschaute die französische Staatskunst vollkommen: er fürchtete nicht minder ihr Streben nach Uebermacht, wie England, und darum wäre er lieber mit dem letzteren auf die Seite Oesterreichs getreten, wenn dieses ihm Schlesien überlassen hätte. Wirklich bevorwortete England bei Maria Thekesia diesen Wunsch Friedrichs. Aber letztere war durchaus nicht dazu zu bewegen. Da nun auch England die Forderung Friedrichs zu stark fand und ihn zu bewegen suchte, sie herabzustimmen, so gab er endlich den Bitten Frankreichs nach. Er schloß (Juni 1741) mit dem-

ſelben ein Bündniß. Frankreich gewährleiſtete ihm Schleſien, wogegen er auf Berg verzichtete, und Karl Albert ſeine Stimme zur Kaiſerwürde zu geben verſprach.

Die Baiern und Franzoſen begannen nun den Krieg. Im September 1741 gingen die letzteren über den Rhein, verbanden ſich mit den Baiern, drangen in Oberöſterreich ein, eroberten es: Karl Albert ließ ſich huldigen: Maria Thereſia floh mit dem Hofe aus Wien: Alles war in der größten Beſtürzung. Und dazu kam, daß ſie um dieſelbe Zeit jede Ausſicht auf Unterſtützung von Seite fremder Mächte aufgeben mußte. Denn ein zweites franzöſiſches Heer drang nach Hannover und zwang den König Georg II. von England, der bisher immer für Oeſterreich geweſen, zur Parteiloſigkeit. Zugleich wurden die Schweden von Frankreich bewogen, an Rußland den Krieg zu erklären, um dieſes von der Unterſtützung Oeſterreichs abzuhalten.

Mitten in dieſer Noth verzagte doch Maria Thereſia nicht. Und bald änderte ſich die Lage der Dinge zu ihren Gunſten.

Friedrich II., der inzwiſchen ſich ganz Niederſchleſiens bis an die Neiſſe bemächtigt hatte — auch die Stadt Breslau nahm er im Auguſt 1741 ein — war nun in der Lage, durch thätige Unterſtützung ſeiner Verbündeten die öſterreichiſche Monarchie bis an den Rand des Abgrunds zu drängen. Allein wir haben ſchon oben angegeben, daß dies nicht ſeine Abſicht war. Er würde dadurch Frankreich übermächtig gemacht haben, und dieſes ſchien ihm darnach zu ſtreben, aus den Trümmern der öſterreichiſchen Monarchie drei gleich große Staaten, Baiern, Sachſen, Preußen zu geſtalten, die doch nicht groß genug geweſen wären, um eine ſelbſtſtändige Stellung einzunehmen, daher fortwährend abhängig von Frankreich. Zu einer ſolchen Rolle wollte ſich aber Friedrich nicht erniedrigen: außerdem gönnte er Baiern und Sachſen nicht, daß dieſe neben ihm emporſtiegen. Er kam alſo immer wieder auf die frühere Politik zurück, ſich lieber mit Oeſterreich zu vergleichen. Und dazu war jetzt Ausſicht vorhanden. Maria Thereſia, durch die Noth gezwungen, von den Engländern beſtürmt, ließ ihm Frieden anbieten unter den von ihm geſtellten Bedingungen. Unter der Vermittlung der engliſchen Geſandten wurde im October 1741 zu Kleinſchnellendorf mit Friedrich ein mündliches Abkommen getroffen, folgenden Inhalts: der König

solle durch einen vor Ablauf des Jahres abzuschließenden Vertrag mit voller Souveränität Niederschlesien bis an die Neisse und auf dem rechten Oderufer bis an die Grenze des Fürstenthums Oppeln, dazu jedoch die Festung Neisse erhalten, welche der Befehlshaber nach vierzehntägiger Scheinbelagerung übergeben werde. Von da ab wollte der König nicht mehr angriffsweise gegen die Königin und deren Verbündete verfahren. Die preußischen Truppen sollten Winterquartiere in Oberschlesien nehmen dürfen und der kleine Krieg zum Scheine fortgesetzt werden. Dieser Vertrag sollte jedoch unverletzliches Geheimniß sein: würde es nicht bewahrt, so erachte sich der König nicht mehr an den Vertrag gebunden *). Wirklich wurde bald darauf Neisse den Preußen übergeben: der österreichische General Neipperg zog sich aus Schlesien zurück, die Preußen bezogen die Winterquartiere in Oberschlesien.

Auf diese Weise war also Maria Theresia von ihrem thätigsten und gefährlichsten Feinde befreit. Aber inzwischen hatte sie anderweitig ihre Kräfte verstärkt. Nach der Flucht von Wien begab sie sich nach Ungarn, nach Pesth. Hier trat die junge, schöne und hochherzige Frau vor den Reichstag, schilderte ihm ihr Unglück, alle ihre Verbündeten hätten sie verlassen: sie setze ihre einzige Hoffnung auf die allbewährte Treue und Tapferkeit der Ungarn: von ihnen erwarte sie Beistand und Schutz für sich, ihre Kinder, ihre Krone. Die Magnaten, begeistert von der Persönlichkeit der Königin, rissen ihre Säbel aus den Scheiden, und riefen wie aus Einem Munde: „Leben und Blut für unsern König, Maria Theresia!" Sofort wurde beschlossen, daß alle Edelleute zu Pferd steigen, 30,000 Mann Fußvolk, 15,000 Reiter und 20,000 Rekruten gestellt werden sollten. Mit ungemeiner Rührigkeit wurde an die Ausführung dieser Beschlüsse gegangen, und in Kurzem sah sich Maria Theresia im Besitze eines Heeres, welches nun wieder angriffsweise gegen ihre Feinde zu Werke gehen konnte. Auch fehlte es ihr nicht an Erfolgen. Karl von Baiern hatte nicht gewagt, sich Wiens zu bemächtigen, sondern wandte sich nach Böhmen. Hier eroberte er zwar Prag und ließ sich als König von Böhmen huldigen. Aber er vermochte doch nicht das österreichische Heer, das

*) Stenzel Geschichte des preußischen Staats. IV. S. 160.

inzwiſchen unter dem Herzog Karl von Lothringen in Böhmen eingedrungen, zu vertreiben, und inzwiſchen brach ein anderes Heer in Oberöſterreich ein, um dasſelbe von den Verbündeten zu ſäubern: in Kurzem war dieſes erreicht und die Oeſterreicher ſchickten ſich ſogar an, in Baiern einzubrechen.

Aber dieſe Erfolge Maria Thereſias machten nun doch wieder Friedrich beſorgt, zumal als er Beweiſe in Händen zu haben glaubte, daß ſie es mit dem Abkommen in Kleinſchnellendorf nicht ehrlich meine. Dieſes geheime Abkommen nämlich wurde wider die Verabredung bekannt gemacht, und zwar, wie der König von Preußen vermuthete, aus keinem andern Grunde, als um ihn bei ſeinen Verbündeten in ein ſchlechtes Licht zu ſtellen, und ihn mit denſelben zu entzweien. Friedrich war raſch entſchloſſen. Er leugnete das Abkommen öffentlich ab: um nun aber ſeinen bisherigen Verbündeten zu beweiſen, daß er ſie nicht zu verlaſſen gedenke, ſchloß er mit ihnen neue Bündniſſe, verſprach thätigere Unterſtützung, wogegen er ſich von ihnen die Grafſchaft Glatz zuſichern ließ, und fiel bereits im December 1741 mit einem preußiſch-ſächſiſchen Heere in Mähren ein, während ein anderes ſich nach Böhmen bewegte.

Dies veränderte wieder die Lage der Dinge. Denn Friedrich machte in Mähren bedeutende Fortſchritte, ohne vielen Widerſtand zu finden, und in Böhmen nahmen die Sachen auch wieder eine andere Wendung. Zugleich erfolgte um dieſe Zeit die Kaiſerwahl Karl Alberts. Die Franzoſen übten, ſeitdem ſie den Krieg gegen Maria Thereſia unternommen, einen ſo überwiegenden Einfluß auf die Kurfürſten aus, daß bald der Gemahl Maria Thereſias, Franz Stephan, der ſich ebenfalls um die Kaiſerkrone bewarb, jede Hoffnung dazu aufgeben mußte. Am 24. Januar 1742 wurde der Kurfurſt von Baiern wirklich zum Kaiſer gewählt: als ſolcher hieß er Karl VII.

Aber ſofort wandte ſich wieder das Glück. Die Oeſterreicher waren inzwiſchen ſiegreich in Baiern eingedrungen, bemächtigten ſich einer Stadt nach der andern, zuletzt auch Münchens und nahmen ganz Baiern ein. Ein neues franzöſiſches Heer, welches ihnen entgegengeſchickt wurde, vermochte nichts Weſentliches auszurichten. Zugleich nahm die Unternehmung Friedrichs II. nach Mähren einen unglücklichen Ausgang. Er ſtürmte zwar Iglau und drang bis Znaym

vor. Aber nun stockten plötzlich seine Erfolge. Die Haupturſache war die Uneinigkeit in seinem Heere. Dieſes bestand zum Theil aus Sachſen. Aber der Kurfürſt von Sachſen war mißtrauiſch auf Friedrich, weil er fürchtete, er möchte ſich zuletzt mehr von der öſterreichiſchen Beute aneignen, als ihm lieb war, und ſich insbeſondere in den Beſitz deſſen ſetzen, was er für ſich ſelber in Anſpruch nahm. Hatte er ſchon früher mit Widerwillen ſeine Truppen zu der Unternehmung hergegeben, ſo rief er ſie jetzt förmlich ab. Dies geſchah in dem Augenblicke, als ein öſterreichiſches Heer von 40,000 M. zum Schutze Mährens heranrückte. Friedrich war demſelben nicht gewachſen. Da auch die Franzoſen auf ſeine Aufforderung keine Hülfe ſchickten, ſo zog er ſich nach Böhmen zurück.

Bald entdeckte er das ſteigende Mißtrauen ſeiner Verbündeten. Zu ihrer Thätigkeit hatte er auch kein Zutrauen. Dazu kam, daß inzwiſchen England kräftiger die Partie Maria Thereſias nahm. Er war alſo gewillt, von Neuem mit derſelben in Unterhandlungen zu treten. Sie wurden durch engliſche Vermittlung eröffnet, aber da Friedrich nunmehr außer Niederſchleſien auch die Grafſchaft Glatz und Oberſchleſien in Anſpruch nahm, ſo konnte man ſich lange nicht verſtändigen. Endlich erfocht Friedrich bei Chotuſitz in Böhmen am 17. Mai 1742 einen neuen Sieg über die Oeſterreicher. Dies gab den Ausſchlag. Die Unterhandlungen wurden nun mit neuem Eifer aufgenommen: und am 28. Juni 1742 kam es zum Frieden von Breslau. Darnach trat Maria Thereſia an Friedrich Nieder- und Oberſchleſien nebſt der Grafſchaft Glatz mit vollkommener Souveränität ab, wogegen der König auf alle Anſprüche an Maria Thereſia verzichtete. Die letztere hatte vom König auch noch verlangt, daß er ſich mit ihr gegen ihre Feinde verbünde: dies war jedoch von Friedrich abgelehnt worden. Er wollte ſich die Hände nicht binden laſſen. Er hatte durch dieſen Friedensſchluß 700 Quadratmeilen mit 1,400,000 Einwohnern gewonnen.

3. Der österreichische Erbfolgekrieg. Fortsetzung. Der zweite schlesische Krieg. Friedensschlüsse zu Dresden und zu Aachen.

Der Schmerz Maria Theresias über den Verlust Schlesiens war sehr groß: aber die Bestürzung und Erbitterung der Verbündeten über den Abfall des Königs von Preußen war nicht geringer. Sie fürchteten sogar im ersten Augenblick, er werde sich mit der Königin von Ungarn gegen seine bisherigen Bundesgenossen vereinigen.

Aber das fiel Friedrich II. nicht ein. Im Gegentheil, er wünschte die Fortsetzung des Kriegs, damit beide Gegner sich schwächten, während er sich stärke. Er beruhigte daher die Franzosen, erklärte, daß er durch den breslauer Frieden seinen Bund mit Frankreich nicht für aufgelöst betrachte, und ermunterte den Kurfürsten von Sachsen zur Fortsetzung des Kriegs, „daß er doch auch ein Stück Landes erhalte." Dieser jedoch, höchlich auf den König von Preußen erbittert, vollkommen überzeugt, daß alle seine Bemühungen umsonst sein würden, trat dem breslauer Frieden bei und verzichtete auf seine Ansprüche an die österreichische Erbschaft. Frankreich aber befand sich augenblicklich in so trauriger Lage, daß der Kardinal Fleury Maria Theresia in einem sehr demüthigen Schreiben den Frieden anbot. Er wurde aber nicht angenommen: vielmehr veröffentlichte die Königin Fleurys Brief, um Frankreich in der öffentlichen Meinung zu Grunde zu richten. Karl VII., aus seinem Lande vertrieben, in Frankfurt am Main, wo er seinen Hof hielt, von den Franzosen, seinen Beschützern, übermüthig behandelt, stimmte ebenfalls seine Forderung tief herab: er hätte sich sogar mit Vorderösterreich begnügt, wenn ihm Maria Theresia den Frieden gegönnt und den Kaisertitel zugestanden hätte. Natürlich lehnte sie auch dieses ab.

Vielmehr gedachte sie die gewonnenen Vortheile auf das kräftigste zu verfolgen. Noch im Jahre 1742 trieb sie die Franzosen aus Böhmen hinaus und setzte sich wieder in den Besitz dieses wichtigen Landes. Das Jahr darauf war sie noch glücklicher. Der Kaiser, welcher mit Hülfe der Franzosen sein Land und München einen Augenblick lang erobert hatte, wurde abermals daraus ver-

trieben, die Franzoſen über den Rhein zurückgeworfen, Baiern völlig als öſterreichiſche Provinz behandelt. Unter ſolchen Umſtänden glaubte Georg II., der König von Großbritannien und Kurfürſt von Hannover, eine kräftigere Haltung annehmen zu können. Er hatte ſchon gleich nach dem breslauer Frieden ein Schutzbündniß mit Friedrich II. geſchloſſen und damals bereits denſelben aufgefordert, mit ihm vereint gegen die Franzoſen zu gehen. Dies war von Friedrich abgelehnt worden. Jetzt glaubte Georg II. auch ohne Preußens Unterſtützung es mit den Franzoſen aufnehmen zu können. Er rüſtete alſo für Oeſterreich, trotz der abmahnenden Vorſtellungen Friedrichs II. Ein neues franzöſiſches Heer, das ihn zu überfallen gedachte, wurde bei Dettlingen geſchlagen (27. Juni 1743). Georg verfolgte dasſelbe bis über den Rheinſtrom, und zugleich brach der öſterreichiſche Feldherr Karl von Lothringen in das Elſaß ein. Der Kaiſer Karl VII. mußte ſogar aus Frankfurt flüchten und fand nirgends Schutz, als in Frankreich.

Dieſe ungemeinen Erfolge weckten nun in Maria Thereſia die ausſchweifendſten Entwürfe. Sie wollte ganz Baiern behalten, Elſaß und Lothringen noch dazu erobern, und als Entſchädigung für die Kriegskoſten ebenfalls in Beſitz nehmen, Karln VII. vom Kaiſerthron ſtoßen und ihren Gemahl darauf ſetzen. Das Geringſte, wozu ſie ſich verſtand, wäre geweſen, Karl VII. für Baiern mit Lothringen oder mit einem kleinen Fürſtenthum in Italien zu entſchädigen.

Dies weckte denn doch wieder in Friedrich II. große Beſorgniſſe. Er fürchtete, nach dem gänzlichen Unterliegen ihrer Gegner werde Maria Thereſia auch über ihn herfallen. Es war ihm nicht unbekannt, daß ſie den Verluſt Schleſiens nicht verſchmerzen konnte: ſie ſah fortwährend in dem breslauer Frieden eine Demüthigung, die ſie von dem kleinen König von Preußen erlitten. Sie haßte darum keinen Fürſten mehr, als ihn. Dazu kam, daß Georg II., beſtändig auf die Bekämpfung Frankreichs bedacht, auf Friedrich II. geſpannt war, weil dieſer nichts davon wiſſen wollte. Georg hätte zuletzt auch nichts dagegen gehabt, wenn Friedrich gleichfalls eine Züchtigung erlitten. Am 13. September ſchloß er zu Worms ein Bündniß mit Oeſterreich und Sardinien, in welchem ſich die drei vertragenden Mächte alle ihre Beſitzungen gewährleiſteten, die ſie bis zum Jahre 1739 beſeſſen. Schleſiens war mit keinem Worte erwähnt. Alſo

galt das Bündniß Preußen. Bald darauf (im December 1743) wurde ein Bündniß ähnlichen Inhalts zwischen Oesterreich und Sachsen geschlossen, und auch mit andern deutschen Staaten, wie mit Mainz und Köln. Friedrich, dem dies Alles sehr bedenklich vorkam, versuchte nun mit den übrigen deutschen Fürsten eine dritte Partei zu bilden, um den Frieden herzustellen, ohne die Franzosen hereinzuziehen. Dieser Versuch scheiterte, ebenso der, Maria Theresia zum Frieden mit dem Kaiser zu bewegen.

Endlich glaubte er handeln zu müssen. Er näherte sich wieder den Franzosen, unterhandelte mit diesen und schloß am 5. Juni 1744 ein neues Bündniß, dessen Zweck Aufrechthaltung des Kaisers und Beilegung des österreichischen Erbfolgestreites sein sollte. Friedrich vergaß dabei seinen Vortheil nicht. Es sollte ihm außer den bereits gewonnenen Landschaften auch noch der nördliche Theil von Böhmen bewilligt werden. Frankreich mußte ihm ferner versprechen, den Krieg an England und an Oesterreich zu erklären und stark im Felde zu erscheinen. Damit aber das Bündniß Friedrichs mit Frankreich und seine neue Theilnahme am Kriege nicht als ein Bruch des breslauer Friedens erscheine, so schloß er noch ein besonderes Bündniß mit dem Kaiser, Kurpfalz und Hessenkassel unter dem Namen der Union. Darnach sollte sein Benehmen blos als Unterstützung des Reichsoberhaupts von Seite eines Reichsfürsten angesehen werden. In einem geheimen Vertrage mit dem Kaiser ließ er sich aber auch von diesem den nördlichen Theil von Böhmen versprechen.

Nachdem die Franzosen in das Feld gerückt, so brach Friedrich II. im August 1744 mit 80,000 Mann in Böhmen ein. Zugleich erließ er eine Bekanntmachung, in welcher er diese seine Handlung entschuldigte. Alles geschehe nur zum Schutze des Kaisers und der Reichsfreiheit, welche Maria Theresia unterdrücken wolle. Die letztere war auf den plötzlichen Einbruch Friedrichs nicht gefaßt. In Böhmen standen daher fast keine Truppen. Friedrich hatte also leichtes Spiel: er nahm schon im September Prag ein und bemächtigte sich des größten Theils von Böhmen. Maria Theresia säumte aber nicht, ihm zu begegnen. Sie ließ von Ungarn aus unter Bathyany ein Heer nach Böhmen rücken: ein anderes, das unter Karl von Lothringen gegen die Franzosen am Rhein stand, rief sie gleichfalls zur Hülfe herbei. Die Franzosen bewiesen sich bei dieser Ge-

legenheit als laue Bundesgenossen. Sie hinderten den Abzug des österreichischen Heeres nicht, drangen auch nicht nach Deutschland ein, sondern blieben vor Freiburg liegen: selbst Hannover griffen sie nicht an, obschon dies vorher ausgemacht worden war. Sie mißtrauten nämlich dem Könige von Preußen, sie meinten, er werde sich plötzlich wieder mit Maria Theresia vertragen und wollten sich seinetwegen nicht anstrengen. Nur Karl VII. setzte sich an die Spitze eines Heeres, drang in Baiern ein und sah München wieder. Dann geschah aber auch nichts weiter von seiner Seite. Dagegen ließ der Kurfürst von Sachsen dem letzten Vertrage gemäß 20,000 M. nach Böhmen zu dem österreichischen Heere stoßen.

Friedrich II. befand sich in der schlimmsten Lage. Er sah sich von allen Seiten angegriffen, ohne Aussicht auf irgend eine Unterstützung seiner Verbündeten. Er wünschte diese Lage durch eine entscheidende Schlacht zu verändern. Die österreichischen Feldherren vermieden dies aber absichtlich, während dem ihre leichte Reiterei die Preußen unaufhörlich beunruhigte und ihre Reihen lichtete. Friedrich zog sich endlich zurück, gab Prag, zuletzt ganz Böhmen auf und eilte nach Schlesien. Die Oesterreicher rückten nach, nahmen bis Ende des Jahres 1744 Glatz und Oberschlesien ein und bedrohten auch die übrigen Theile. Maria Theresia erließ ein Ausschreiben, in welchem sie den breslauer Frieden, den der König von Preußen gebrochen, für aufgehoben, sich selbst wieder als Besitzerin Schlesiens erklärte. Sie entband die neuen Unterthanen Friedrichs vom Eide der Treue.

Bald sollte noch mehr Unglück über Friedrich II. hereinbrechen. Er warf zwar die Oesterreicher wieder aus Schlesien hinaus, aber am 20. Januar 1745 starb der Kaiser Karl VII. Dadurch war Friedrich sogar der Vorwand zum Kriege entzogen. Nicht genug: der Sohn des verstorbenen Kaisers, Maximilian Joseph, ein junger, unschuldiger Mensch, neigte sich zum Frieden, und da die Oesterreicher neuerdings siegreich in Baiern einrückten, so unterzeichnete er denselben zu Füssen, 22. April 1745. Darnach gab Maria Theresia alle baierischen Eroberungen heraus. Dagegen verzichtete der neue Kurfürst auf alle Ansprüche an die österreichische Erbschaft und versprach dem Gemahl der Maria Theresia, Franz Stephan, seine Stimme zur Kaiserwahl zu geben. Um diese Zeit sagte sich auch

Kurpfalz und Hessen von der Union los und erklärten sich **parteilos**. Friedrich stand also in Deutschland vollkommen allein.

Aber es kam noch mehr. Schon im Januar 1745 hatte **Georg II.** in Warschau eine Quadrupelallianz zu Stande gebracht, zwischen **England**, Oesterreich, Sachsen und den Generalstaaten. Diese und **England** gaben Geld, Sachsen und Oesterreich Truppen. **Der Bund** war gegen Friedrich gerichtet. Auch Rußland war dazu eingeladen worden. Dies lehnte zwar vorderhand den Beitritt ab, erklärte aber an Friedrich auf seine Anfrage, daß es keinesfalls einen Angriff auf Kursachsen dulden werde. Halb und halb galt also auch Rußland als mit der Quadrupelallianz im Bunde. Friedrich wandte sich nun an England, um durch dessen Vermittlung Friede mit Oesterreich zu erlangen. Auch dies war umsonst, da Oesterreich nur unter der Bedingung der Herausgabe Schlesiens von einem Frieden etwas wissen wollte. Jetzt suchte er Sachsen von dem Bunde abzubringen: mit Frankreich zugleich suchte er den Kurfürsten zu bearbeiten: man bot Geld und die Kaiserkrone für diesen Preis. Alles umsonst. Während nun Friedrich alle seine Bemühungen, den gegen ihn heranrückenden Sturm zu beschwören, mißlangen, dachte Maria Theresia an nichts weiter, als an die vollständige Demüthigung Preußens. Nicht nur Schlesien wollte sie wieder haben, sondern dem Staate Alles nehmen, bis auf die Mark Brandenburg: die genommenen Stücke sollten unter die Verbündeten vertheilt werden. Auf diesen Plan wollte freilich England nicht eingehen. Aber da schloß Maria Theresia mit Sachsen einen geheimen Bund in dieser Absicht (18. Mai 1745.). Letzteres sollte von Preußen Magdeburg bekommen, den Saalkreis, das Fürstenthum Crossen, den Züllichauer Kreis, die böhmischen Lehen Preußens in der Lausitz und den Schwiebuser Kreis.

Friedrich erkannte seine gefährliche Lage in ihrer vollen Größe. Aber er blieb unverzagt. „Eher wollte er umkommen, aber mit Ehren, als ein schmachvolles Leben führen." Er arbeitete Tag und Nacht mit der äußersten Anstrengung und bereitete Alles vor zu der hartnäckigsten Vertheidigung.

Die Oesterreicher, ohngefähr 80,000, mit 30,000 Sachsen verbunden, brachen im Mai 1745 von verschiedenen Seiten in Schlesien ein. Friedrich erwartete sie. Er ließ das Gerücht verbreiten, er sei verzagt und ziehe sich daher zurück. Die Oesterreicher glaubten es und

wurden dadurch sicher. Plötzlich stand ihnen Friedrich (4. Juni) zwischen Hohenfriedberg und Striegau gegenüber und griff sie an. Er gewann einen vollständigen Sieg. 9000 Feinde bedeckten das Schlachtfeld, 7000 Gefangene wurden gemacht, 66 Geschütze erbeutet.

Zugleich waren auch die Franzosen glücklich gewesen. Am 11. Mai 1745 gewann ihr Feldherr, der Marschall Moritz von Sachsen, bei Fontenai einen Sieg gegen die Engländer und machte in Belgien immer größere Fortschritte. Der Einfall des Prätendenten Eduard Stuart in England setzte den König Georg II. in weitere Verlegenheiten und machte ihn geneigt zum Frieden. Er knüpfte also mit Friedrich II. Unterhandlungen an, welche dieser nicht zurückwies. Schon am 28. August 1745 kam es zwischen beiden Mächten zum geheimen Vertrag von Hannover, in welchem sich Georg Preußen gegenüber zur Gewährleistung Schlesiens erbot und auf den Grund des breslauer Abkommens einen Frieden mit Oesterreich auszuwirken versprach.

Aber Maria Theresia war nicht zu bereden, darauf einzugehen. Zu derselben Zeit gestalteten sich auch die Dinge im Reiche immer freundlicher für sie. Es gelang ihr, die Kurfürsten für ihren Gemahl zu gewinnen. Frankreich hatte längst allen Einfluß verloren: ein anderer Bewerber war auch nicht vorhanden. So wurde Franz Stephan am 13. September 1745 zum Kaiser erwählt. Nur zwei Kurfürsten, Brandenburg und Kurpfalz, waren dagegen und legten eine Verwahrung ein.

Friedrich glaubte nun wieder mit mehr Kraft im Felde auftreten zu müssen. Er erklärte den Krieg an Sachsen und schickte ein Heer gegen dasselbe. Er selbst, der von Schlesien aus nach Böhmen eingedrungen war, befand sich im Augenblicke in der Nähe von Staudenz in einer sehr gefährlichen Stellung. Er hatte nur 19,000 Mann, während die Feinde ihr Heer auf 35,000 vermehrt hatten. Die letzteren hatten ihn eingeschlossen und hätten ihn bei größerer Raschheit und Kühnheit vernichten können. Aber Friedrich, nachdem er die Gefahr eingesehen, kam ihr zuvor. Er griff die Feinde am 30. September 1745 bei Sohr an, und erfocht wieder einen glänzenden Sieg. Da er aber doch zu schwach war, so zog er sich nach Schlesien zurück.

Jetzt beabsichtigten die Oesterreicher mit den Sachsen zusammen, einen Winterfeldzug gegen Schlesien zu unternehmen, und zwar von der Lausitz aus. Zu diesem Ende zogen die Oesterreicher im November 1745 nach Sachsen. Aber Friedrich, der sein Augenmerk auf Alles gerichtet hatte, merkte die Absicht, erfuhr sie später auch noch durch Zufall aus ganz sicherer Quelle, war rasch entschlossen, brach plötzlich in Sachsen ein, warf sich zwischen die Oesterreicher und Sachsen, ehe sie sich vereinigt hatten, schlug eine Abtheilung der letztern und drängte die ersteren gegen die Grenze hin (November). Die Unterhandlungen, die er nun mit dem Kurfürsten von Sachsen anknüpfte, führten vorderhand zu nichts. Da erfocht Friedrichs Feldmarschall, der alte Leopold von Dessau, bei Kesselsdorf (15. December 1745) einen neuen Sieg über die Sachsen. Darauf fiel Dresden in die Hände des Königs, der sich aber dabei sehr artig benahm, wie überhaupt die Sachsen in dem Betragen der feindlichen Preußen einen sehr bedeutenden Abstand von den Rohheiten der befreundeten Oesterreicher bemerkten. Die letzteren betrachteten die Sachsen als Ketzer und glaubten sie daher schon darum übel behandeln zu dürfen.

Jetzt war der Kurfürst von Sachsen entschlossen, den Frieden anzunehmen. Er beschwor Maria Theresia dies ebenfalls zu thun. England hatte schon lange das Gleiche gewollt, und drängte jetzt immer mehr. Die Lage Maria Theresias war auch nichts weniger als gänzend. Der Schatz war erschöpft: man mußte suchen, sich wenigstens von Einem Feinde zu befreien. Sie willigte endlich ein. So kam am 25. December 1745 unter englischer Vermittlung zwischen ihr und Sachsen einerseits, andererseits Friedrich II. der Friede von Dresden zu Stande. Diesem gemäß behielt Friedrich Schlesien und Glatz auf den Grund des breslauer Friedens, dagegen erkennt der König von Preußen den Gemahl Maria Theresias als Kaiser an, gibt dem Kurfürsten von Sachsen sein Land zurück und empfängt von ihm eine Million Thaler, zugleich seine Verzichtleistung auf Schlesien.

Kurpfalz, das bisher feindselig war, aber seine Länder verloren hatte, nahm 3. Januar den dresdener Frieden an, erkannte Franz Stephan als Kaiser und wurde in seine Länder wieder eingesetzt.

In Deutschland war also der Friede hergestellt. Noch aber dauerte der Krieg mit Frankreich und Spanien fort. Der letztere wurde in Italien geführt, der erstere in den Niederlanden. Aber hier wurden die Franzosen von einem ausgezeichneten Feldherrn angeführt, dem Marschall Moritz von Sachsen, der in den Jahren 1746 und 1747 Siege über Siege erfocht. Er drang sogar auch in die vereinigten Niederlande ein, um diese endlich von England und Oesterreich abzuziehen, was aber mißlang. Da nun die Franzosen gegen die Engländer zur See im Nachtheil waren und zuletzt auch Rußland dem Bunde Oesterreichs und Englands beitrat, sogar ein Heer von 37,000 Mann zur Hülfe schickte, so neigte sich Frankreich zum Frieden, dem weder England noch Holland abgünstig waren. Nur Maria Theresia wollte Anfangs nicht daran. Endlich wurde auch sie umgestimmt. So kam es 18. October 1748 zum Frieden von Aachen. Im Wesentlichen wurde Alles auf den früheren Stand der Dinge hergestellt. Für Deutschland wurden keine Veränderungen beliebt. Der Kaiser wurde von allen Staaten anerkannt, ebenso die pragmatische Sanction, aber auch Schlesien für Friedrich II. gewährleistet. Nur in Italien erfolgte eine Veränderung: Parma, Piacenza, Guastalla wurden an den spanischen Prinzen Don Philipp abgetreten: diese Herrschaften sollten aber an Oesterreich zurückfallen, wenn seine männliche Nachkommenschaft ausstirbt oder wenn der Prinz den sicilischen oder spanischen Thron besteigt. An Sardinien waren schon im Jahre 1743 die Landschaften Vigevanaso, ein Theil von Pavese und die Grafschaft Anghiera abgetreten worden. Dies wurde von Neuem bestätigt.

4. Die Zeiten vom Dresdener Frieden bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges.

Friedrich II. hatte sich in den beiden schlesischen Kriegen den glänzendsten Feldherrnruhm erworben. Aber er ließ sich dadurch nicht blenden und in eine falsche Bahn leiten. Nicht eigentlich Eroberer wollte er sein. War er es in dem schlesischen Kriege, so hatte er dabei keine andere Absicht, als dem anspruchsvollen preußischen Königstitel eine entsprechende stoffliche Unterlage zu verschaffen, dadurch sich eine gewisse Unabhängigkeit unter den europäischen Mächten zu sichern und vor Allem sich ein Mittel zu erwerben, um seine großen Reformplane auszuführen. Denn auf diese warf er sich jetzt mit aller Kraft: nur im Frieden, sagte er, könne er noch größer werden, als er schon sei. Die Thätigkeit, welche er hier entwickelte, verschaffte ihm eigentlich erst seine große historische Bedeutung: mit ihr beginnt für die innere Entwickelung Deutschlands eine neue Epoche.

Er folgte ganz den Grundsätzen, die er schon als Kronprinz und bei seinem Regierungsantritte ausgesprochen hatte: der Fürst solle sich als den ersten Diener seiner Unterthanen betrachten und an nichts weiter denken, als an die Wohlfahrt derselben. Diese hatte er daher beständig im Auge. Er hielt die schärfste Aufsicht auf die Beamten, die sich durchaus keine Willkürlichkeiten mehr erlauben durften: wurden ihm dergleichen hinterbracht, so wurden die Betreffenden auf das Strengste bestraft.

Die Willkür war aber nicht auszumerzen, so lange noch die alte Gerichtsverwaltung bestand. Diese litt an den heillosesten Gebrechen: Trägheit, Saumseligkeit, Unwissenheit, Bestechlichkeit, Ungerechtigkeit waren bei den preußischen Gerichten an der Tagesordnung. Dazu kam, daß ein großer Theil der Rechtssachen den Verwaltungsbehörden überlassen wurde: ja, daß sich nicht selten die Kriegsbehörden in die Rechtspflege mischten, wodurch derselben natürlich erst recht das Gepräge der Willkür aufgedrückt wurde. Friedrich dachte also vor Allem an eine Gesetzesreform. Diese ließ er durch seinen

Justizminister Cocceji seit dem Jahre 1746 ins Leben rufen. Er begann damit in Pommern, die andern Landschaften folgten. Durch diese Reform wurde eine strenge Sonderung der Rechtssachen von der Verwaltung bewirkt und eine eben so schnelle wie gerechte Erledigung der Prozesse. Damit in Verbindung stand die Bildung eines eigentlichen Rechtsgelehrtenstandes. Niemand wurde hinfort angestellt, der sich nicht eine wissenschaftliche Bildung erworben hatte. Zeugnisse vom Universitätsbesuch, wie eine vorhergegangene Prüfung waren unerläßlich. Die jungen Rechtsgelehrten traten zuerst in den Stand der Referendarien und Auscultatoren, welche Einrichtung um dieselbe Zeit gegründet wurde. Da Friedrich II. auf die strengste gewissenhafteste Gerechtigkeitspflege sah, und immer darauf drang, daß die Richter sich nur an das Gesetz halten sollten, so bildete sich in dem preußischen Juristenstande jene Unabhängigkeit der Gesinnung aus und jenes strenge Rechtsgefühl, durch welche Eigenschaften er sich so vortheilhaft von andern unterschied, und welche sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, trotz aller Entsittlichungsversuche. In dem Volke aber wurde durch diese Einrichtungen das Bewußtsein des Rechtsschutzes hervorgerufen: Personen und Eigenthum waren jetzt nicht mehr der Willkür preisgegeben: man fühlte sich sicher unter der Regierung Friedrichs II.

Ein fernerer Gegenstand der Aufmerksamkeit Friedrichs war der Staatshaushalt. Hier war nun im Ganzen weniger zu thun, da schon sein Vater, wie wir gesehen, ein musterhafter Staatswirth gewesen. Er durfte nur auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren. In der That war Friedrich nicht minder sparsam wie sein Vorgänger. Durch den Besitz Schlesiens wurden aber seine Einkünfte beträchtlich erhöht, zumal er hier sogleich eine Steuerreform vornehmen ließ, wornach auch die reicheren, bisher bevorrechteten Stände zu den Abgaben zugezogen wurden, in Folge welcher Einrichtung er in Kurzem mehr als dreimal so viel aus Schlesien zog, als die österreichische Regierung. Die alten Provinzen trugen über sieben Millionen Thaler ein, Schlesien vierthalb. Im Jahre 1752 beliefen sich die gesammten Einkünfte auf 12 Millionen. Friedrich verbrauchte sie bei Weitem nicht alle: wie sein Vater, lebte er einfach. Für seine Person nahm er sich nicht mehr als 190,000 Thaler: seine Mutter erhielt 50,000, von seinen Brüdern jeder 12,000. Da

blieb ihm nun genug übrig, um in den Schatz zurückzulegen: im Jahre 1752 befanden sich in demselben 7 Millionen.

Zugleich entwickelte der König eine unglaubliche Thätigkeit, um die Zeugungskraft des Landes nach allen Richtungen hin zu heben. Er durchreiste die verschiedenen Provinzen seines Landes, um sich in eigener Person von ihrem Zustande und von dem, was noch zu thun sei, zu überzeugen. Er sorgte für das Kleinste wie für das Größte, und nichts entging seinem Gedächtnisse, wenn es auch noch so unscheinbar sein mochte. Er rief eine Menge von Fabriken und Manufacturen ins Leben, zog zu diesem Ende, weil ihm die eigenen Unterthanen nicht thätig genug zu sein schienen, eine Menge fremder Handwerker und Anbauer in das Land, machte Wüsten urbar, gründete mehrere hundert neuer Dörfer, gab den verschiedenen Zweigen der Landwirthschaft einen neuen Schwung, wie er denn z. B. die Seidenzucht ins Leben rief. Es war ihm bei all diesem darum zu thun, daß das Land selbst die nothwendigsten Bedürfnisse erzeugte, um nicht nöthig zu haben, das Geld dafür in das Ausland zu schicken.

Aber bei alledem vergaß er auch das Heer nicht. Er wußte sehr gut, daß seine Stellung immer noch nicht ganz sicher sei. Er stand nur fest, wenn er sich auf ein zahlreiches und geübtes Heer verlassen konnte. Diesem wurde daher die größte Sorgfalt gewidmet. Um 1755 bestand es aus 152,000 Mann, darunter 32,500 Mann Reiterei. Diese letztere, unter seinem Vater vernachlässigt, war eigentlich als eine Schöpfung Friedrichs II. zu betrachten.

Und alle diese neuen Gründungen und Verbesserungen waren lediglich aus dem Geiste Friedrichs II. selbst hervorgegangen. Er war, wie gesagt, sein erster, ja sein einziger Minister. Denn diejenigen Männer, welche unter diesem Namen an der Spitze der einzelnen Verwaltungszweige standen, hatten auf seine Entschließungen durchaus keinen Einfluß, sondern waren blos als die Ausführer seiner Ideen zu betrachten. Bei dieser ungemeinen Regierungsthätigkeit gewann er aber immer noch Zeit, um seinen früheren Liebhabereien, der Beschäftigung mit Philosophie, Literatur und den schönen Künsten nachzuhängen. Er erneuerte die Akademie der Wissenschaften in Berlin, die unter seinem Vater sich fast ganz aufgelöst hatte, und rief den berühmten Mathematiker Maupertuis,

der ihm von Voltaire empfohlen worden war, als Präsidenten derselben. Ebenso kamen noch andere bekannte französische Schriftsteller an seinen Hof, wie La Mettrie, der Marquis d'Argens, der Italiener Algarotti, endlich der berühmteste unter allen, Voltaire, der sich vom Jahre 1743 bis 1752 am Hofe Friedrichs aufhielt. Im Umgange mit diesen Männern verlebte der König die Zeit, die ihm von den Regierungsgeschäften übrig blieb: meist in Sanssouci, einem schönen Schlosse in der Nähe von Potsdam, das er sich eigens nach seinem Geschmacke erbauen ließ. Durch diese Männer ließ er sich anregen: aber er selber war nicht minder schöpferisch. Es sind uns von ihm eine Menge Gedichte erhalten, des verschiedensten Inhalts, der jedesmalige Ausdruck seiner Stimmung, seiner Lebensanschauungen. Aber auch in der prosaischen Literatur versuchte er sich, wie früher. Hier sind denn vor Allem seine „Denkwürdigkeiten des brandenburgischen Staats" und die „Geschichte seiner Zeit" von Bedeutung, welche unter den damaligen Geschichtswerken den ersten Rang mit einnehmen.

Alle seine Werke sind in französischer Sprache geschrieben, wie denn seine ganze Bildung, wie wir früher schon bemerkt, eine französische war; auch die Veröffentlichungen der Akademie der Wissenschaften in Berlin erschienen französisch. Friedrich konnte der deutschen Literatur, die zur Zeit seiner Jugendbildung allerdings mit der französischen sich nicht messen durfte, keinen Geschmack abgewinnen: diese Abneigung blieb ihm auch in den späteren Jahren. Daraus erklärt sich nun aber, daß seine Fürsorge sich gerade diesem Zweige der nationalen Entwicklung nicht zugewendet hat. Friedrich that nichts von Bedeutung für die Hebung seiner Hochschulen, auch nichts für die Landschulen. Fast hat es den Anschein, als ob er es nicht der Mühe werth gehalten, die Unterthanen geistig weiter zu bilden, und als ob er die geistige Freiheit und Unbefangenheit, die er selbst in so hohem Grade besaß, als eben nur für sich und für Naturen gleicher Begabung vorhanden betrachtet hätte.

Dies erklärt denn auch die Stellung, die er zu den verschiedenen religiösen Bekenntnissen einnahm. Er für sich selbst war ein Anhänger der Lehren, welche die französischen Schriftsteller, vor Allen Voltaire, predigten. Er war Deist und ein Gegner des Offenbarungsglaubens: ja, er verachtete die verschiedenen positiven

Religionen. Aber es fiel ihm nicht ein, etwa Anhänger für diese seine Ansichten werben zu wollen, und seine Macht als König dazu zu benützen, gewaltsam die bestehenden Religionsmeinungen zu unterdrücken. Das Einzige, worauf er sich beschränkte, war die Toleranz. Er wollte, daß alle religiöse Meinungen in seinen Ländern geduldet werden, und trat daher den rechtgläubigen Priestern, welche diesen Grundsatz thatsächlich verläugneten, schroff und streng gegenüber: aber er ließ Jedem seine Religion, den Lutheranern und Reformirten ebenso, wie den Herrnhutern und Schwenkfeldianern und nicht minder den Katholiken. Nur verlangte er, daß keine dieser Religionen mit dem Staatsvortheil irgendwie in Widerspruch komme. —

So waltete Friedrich II. während der Friedensjahre. Aber bald sollte sich ein neues Ungewitter über ihn zusammenziehen.

Friedrich hatte durch sein Verhalten in dem österreichischen Erbfolgekriege, durch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er nicht nur seine Gegner, sondern auch seine Verbündeten behandelte, alle Mächte gegen sich aufgebracht. Und diese feindselige Stimmung vermehrte er noch durch die sarkastischen Bemerkungen über die Lenker der Staaten seiner Zeit, über die Fürsten und ihre Minister, die er sich fast bei jeder Gelegenheit erlaubte und die den Betreffenden wieder zu Ohren kamen. So schonte er insbesondere weder die Kaiserin von Rußland, Elisabeth, die er wegen ihres unzüchtigen Lebenswandels geißelte, noch auch den französischen Hof, wo sich Ludwig XV. von seiner Maitresse, der Marquise von Pompadour, beherrschen ließ: Friedrich verbot ausdrücklich seinem Gesandten, ihr seine Aufwartung zu machen, was doch von den Gesandten aller anderen Mächte geschah. Aber begreiflich Niemand war aufgebrachter wider Friedrich II. als Maria Theresia, die am Meisten durch ihn verloren. Sie dachte unablässig daran, wie sie sich wieder in den Besitz Schlesiens setzen und die aufstrebende Größe Preußens dämpfen könne. Und das Oesterreich, welches nun noch einmal sich mit Friedrich II. messen wollte, war inzwischen ein ganz anderes geworden, als es sich in den zwei schlesischen Kriegen dargestellt.

Maria Theresia hatte zwar schon beim Beginn des österreichischen Erbfolgekriegs ihren Gemahl, den Kaiser Franz I., dem sie

ſeit dem Jahre 1736 angetraut war, zum Mitregenten angenommen. Dies geſchah jedoch nur zum Schein: er hatte mit der Regierung der öſterreichiſchen Lande gar nichts zu thun. Dieſe behielt ſich vielmehr Maria Thereſia allein vor. Sie war im Jahr 1717 geboren, alſo nur um fünf Jahre jünger, als Friedrich II. Sie war ihm aber eine ebenbürtige Nebenbuhlerin. Von geſundem Sinn, großen Fähigkeiten, entſchiedener Willenskraft, dabei wohlwollend, gutherzig und edel, hatte ſie eine Erziehung genoſſen, wie ſie den Neigungen und Anſichten ihres Vaters gemäß war, welcher dem ſteifen Ceremoniel des Jahrhunderts eine übermäßige Wichtigkeit beilegte, und vor Allem eine ſtrenge katholiſche Rechtgläubigkeit ſeiner Tochter einflößen laſſen zu müſſen glaubte. Von dieſer letzteren hat ſie ſich auch niemals losmachen können. In allen anderen Beziehungen hat ſie ſich, theils unter den Einwirkungen der bitteren Erfahrungen, die ſie in den erſten Jahren ihrer Regierung gemacht, theils aus eigener Geiſteskraft von dem Schlendrian des bisherigen öſterreichiſchen Staatsweſens losgeriſſen und ebenſo wie Friedrich II. danach geſtrebt, ihr Reich umzugeſtalten, ihm einen neuen Geiſt einzuhauchen. Sie war nicht im Geringſten blind gegen die mannichfachen Gebrechen der öſterreichiſchen Verwaltung: nachdem ſie aber dieſelben erkannt, ſo wandte ſie auch den regſten Eifer an, ihnen abzuhelfen. Sie rief eine Menge neuer Schöpfungen ins Leben, die für Oeſterreich ebenſo eine neue Aera begründeten, wie Friedrichs II. Regierung für Preußen. Und ſie dachte groß genug, dabei die Grundſätze ihres Gegners ſelbſt ſich zu eigen zu machen.

Vor Allem dachte ſie daran, ſich ein neues Miniſterium zu bilden, welches fähig ſei, in ihre Gedanken einzugehen und ſie durchzuführen. An die Spitze der Geſchäfte ſtellte ſie den Grafen Wenzel Anton von Kaunitz-Rittberg, geboren im Jahre 1711. Dieſer Mann hatte ſich in ſeiner Jugend eine allgemeine wiſſenſchaftliche und ſtaatliche Bildung angeeignet, hatte an verſchiedenen Hochſchulen ſtudiert, die Welt geſehen und beſonders die franzöſiſche Bildung in ſich aufgenommen. Schon im Anfang der vierziger Jahre wurde er als Geſandter nach Italien geſchickt, wo er die dortigen Verhältniſſe auf das Genaueſte kennen lernte und ſeine Aufgabe mit großem Erfolge löſte. Später hielt er ſich als Geſandter in den Niederlanden und London auf: auch die hier gemachten Erfahrun-

gen gingen nicht verloren. 1748 wohnte er als österreichischer Gesandter dem aachener Frieden bei. Maria Theresia, die längst in ihm das erkannt hatte, was sie brauchte, ernannte ihn nun zum Minister des Auswärtigen, später zum geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzler, d. h. zu ihrem ersten Minister. Und sie täuschte sich in ihm nicht. Kaunitz war äußerst fein und schlau, daher zum Diplomaten geboren, doch war er dies nicht auf Kosten der Redlichkeit. Auch freisinnig war er, ohne Vorurtheil, der nur auf das Verdienst sah, nicht auf Geburt, von durchdringendem Verstande, großen Kenntnissen, tüchtiger Arbeitskraft, dabei uneigennützig, dem es nur darum zu thun war, Oesterreich in eine neue ehrenvolle Laufbahn einzuführen. Eines solchen Mannes bedurfte Maria Theresia für ihre Reformen.

Den Anfang machte auch sie, wie Friedrich II., mit einer Verbesserung der Gerechtigkeitspflege. Sie verordnete eine strenge Sonderung der Rechtssachen von den öffentlichen und Polizeiangelegenheiten (1749). Sie rief dann (1748—1752) eine neue Organisation der Kreisämter ins Leben. Zweck und nächste Folge dieser Einrichtung sollte die Befreiung des Landmannes vom Grundherrn sein und dessen naturgemäße Einreihung in den einheitlichen Staatsorganismus.

Sodann wandte sie sich zu einer Verbesserung der Finanzen. Es wurde eine bessere, nämlich gleichmäßigere Besteuerung eingeführt: die verschiedenen Quellen des Nationalwohlstandes gehoben und mehr ausgebeutet: der Gewerbfleiß, der Handel befördert, das Münzwesen verbessert. Bald sah man die schönsten Ergebnisse: die Staatseinnahmen stiegen außerordentlich im Verhältniß zu den Zeiten ihres Vaters: im Jahre 1757 beliefen sie sich bereits auf 57 Millionen Gulden.

Aber auch das Heer vergaß sie nicht. Sie machte sich die Erfahrung der schlesischen Kriege vollkommen zu Nutzen. Das Heer sollte ganz neu eingerichtet werden, und zwar nach preußischem Muster. Mit einer ungemeinen Rührigkeit wurde diese Umbildung ins Werk gesetzt. Besonderes Verdienst erwarb sich dabei der Feldmarschall von Daun, den man als den Schöpfer der österreichischen Kriegsmacht betrachten kann. Um tüchtige Offiziere zu erhalten, wurden Militärschulen errichtet: so eine Ingenieurschule zu Wien,

eine Kadettenſchule in Wieneriſch-Neuſtadt. Für die Reiterei wurden Geſtüte angelegt: die Feſtungen allenhalben ausgebeſſert, die Vertheidigung der Grenzen zweckmäßiger eingerichtet, und überhaupt nichts verſäumt, um Oeſterreich in kriegeriſcher Beziehung auf einen achtunggebietenden Fuß zu ſetzen.

Maria Thereſia wandte aber auch der Pflege der Wiſſenſchaften ihre Aufmerkſamkeit zu. Sie rief Gerhard van Swieten, geboren 1700 zu Leiden, praktiſcher Arzt daſelbſt und Profeſſor der Arzneiwiſſenſchaft, der ſich als Schriftſteller einen außerordentlichen Ruf erworben hatte, im Jahre 1745 nach Wien, ernannte ihn zu ihrem Leibarzt und zugleich zum Vorſtand des geſammten Medicinal- und Erziehungsweſens. Als ſolcher hat er ſich um Oeſterreich ſehr große Verdienſte erworben. Denn er war freiſinnig und aufgeklärt, und wenn er auch keineswegs mit den Anſichten der franzöſiſchen Schriftſteller einverſtanden war, die er ſogar als Obercenſor verbot, ſo wurde doch immerhin unter ihm der Anfang zu einer freieren Entwicklung gelegt. Doch wurde allerdings auch unter ihm mehr für die höheren Unterrichtsanſtalten gethan, als für die Volksſchulen, die noch unbeachtet blieben. —

So regte ſich im Allgemeinen auch in Oeſterreich der Geiſt einer neuen Zeit. Maria Thereſia, geſtützt auf die fortſchreitende Entwicklung ihrer Länder, auf ein vortreffliches Heer und auf ihre nicht übel beſtellten Finanzen, konnte es nun wohl wagen, mit Friedrich II. einen neuen Gang zu verſuchen.

Doch ging ſie dabei ungemein vorſichtig zu Wege. Sie wollte wo möglich einen Bund der mächtigſten Staaten gegen Friedrich zu Stande bringen, um ihn ſofort erdrücken zu können. Dabei gedachte ſie nicht gerade angreifend zu Werke zu gehen: ſie wollte nicht ohne Weiteres den dresdener Frieden brechen, hoffte jedoch, daß wohl Friedrich II. ſelbſt Gelegenheit geben werde, um ſich als desſelben entbunden erklären zu können.

Schon im Jahr 1746 ſchloß ſie ein Bündniß mit der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, die, wie wir geſehen, beſonders aufgebracht auf Friedrich war. Dieſem Bündniſſe zufolge ſollte Maria Thereſia Schleſien wieder bekommen, falls Friedrich ſie angreife, oder auch Rußland oder auch Polen. — Auch nach dem aachener Frieden wurden dieſe freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen Oeſterreich und

Religionen. Aber es fiel ihm nicht ein, etwa Anhänger für diese seine Ansichten werben zu wollen, und seine Macht als König dazu zu benützen, gewaltsam die bestehenden Religionsmeinungen zu unterdrücken. Das Einzige, worauf er sich beschränkte, war die Toleranz. Er wollte, daß alle religiöse Meinungen in seinen Ländern geduldet werden, und trat daher den rechtgläubigen Priestern, welche diesen Grundsatz thatsächlich verläugneten, schroff und streng gegenüber: aber er ließ Jedem seine Religion, den Lutheranern und Reformirten ebenso, wie den Herrnhutern und Schwenkfeldianern und nicht minder den Katholiken. Nur verlangte er, daß keine dieser Religionen mit dem Staatsvortheil irgendwie in Widerspruch komme. —

So waltete Friedrich II. während der Friedensjahre. Aber bald sollte sich ein neues Ungewitter über ihn zusammenziehen.

Friedrich hatte durch sein Verhalten in dem österreichischen Erbfolgekriege, durch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er nicht nur seine Gegner, sondern auch seine Verbündeten behandelte, alle Mächte gegen sich aufgebracht. Und diese feindselige Stimmung vermehrte er noch durch die sarkastischen Bemerkungen über die Lenker der Staaten seiner Zeit, über die Fürsten und ihre Minister, die er sich fast bei jeder Gelegenheit erlaubte und die den Betreffenden wieder zu Ohren kamen. So schonte er insbesondere weder die Kaiserin von Rußland, Elisabeth, die er wegen ihres unzüchtigen Lebenswandels geißelte, noch auch den französischen Hof, wo sich Ludwig XV. von seiner Maitresse, der Marquise von Pompadour, beherrschen ließ: Friedrich verbot ausdrücklich seinem Gesandten, ihr seine Aufwartung zu machen, was doch von den Gesandten aller anderen Mächte geschah. Aber begreiflich Niemand war aufgebrachter wider Friedrich II. als Maria Theresia, die am Meisten durch ihn verloren. Sie dachte unablässig daran, wie sie sich wieder in den Besitz Schlesiens setzen und die aufstrebende Größe Preußens dämpfen könne. Und das Oesterreich, welches nun noch einmal sich mit Friedrich II. messen wollte, war inzwischen ein ganz anderes geworden, als es sich in den zwei schlesischen Kriegen dargestellt.

Maria Theresia hatte zwar schon beim Beginn des österreichischen Erbfolgekriegs ihren Gemahl, den Kaiser Franz I., dem sie

ſeit dem Jahre 1736 angetraut war, zum Mitregenten angenommen. Dies geſchah jedoch nur zum Schein: er hatte mit der Regierung der öſterreichiſchen Lande gar nichts zu thun. Dieſe behielt ſich vielmehr Maria Thereſia allein vor. Sie war im Jahr 1717 geboren, alſo nur um fünf Jahre jünger, als Friedrich II. Sie war ihm aber eine ebenbürtige Nebenbuhlerin. Von geſundem Sinn, großen Fähigkeiten, entſchiedener Willenskraft, dabei wohlwollend, gutherzig und edel, hatte ſie eine Erziehung genoſſen, wie ſie den Neigungen und Anſichten ihres Vaters gemäß war, welcher dem ſteifen Ceremoniel des Jahrhunderts eine übermäßige Wichtigkeit beilegte, und vor Allem eine ſtrenge katholiſche Rechtgläubigkeit ſeiner Tochter einflößen laſſen zu müſſen glaubte. Von dieſer letzteren hat ſie ſich auch niemals losmachen können. In allen anderen Beziehungen hat ſie ſich, theils unter den Einwirkungen der bitteren Erfahrungen, die ſie in den erſten Jahren ihrer Regierung gemacht, theils aus eigener Geiſteskraft von dem Schlendrian des bisherigen öſterreichiſchen Staatsweſens losgeriſſen und ebenſo wie Friedrich II. danach geſtrebt, ihr Reich umzugeſtalten, ihm einen neuen Geiſt einzuhauchen. Sie war nicht im Geringſten blind gegen die mannichfachen Gebrechen der öſterreichiſchen Verwaltung: nachdem ſie aber dieſelben erkannt, ſo wandte ſie auch den regſten Eifer an, ihnen abzuhelfen. Sie rief eine Menge neuer Schöpfungen ins Leben, die für Oeſterreich ebenſo eine neue Aera begründeten, wie Friedrichs II. Regierung für Preußen. Und ſie dachte groß genug, dabei die Grundſätze ihres Gegners ſelbſt ſich zu eigen zu machen.

Vor Allem dachte ſie daran, ſich ein neues Miniſterium zu bilden, welches fähig ſei, in ihre Gedanken einzugehen und ſie durchzuführen. An die Spitze der Geſchäfte ſtellte ſie den Grafen Wenzel Anton von Kaunitz-Rittberg, geboren im Jahre 1711. Dieſer Mann hatte ſich in ſeiner Jugend eine allgemeine wiſſenſchaftliche und ſtaatliche Bildung angeeignet, hatte an verſchiedenen Hochſchulen ſtudiert, die Welt geſehen und beſonders die franzöſiſche Bildung in ſich aufgenommen. Schon im Anfang der vierziger Jahre wurde er als Geſandter nach Italien geſchickt, wo er die dortigen Verhältniſſe auf das Genaueſte kennen lernte und ſeine Aufgabe mit großem Erfolge löſte. Später hielt er ſich als Geſandter in den Niederlanden und London auf: auch die hier gemachten Erfahrun-

Rußland fortgesetzt, und da die Mißstimmung Elisabeths gegen Friedrich II. sich nicht minderte, so durfte Maria Theresia wohl einer Unterstützung von Seite Rußlands in einem Kriege gegen Preußen gewiß sein.

Sodann versuchte sie den König Georg von England für ihre feindseligen Absichten gegen Friedrich zu gewinnen. Georg jedoch, obschon er persönlich mit Friedrich II. gar nicht gut stand, wollte gleichwohl nicht darauf eingehen, was denn zur Folge hatte, daß sich Maria Theresia von England abwandte, wenn auch nicht öffentlich, und bald darauf sogar mit ihm in Streitigkeiten gerieth.

Jetzt kam sie auf den Gedanken, Frankreich von Preußen ab und auf ihre Seite zu ziehen. Kaunitz wurde schon im Jahre 1750 als österreichischer Bevollmächtigter nach Frankreich geschickt, um den Hof von Versailles in diesem Sinne zu bearbeiten. Es war dies keine kleine Aufgabe. Denn es galt, die seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts, insbesondere aber seit Heinrichs IV. und Richelieus Zeiten überlieferte Politik, die in fortwährender Bekämpfung des Hauses Habsburg bestand, umzustürzen, diese Politik als ein Vorurtheil hinzustellen und dagegen einen Bund mit Oesterreich als den französischen Interessen gemäß darzulegen. Aber Kaunitz war ganz der Mann dazu, eine solche Aufgabe zu lösen. Er erkannte sehr bald, daß es eigentlich zwei Regierungen in Frankreich gab, eine Regierung der Minister und eine Regierung des Königs, auf welche dessen Günstlinge und besonders die Frau von Pompadour den größten Einfluß übte. Diese letztere war die maßgebende Regierung. An sie wandte sich also Kaunitz. Er machte der Frau von Pompadour den Hof, gewann sie und brachte sie vollkommen gegen Friedrich auf, indem er nicht versäumte, ihr all' die beleidigenden Aeußerungen zu hinterbringen, die der König von Preußen über sie gethan haben sollte. Zuletzt bestimmte er die Kaiserin, ein höchst freundliches Handbillet an die Pompadour zu schicken, was diese denn vollends auf die österreichische Seite brachte. War aber die Pompadour gewonnen, so konnte man wohl auch der Zustimmung Ludwigs XV. gewiß sein. Freilich die Minister, welche Kaunitz fast ganz außer Acht gelassen hatte, hingen noch an der herkömmlichen Staatskunst fest: indessen diese mußten sich zuletzt doch dem Willen

des Königs fügen. So standen die Sachen, als Kaunitz Frankreich verließ (1753) und Stahremberg seinen Posten einnahm.

Bald darauf kam es zwischen Frankreich und England wegen ihrer beiderseitigen Besitzungen in Nordamerika zu Händeln (1754), welche schon das Jahr darauf, allerdings vorerst nur in Amerika, zu völligem Kriege umschlugen. England fürchtete, von Frankreich in Hannover angegriffen zu werden, und wandte sich deßhalb an Oesterreich. Dieses sollte sich zu der Vertheidigung Hannovers verpflichten, wenn es etwa von Frankreich angegriffen würde. Oesterreich, welches sich mit Frankreich in so freundschaftliche Verhältnisse eingelassen hatte, war diese Zumuthung unangenehm: gleichwohl mochte dieselbe nicht so ohne Weiteres zurückweisen. Aber zugleich wollte es die Verhältnisse benützen, um seinen Planen gegen Friedrich II. näher zu kommen. Kaunitz erklärte also, unmöglich könne Oesterreich die Vertheidigung Hannovers übernehmen, so lange es nicht gegen Friedrich II. sicher gestellt sei. England sollte also mit Rußland einen Subsidienvertrag schließen, demzufolge letzteres eine Armee von 60,000 Mann aufstelle, um Friedrich von kriegerischem Vorgehen abzuhalten. England war damit einverstanden. Ein derartiger Vertrag wurde 1755 wirklich mit Rußland abgeschlossen. Aber nachdem dies geschehen war, so weigerte sich Kaunitz gleichwohl, in die Forderung Englands bezüglich der Vertheidigung Hannovers einzugehen: er verlangte vielmehr einen Angriff auf Preußen selbst. Durch diese Macht sei das alte Staatensystem umgestoßen worden: dies müsse wieder hergestellt werden. Darauf wollte nun aber England auf keine Weise eingehen, und als das österreichische Cabinet nicht umgestimmt werden konnte, so entschloß sich endlich der König Georg, sich an Friedrich II. selbst zu wenden, und diesen zu einem Bündnisse zu vermögen.

Friedrich, dem das gegen ihn gerichtete diplomatische Getriebe größtentheils nicht unbekannt war, ging nach einigem Bedenken auf das angetragene englische Bündniß ein. Am 16. Januar 1756 wurde es abgeschlossen. Beide Theile erneuerten ihre früheren Bündnisse und Gewährleistungsverträge, und verpflichteten sich zu gegenseitigem Schutz ihrer Besitzungen.

Dieses Bündniß gab nun den Dingen plötzlich eine ganz andere Wendung. Oesterreich, welches seit 1754 sich alle Mühe gegeben

hatte, Frankreich zu einem Angriffskriege auf Preußen zu bestimmen, ohne daß dies jedoch vorderhand gelungen wäre, weil immer noch zwei Parteien am französischen Hofe sich die Waage hielten, benutzte nun diesen preußisch-englischen Vertrag vortrefflich zu seinem Zwecke. Ludwig XV. wurde sehr aufgebracht wider Friedrich II., den er des Abfalls beschuldigte, und als verschiedene Versuche, die noch immer vom französischen Ministerium gemacht wurden, Preußen von England weg und zu sich herüberzuziehen, mißlangen, so gab er endlich den Bitten Oesterreichs nach, freilich nicht ganz so weit, wie Kaunitz gewünscht hätte. Am 1. Mai 1756 wurde zwischen Oesterreich und Frankreich ein Vertrag abgeschlossen, folgenden Inhalts. In dem Kriege zwischen Frankreich und England wollte Oesterreich keine Partei nehmen, dagegen versprach Frankreich die österreichischen Staaten nicht anzugreifen. Außerdem aber sicherten sich beide Mächte im Falle eines Angriffs 24,000 Mann Hülfstruppen zu. In geheimen Artikeln wurde die Vertheidigung der beiderseitigen Staaten auch auf den Fall ausgedehnt, daß irgend eine Macht als Bundesgenossin Englands sie angriff. Demnach hatte sich also Frankreich immer noch nicht zu einem förmlichen Angriff auf Friedrich II. herbeigelassen, Kaunitz hegte aber die Hoffnung, daß er dieses Ziel doch noch erreichen werde: es wurden in diesem Sinne von ihm die Unterhandlungen eifrig fortgesetzt und mehrere Vorschläge dem französischen Hofe unterbreitet.

Noch glücklicher war die österreichische Staatskunst bei Rußland. Auch Elisabeth war sehr ärgerlich über das österreichisch-preußische Bündniß: ja sie ging sehr lebhaft auf den Gedanken eines Angriffsbündnisses gegen Friedrich II. und zu dessen Schwächung ein. Es wurde bereits wieder verabredet, wie in dem zweiten schlesischen Kriege, was man Preußen nehmen, und wie man es vertheilen wolle. Schlesien und Glatz bekommt Oesterreich, das Königreich Preußen Polen, Kurland und Semgallen Rußland, Magdeburg Sachsen, Pommern Schweden. Doch sollte der Angriff auf das folgende Jahr (1757) verschoben werden. Inzwischen begannen bereits die Rüstungen in Oesterreich und Rußland.

Friedrich II. waren natürlich die letzteren nicht entgangen, aber er hatte sich außerdem noch in den Besitz von Schriftstücken gesetzt, die ihm keinen Zweifel ließen über das gegen ihn Beabsichtigte. Er

hatte, wie die andern auch, an den verschiedenen Höfen seine Spione, die um Geld von untergeordneten Beamten die Geheimnisse ihrer Regierungen herauszubringen wußten. So wurden ihm namentlich schon seit mehreren Jahren durch einen bestochenen Kanzellisten Abschriften von dem diplomatischen Briefwechsel des dresdener Cabinets mitgetheilt. Dieser Hof war zwar augenblicklich nicht in das Bündniß Oesterreichs und Rußlands aufgenommen, aber er wußte doch so ziemlich von Allem, außerdem war er ein unversöhnlicher Feind Friedrichs, und der letztere glaubte, daß der dresdener Hof jeden Augenblick bereit sei, sich mit den Gegnern Friedrichs wider ihn zu verbinden. Auch von dem Geheimschreiber des österreichischen Gesandten in Berlin erhielt er mehrere wichtige Aktenstücke, und selbst der russische Thronfolger, der Großfürst Peter, ein leidenschaftlicher Verehrer Friedrichs, stand mit ihm seit dem Jahre 1755 in geheimem Briefwechsel. Friedrich war also ganz sicher, daß er angegriffem würde. Da beschloß er zuvorzukommen, und zwar noch im Jahre 1756, ehe die Feinde darauf gefaßt waren. Er theilte diesen seinen Beschluß dem englischen Gesandten mit. Dieser suchte ihn zuerst davon abzuhalten. Friedrich ließ sich bereden, zuerst bei Maria Thereſia anzufragen, was ihre Rüstungen bedeuteten; da er aber darauf eine zweideutige Antwort erhielt, so war sein Entschluß gefaßt.

5. Die ersten Jahre des siebenjährigen Krieges.

Das Erste war, daß er am 28. August 1756 in das Kurfürstenthum Sachsen einrückte. Sachsen gehörte zwar nicht zu den gegen Preußen Verbündeten. Aber sei es, daß Friedrich dies wirklich meinte, oder daß er einen Bund Sachsens mit Oesterreich von vornherein unmöglich machen wollte: genug, er hielt es für unumgänglich nothwendig, sich vor Allem dieses Landes zu versichern. Von da aus wollte er sodann in Böhmen einbrechen. Der preußische

Minister des Auswärtigen kündigte an demselben Tage, an welchem das Einrücken der Preußen in Sachsen stattfand, dem sächsischen Gesandten in Berlin dieses an: sein Herr sehe sich durch das Betragen des wiener Hofes zu einer solchen Handlungsweise genöthigt: am Tage darauf erklärte dasselbe der preußische Gesandte in Dresden dem Könige August.

Am dresdener Hofe herrschte die größte Bestürzung. Man war auf so etwas gar nicht vorbereitet. Das sächsische Heer war nicht stärker als 18,000 Mann, befand sich in dem schlechtesten Zustand und war größtentheils im Lande zerstreut. Doch sammelte es sich nach und nach in einem festen Lager zwischen Pirna und dem Königstein. Der König August wäre gerne bereit gewesen, den Preußen den Durchmarsch durch sein Land zu gestatten. Aber bald stellte es sich heraus, daß Friedrich nichts weniger beabsichtigte, als das ganze Land in Beschlag zu nehmen und sich während des Krieges seiner Hülfsmittel zu bedienen. Dieses machte er in einem öffentlichen Erlasse bekannt, und zugleich bemächtigten sich die preußischen Truppen aller festen Plätze, auf welche sie stießen. Jetzt legte der König August eine feierliche Verwahrung ein: natürlich umsonst. Dann verstand er sich dazu, den Preußen mehrere feste Plätze zu überlassen, sein Heer auf ein Drittel zu vermindern und auch dieses nicht beisammen zu lassen: Alles vergebens. Friedrich verlangte zuerst ein Bündniß gegen Oesterreich, und als dies der König ablehnte, Ueberlassung des sächsischen Landes und Heeres auf die Dauer des Krieges. Dies wurde ebenfalls entschieden verweigert, und nun behandelte Friedrich II. den König August als Feind. Er nahm das Land förmlich in Besitz, stellte es unter seine Verwaltung, als ob es eine preußische Provinz wäre, und schickte sich endlich zur Einschließung des Lagers bei Pirna an. Das sächsische Heer gerieth bald wegen Mangel an Lebensmitteln in die traurigste Lage. Da aber Friedrich das Heer schonen wollte, weil er es mit dem seinigen zu vereinigen gedachte, so wandte er keine ernstlichen Mittel an, um es zu erdrücken. So vergingen Wochen, und unterdessen gewannen die Oesterreicher Zeit, sich zu rüsten.

Unter dem Feldmarschall Brown standen 22,000 Mann in Böhmen und weitere 22,000 sollten von Mähren aus nachrücken. Auf die dringenden Bitten des Königs August rückten die Oester-

reicher bis Lowositz vor, in der Absicht, die Sachsen zu entsetzen. Friedrich aber ließ 40,000 Mann zur Einschließung der Sachsen zurück, mit 24,000 zog er selbst den Oesterreichern entgegen. Am 1. October kam es zur Schlacht bei Lowositz, in welcher Friedrich den Oesterreichern eine Niederlage beibrachte und sie zum Rückzuge nöthigte. Er übergab nun dem Feldmarschall Keith den Oberbefehl über das böhmische Heer und eilte nach Sachsen zurück, um endlich das Heer in Pirna zur Uebergabe zu nöthigen.

Ein späterer Versuch Browns, durch einen Seitenmarsch den Sachsen zu Hülfe zu kommen und ihren Rückzug nach Böhmen zu ermöglichen, mißlang. So ergab sich denn am 15. October das sächsische Heer, das noch 17,000 Mann stark war, mit 109 Kanonen an Friedrich. Es trat nun in seine Dienste, mit Ausnahme seiner Offiziere, welche aber versprechen mußten, nicht gegen Preußen zu dienen. Doch waren ihm diese sächsischen Soldaten von keinem großen Nutzen: sie dienten mit Widerwillen unter ihm, fochten schlecht gegen die Oesterreicher, und suchten, wo es ihnen möglich war, auszureißen.

Friedrich hatte durch den unvermuthet langen Widerstand der Sachsen eine kostbare Zeit verloren. Er hatte zwar Sachsen gewonnen, aber ohne jenen Widerstand hätte er bei den verhältnißmäßig geringen österreichischen Truppen in Böhmen dieses Land überfallen können. So war dies nicht möglich. Er zog seine Truppen aus Böhmen zurück: Maria Theresia gewann Zeit sich immer umfassender zu rüsten und gegen Friedrich Feinde heraufzubeschwören.

Der Ueberfall Friedrichs paßte vortrefflich in ihre Plane. Der Einfall in Sachsen war offenbar ein Bruch des Reichsfriedens. Der König von Preußen hatte sich schwer gegen die Gesetze des Reichs versündigt und demnach dasselbe sich zum Feinde gemacht. Nach den Reichsgesetzen fragte damals freilich kein Fürst mehr, außer wenn sie zu seinem Interesse paßten, und man wußte, daß namentlich von den größeren Reichsfürsten keiner sich um dieselben kümmerte. Aber diesmal war es doch anders. Der Gemahl Maria Theresias war zugleich Kaiser, und natürlich wandte er Alles an, um die Unbill, die seiner Gattin angethan worden, zu rächen. Schon im September 1756 forderte er Friedrich auf, seine Truppen aus Sachsen abzuführen und von weiteren Empörungen abzustehen, sowie

Minister des Auswärtigen kündigte an demselben Tage, an welchem das Einrücken der Preußen in Sachsen stattfand, dem sächsischen Gesandten in Berlin dieses an: sein Herr sehe sich durch das Betragen des wiener Hofes zu einer solchen Handlungsweise genöthigt: am Tage darauf erklärte dasselbe der preußische Gesandte in Dresden dem Könige August.

Am dresdener Hofe herrschte die größte Bestürzung. Man war auf so etwas gar nicht vorbereitet. Das sächsische Heer war nicht stärker als 18,000 Mann, befand sich in dem schlechtesten Zustand und war größtentheils im Lande zerstreut. Doch sammelte es sich nach und nach in einem festen Lager zwischen Pirna und dem Königstein. Der König August wäre gerne bereit gewesen, den Preußen den Durchmarsch durch sein Land zu gestatten. Aber bald stellte es sich heraus, daß Friedrich nichts weniger beabsichtigte, als das ganze Land in Beschlag zu nehmen und sich während des Krieges seiner Hülfsmittel zu bedienen. Dieses machte er in einem öffentlichen Erlasse bekannt, und zugleich bemächtigten sich die preußischen Truppen aller festen Plätze, auf welche sie stießen. Jetzt legte der König August eine feierliche Verwahrung ein: natürlich umsonst. Dann verstand er sich dazu, den Preußen mehrere feste Plätze zu überlassen, sein Heer auf ein Drittel zu vermindern und auch dieses nicht beisammen zu lassen: Alles vergebens. Friedrich verlangte zuerst ein Bündniß gegen Oesterreich, und als dies der König ablehnte, Ueberlassung des sächsischen Landes und Heeres auf die Dauer des Krieges. Dies wurde ebenfalls entschieden verweigert, und nun behandelte Friedrich II. den König August als Feind. Er nahm das Land förmlich in Besitz, stellte es unter seine Verwaltung, als ob es eine preußische Provinz wäre, und schickte sich endlich zur Einschließung des Lagers bei Pirna an. Das sächsische Heer gerieth bald wegen Mangel an Lebensmitteln in die traurigste Lage. Da aber Friedrich das Heer schonen wollte, weil er es mit dem seinigen zu vereinigen gedachte, so wandte er keine ernstlichen Mittel an, um es zu erdrücken. So vergingen Wochen, und unterdessen gewannen die Oesterreicher Zeit, sich zu rüsten.

Unter dem Feldmarschall Brown standen 22,000 Mann in Böhmen und weitere 22,000 sollten von Mähren aus nachrücken. Auf die dringenden Bitten des Königs August rückten die Oester-

reicher bis Lowositz vor, in der Absicht, die Sachsen zu entsetzen. Friedrich aber ließ 40,000 Mann zur Einschließung der Sachsen zurück, mit 24,000 zog er selbst den Oesterreichern entgegen. Am 1. October kam es zur Schlacht bei Lowositz, in welcher Friedrich den Oesterreichern eine Niederlage beibrachte und sie zum Rückzuge nöthigte. Er übergab nun dem Feldmarschall Keith den Oberbefehl über das böhmische Heer und eilte nach Sachsen zurück, um endlich das Heer in Pirna zur Uebergabe zu nöthigen.

Ein späterer Versuch Browns, durch einen Seitenmarsch den Sachsen zu Hülfe zu kommen und ihren Rückzug nach Böhmen zu ermöglichen, mißlang. So ergab sich denn am 15. October das sächsische Heer, das noch 17,000 Mann stark war, mit 109 Kanonen an Friedrich. Es trat nun in seine Dienste, mit Ausnahme seiner Offiziere, welche aber versprechen mußten, nicht gegen Preußen zu dienen. Doch waren ihm diese sächsischen Soldaten von keinem großen Nutzen: sie dienten mit Widerwillen unter ihm, fochten schlecht gegen die Oesterreicher, und suchten, wo es ihnen möglich war, auszureißen.

Friedrich hatte durch den unvermuthet langen Widerstand der Sachsen eine kostbare Zeit verloren. Er hatte zwar Sachsen gewonnen, aber ohne jenen Widerstand hätte er bei den verhältnißmäßig geringen österreichischen Truppen in Böhmen dieses Land überfallen können. So war dies nicht möglich. Er zog seine Truppen aus Böhmen zurück: Maria Theresia gewann Zeit sich immer umfassender zu rüsten und gegen Friedrich Feinde heraufzubeschwören.

Der Ueberfall Friedrichs paßte vortrefflich in ihre Plane. Der Einfall in Sachsen war offenbar ein Bruch des Reichsfriedens. Der König von Preußen hatte sich schwer gegen die Gesetze des Reichs versündigt und demnach dasselbe sich zum Feinde gemacht. Nach den Reichsgesetzen fragte damals freilich kein Fürst mehr, außer wenn sie zu seinem Interesse paßten, und man wußte, daß namentlich von den größeren Reichsfürsten keiner sich um dieselben kümmerte. Aber diesmal war es doch anders. Der Gemahl Maria Theresias war zugleich Kaiser, und natürlich wandte er Alles an, um die Unbill, die seiner Gattin angethan worden, zu rächen. Schon im September 1756 forderte er Friedrich auf, seine Truppen aus Sachsen abzuführen und von weiteren Empörungen abzustehen, sowie

er auch die brandenburgischen Truppen vom Eide der Treue gegen ihren Fürsten entband. Sodann brachte er die Sache vor den Reichstag und bewirkte hier (10. Januar 1757) den Beschluß eines Reichsexecutionskriegs und die Aufstellung eines dreifachen Reichscontingents gegen Friedrich II., bis der Kurfürst von Sachsen wieder in den Besitz seines Landes gesetzt und entschädigt sei. Diesem Beschluß traten freilich nicht alle Mitglieder bei. Dagegen stimmten besonders Hannover, die sächsischen Herzogthümer, Baireuth, Braunschweig, Nassau, Baden, Hessen-Kassel und Schaumburg-Lippe, aber die Mehrzahl (60 von 99) war dafür. Demnach hatte Friedrich in der That das Reich gegen sich.

Natürlich ließ er es nicht dabei bewenden: er vertheidigte sich in Denkschriften, so gut er konnte, und ließ es dabei an Derbheiten nicht fehlen, im Wesentlichen wurde aber doch nichts verändert, und im August 1757 wurde er sogar vom Kaiser noch mit der Acht bedroht, nicht minder die Anhänger desselben, d. h. diejenigen Fürsten, welche wider die Reichsexecution gestimmt hatten.

Das Reich als solches wäre freilich kein gefährlicher Gegner gewesen, um so weniger, als nicht alle Stände den Beschlüssen gegen ihn beitraten. Aber schon hatte Maria Theresia auch mit Rußland einen Vertrag gegen Preußen abgeschlossen (22. Januar 1757). Der Inhalt ist unbekannt: aber höchst wahrscheinlich wurde in demselben für Rußland der Besitz Ostpreußens in Aussicht gestellt.

Auch Frankreich wurde endlich zu einem entschiedenen Angriffe auf Friedrich vermocht. Am 1. Mai 1757 wurde zwischen Oesterreich und Frankreich ein Bündniß gegen Preußen geschlossen. Frankreich verpflichtete sich zu 105,000 Mann und weitere 10,000 baierischen und würtembergischen Hülfstruppen und 12 Millionen Gulden Subsidien. Preußen sollte an Oesterreich Schlesien, die Grafschaft Glatz, das Fürstenthum Crossen und einen der Kaiserin genehmen Landstrich in der Nähe ihrer Erbstaaten, an Sachsen das Herzogthum Magdeburg und den Saalkreis, sowie das Herzogthum Halberstadt abtreten, wogegen Sachsen einen Theil der Lausitz an Oesterreich herausgeben würde. Schweden sollte das preußische Vorpommern erhalten und Cleve und Obergeldern an Kurpfalz kommen. Oesterreich verpflichtet sich dagegen, an Frankreich einige Orte in den Niederlanden abzutreten, und die übrigen an den Infanten Don

Philipp, Herzog von Parma, Piacenza und Guastella, welche Fürstenthümer dagegen wieder an Oesterreich kommen.

Und nun wurde auch Schweden gewonnen, welches sich in einem Vertrage vom 22. September 1757 gegen Frankreich und Oesterreich verpflichtete, für 4 Millionen Livres 20 bis 25,000 Mann gegen Preußen zu stellen.

Demnach hatte Friedrich mit Einem Male fünf Gegner zu bekämpfen, Oesterreich, das Reich, Rußland, Frankreich und Schweden. Sie zusammen stellten eine Truppenmacht von 430,000 Mann ihm entgegen. Er selber war auf Niemanden angewiesen, als auf sich und auf England. Sein Heer belief sich auf 200,000 Mann. England wollte 50,000 stellen und zahlte sodann den Fürsten von Hessen-Kassel, Braunschweig, Gotha und Schaumburg-Lippe Hülfsgelder, um in Verbindung mit den Hannoveranern ein Heer von etwa 60,000 Mann auszumachen. Die Feinde waren ihm also bei Weitem überlegen.

Aber es war ein Vortheil für ihn, daß seine Feinde wenig mit einander übereinstimmten, die Kriegsbewegungen also nicht gehörig in einander eingriffen, während er zugleich König in seinem Lager war.

Der Plan der Verbündeten war folgender. Die Franzosen sollten sich mit einem Heere in Bewegung setzen, um Hannover anzugreifen, dieses zur Parteilosigkeit zu zwingen und sodann weiter gegen Preußen vorgehen: ein anderes französisches Heer sollte sich mit den Reichstruppen verbinden, um gegen Thüringen vorzudringen. Zugleich sollten die Schweden in Pommern, die Russen mit 100,000 Mann in Preußen einfallen, und inzwischen sollten Oesterreicher von Böhmen aus Sachsen und Schlesien angreifen.

Friedrich II. beschloß, seine Kräfte zu vereinigen, um mit diesen einen Hauptschlag auszuführen, und zwar auf seinen gefährlichsten Gegner. Er wollte mit einem Heere von 117,000 Mann sich auf Böhmen werfen, Prag nehmen, nach Mähren vordringen und wo möglich die Oesterreicher erdrücken. Dieser Plan wurde aber möglichst geheim gehalten: ja er täuschte die Oesterreicher durch eine Menge von Bewegungen dermaßen über seine Absichten, daß sie an nichts weniger, als an einen Einfall der Preußen in Böhmen dachten: sie versäumten alle Vorsichtsmaßregeln und so konnten die Preußen

Ende April 1757 auf verschiedenen Punkten in Böhmen eindringen, ohne auf großen Widerstand zu stoßen. Anfang Mai befand sich der König mit 64,000 Mann vor Prag. Hier aber stellten sich ihm die Oesterreicher mit 61,000 Mann unter Karl von Lothringen und dem General Brown entgegen. Der Feldmarschall Daun war mit einem Heere von 30,000 Mann in der Nähe, von denen er bereits 9000 vorausgeschickt. Friedrich hatte keine Zeit zu verlieren, er griff den Feind am 6. Mai an und erfocht einen glänzenden Sieg. Freilich war er theuer erkauft: mehrere seiner Generale fielen, unter diesen der alte Schwerin, der wesentlich mit zum Siege beigetragen. Auch erlitten die Preußen einen Verlust von 12,000 Mann an Todten und Verwundeten. Aber der Verlust der Oesterreicher war noch größer, und auch sie hatten den Tod eines ihrer tüchtigsten Generale, Brown's, zu beklagen.

Die Schlacht bei Prag hatte den Rückzug der Oesterreicher zur Folge. Aber die Stadt hielt sich noch, und in ihr befanden sich gegen 60,000 Mann. Die Stadt konnte entsetzt werden, wenn man Daun, der sich inzwischen verstärkt hatte, heranrücken ließ. Friedrich beschloß daher ihm mit einem Theile seines Heeres entgegen zu gehen. Daun, äußerst vorsichtig, dessen Kriegskunst besonders darin bestand, sich keine Blöße zu geben, und vor Allem sich nicht von Friedrich schlagen zu lassen, zog sich bei der Annäherung der Preußen zurück, bis endlich bei Kolin am 18. Juni die beiden Heere sich gegenüber standen. Die Oesterreicher waren viel stärker, als Friedrich vermuthete. Sie betrugen etwa 60,000 Mann, während er nur 34,000 M. bei sich hatte. Dennoch griff Friedrich an. Er machte aber bei der Anordnung und im Laufe der Schlacht große Fehler und erlitt eine vollkommene Niederlage.

Die Niederlage bei Kolin hatte für Friedrich die traurigsten Folgen. Er mußte sich nun zurückziehen und die Belagerung von Prag aufgeben. Doch hoffte er sich wenigstens bis in die Mitte Augusts in Böhmen halten zu können. Auch diese Hoffnung wurde vereitelt. Er theilte sein Heer in zwei Theile: die eine Abtheilung, 40,000 Mann, unter dem Befehle des Prinzen von Preußen sollte sich bei Jungbunzlau aufstellen, um den Weg nach Zittau zu decken und Verstärkungen aus Schlesien an sich zu ziehen: die andere Abtheilung, 36,000 Mann, unter dem Befehle des Königs selbst,

sollte bei Leitmeritz den Weg nach Sachsen decken. Aber der Prinz von Preußen war der ihm gewordenen Aufgabe nicht gewachsen. Er wurde von den Oesterreichern zum Rückzuge genöthigt, verlor auf demselben viel Mannschaft und Gepäck und konnte doch Zittau nicht retten, welches vielmehr mit den großen Vorräthen, die sich daselbst befanden, in die Hände der Oesterreicher gerieth (27. Juli). Auf diese Nachrichten hin sah sich der König genöthigt, Böhmen gleichfalls zu räumen, und sich auf Pirna zurückzuziehen. Er war wüthend über seinen Bruder, aber die Sache war nun einmal nicht zu ändern. Jetzt beschloß er, um die Scharte auszuwetzen, mit seinen vereinigten Truppen die Oesterreicher anzugreifen, zu schlagen und wieder aus Sachsen hinauszuwerfen; aber der vorsichtige Daun zog sich nach Zittau zurück, und nahm hier eine so feste Stellung ein, daß der König verzweifelte, sie nehmen zu können. Er stand also vom Angriffe ab.

Um dieselbe Zeit, als er diese Verluste in Böhmen und Sachsen erlitten, traf ihn auch auf den übrigen Kriegsschauplätzen ein Unglück nach dem andern. Die Russen waren wirklich unter dem General Apraxin 100,000 Mann stark in Preußen eingerückt, und verheerten Alles auf die gräulichste Weise. Der General Lehmann, der ihnen hier mit nicht mehr als 28,000 Preußen gegenüberstand, und von dem Könige den ausdrücklichen Befehl erhalten hatte, die Russen anzugreifen, wurde von ihnen am 30. August bei Großjägerndorf geschlagen und mußte sich zurückziehen. Die Russen konnten jetzt also weiter vorwärts dringen.

Zugleich nahm der Krieg in Hannover eine äußerst unglückliche Wendung. Ein französisches Heer unter dem Marschall d'Estrées, 100,000 Mann stark, war bis an die Weser vorgedrungen. Das hannöverische Ministerium, kleinmüthig und ängstlich, wagte nicht nur keinen Widerstand, sondern suchte sogar für Hannover die Parteilosigkeit zu erlangen. Das von England aufgestellte hannöverische Beobachtungsheer, 54,000 Mann stark, unter dem unfähigen Herzog von Cumberland, zog sich vor den Franzosen zurück, und ließ sich endlich am 26. Juli von ihnen bei Hastenbeck schlagen. Bald darauf wurde d'Estrées abgerufen und der Herzog von Richelieu erhielt den Oberbefehl des französischen Heeres. Dieser bedrängte die Hannoveraner so sehr, daß sich endlich der Herzog von Cum-

berland zu dem Vertrag von Seeven (8. September) entschloß, zufolge dessen die Feindseligkeiten aufhören, die hessischen, braunschweigischen und anderen Miethstruppen unentwaffnet und nicht als Kriegsgefangene in ihre Heimath zurückgehen, die Hannoveraner aber in zwei Abtheilungen Lager beziehen sollten. Darauf drang Richelieu in die preußischen Länder ein, die ihm nun vollkommen preisgegeben waren. Mit den Fürsten, deren Truppen kurz vorher im englischen Solde gestanden, wurde nun dahin unterhandelt, daß sie ihre Schaaren den Verbündeten überlassen sollten.

Unterdessen war ein anderes französisches Heer, angeführt vom Prinzen von Soubise, über den Rhein gegangen, vereinigte sich mit den Reichstruppen und brach nach Thüringen vor, um von da aus gleichfalls die preußischen Staaten zu bedrohen. Endlich drangen auch die Schweden, 22,000 Mann stark (12. September), über die Peene in die Uckermark ein, ohne den geringsten Widerstand zu finden, erhoben überall starke Kriegssteuern: schon dachten sie daran, Berlin zu nehmen.

Dies war aber noch nicht Alles. Der König, welcher hoffte, die Reichstruppen treffen und schlagen zu können, verließ mit einem Theile seiner Kriegsmacht Sachsen und ließ als Befehlshaber daselbst den Herzog von Bevern und den General Winterfeld zurück, um die Oberlausitz und Schlesien zu decken. Die Oesterreicher, die sich während Friedrichs Anwesenheit ziemlich ruhig verhalten, griffen nun aber die Preußen an, schlugen sie (7. Sept.) bei Moys, und Winterfeld, einer der tüchtigsten Generale Friedrichs, verlor dabei sein Leben. Nun stand Schlesien den Oesterreichern offen. Bald darauf fielen sie auch hier ein und eine österreichische Streifabtheilung drang sogar bis Berlin vor und nahm dieses.

Der König befand sich in der furchtbarsten Lage. Seit dem Vertrag vom Kloster Seeven stand er ganz allein so vielen siegreichen Feinden gegenüber. Auf allen Seiten beinahe war nun sein Land denselben offen: sein Heer, sonst immer nur zu siegen gewohnt, durch die letzten Schläge entmuthigt, zusammengeschmolzen. Friedrich hatte Augenblicke, wo er Alles verloren gab und vor seinen Gegnern erliegen zu müssen fest überzeugt war.

Aber er wurde darum nicht kleinmüthig. Er wollte untergehen, aber mit Ehren. „Betrachten Sie mich", schrieb er dem Marquis

d'Argens, „wie eine Mauer, in welche das Unglück seit zwei Jahren Bresche geschossen hat. Ich werde von allen Seiten erschüttert. Dennoch glauben Sie nicht, daß ich nachgebe, und wenn alle Elemente zu Grunde gingen, so würde ich mich unter ihren Trümmern mit so kaltem Blute begraben lassen, als ich Ihnen schreibe. In dieser schrecklichen Zeit muß man sich mit ehernen Eingeweiden und mit stählernem Herzen waffnen, um alle Empfindungen zu verlieren. Da ist die Zeit des Stoicismus." Voltaire, mit dem er während dieser Zeit ebenfalls einen Briefwechsel unterhielt, wies ihn darauf hin, daß er ja Philosoph sei, und daß er, wenn er auch dem Throne entsagen müsse, wie so viele andere Fürsten, durch die Philosophie entschädigt werden würde. Dem antwortete er: „Voltaire in seiner Einsiedelei kann sich in Frieden den Tugenden des Weisen hingeben, aber ich, vom Schiffbruche bedroht, muß dem Sturme trotzend als König denken, leben und sterben."

So war er zwar auf den Untergang gefaßt, aber er versäumte darum keine Maßregel, um denselben abzuwenden. Und in seinem Geiste, in seiner Willensstärke besaß er unerschöpfliche Hülfsquellen, um sich aus der furchtbaren Lage wieder herauszureißen. Freilich darf man dabei nicht vergessen, daß er auch vom Glücke auf eine seltene Weise begünstigt wurde.

Einmal nämlich herrschte unter seinen Feinden keine vollkommene Uebereinstimmung, und diesem Umstande muß man es zuschreiben, daß plötzlich die Unternehmungen derselben stockten und dem Könige wenigstens nach einigen Seiten hin wieder Luft geschafft wurde.

Was zunächst die Russen betrifft, so benutzten sie den Sieg bei Großjägerndorf nicht in der Weise, wie man erwarten durfte. Im Gegentheile, sie hielten mit ihrem Fortschreiten inne und zogen sich bald darauf ganz nach Rußland zurück. Wie uns Friedrich selbst erzählt, so ist dieses Ereigniß durch den Großfürsten Peter bewirkt worden, da die Kaiserin Elisabeth damals gerade wegen Krankheit abgehalten wurde, sich mit den Staatsgeschäften abzugeben.

Zweitens gelang es dem Könige, das eine Heer der Franzosen von weiterem Vorschreiten abzuhalten. Richelieu nämlich, welcher dasselbe befehligte, gehörte zu jener Partei am französischen Hofe, welche niemals mit dem österreichischen Bündnisse einverstanden war, also mit Widerwillen gegen Friedrich die Waffen führte.

Friedrich erfuhr dies von Voltaire, und richtete an den Herzog auf dessen Rath ein eigenhändiges Schreiben, um mit demselben über einen Frieden zu unterhandeln. Richelieu ging darauf ein und schloß am 17. Oktober einen Waffenstillstand ab bis zum 15. April, zufolge dessen die Franzosen gegen Lieferung von Lebensmitteln das Halberstädtische räumten und die Bode weder von Preußen noch von Franzosen überschritten werden sollte. Diesem Vertrag verweigerte zwar Ludwig XV. die Genehmigung, aber dem ungeachtet verhielt sich Richelieu ruhig, und Friedrich II. hatte also von dieser Seite her nichts weiter zu besorgen.

Nun aber erhob er sich, um wieder einige furchtbare Schläge auf seine Gegner zu führen.

Auf die Nachricht von der Einnahme Berlins durch die Oesterreicher war er dahin geeilt, um die Hauptstadt zu retten. Sie war aber schon vorher geräumt worden. Jetzt versuchte er dem vereinigten französischen und Reichsheere beizukommen, welches bei seiner ersten Annäherung (im September) vor ihm zurückgewichen war. Dieses Heer war dann später wieder vorgedrungen, sogar bis Leipzig, zog sich aber Ende Oktober hinter die Saale zurück und nahm eine Stellung, Merseburg gegenüber, zwischen Unstrut und Saale ein. Es war 64,000 Mann stark: aber wir haben oben schon angegeben, wie das Reichsheer beschaffen war: außerdem kämpften die Meisten ungern wider Friedrich. Dazu kamen beständige Streitigkeiten zwischen dem Prinzen von Hildburghausen, dem Befehlshaber des Reichsheeres, und zwischen Soubise, dem Feldherrn der Franzosen. Der König von Preußen war in Eilmärschen von Berlin hierher geeilt, versammelte um sich 28,000 Mann und rückte dem Feinde nach. Als er ihm nahe gekommen, und seine Uebermacht bemerkte, so verzichtete er auf eine Schlacht und wollte sich zurückziehen. Aber die Führer des feindlichen Heeres, wie sie das merkten, hofften ihn erdrücken zu können und beschlossen ihn anzugreifen. Soubise war so sicher, daß er die Gefangenschaft Friedrichs II. schon in Paris melden ließ. Damit er ihnen aber ja nicht entgehe, sollten Bewegungen ausgeführt werden, um ihm von allen Seiten den Rückzug abzuschneiden. Friedrich II. war bald entschlossen. Er griff nun selber den überraschten Feind auf dem Marsche an, und brachte ihm in Zeit von einer Stunde eine vollkommene Niederlage bei. Er

machte 5000 Gefangene, erbeutete 67 Geschütze und fast alles Gepäck. Das war die Schlacht bei Roßbach (5. November 1757).

Und nun eilte der König, nachdem er dem Herzog von Braunschweig den Befehl des Heeres zur weiteren Verfolgung des Feindes übergeben, nach Schlesien, um dieses zu retten. Die Oesterreicher waren in Oberschlesien eingedrungen, hatten dieses und die Grafschaft Glatz genommen und belagerten Schweidnitz. Der ihnen entgegenstehende preußische Feldherr, der Herzog von Bevern, der die Festung hätte entsetzen können, zögerte und so fiel sie den Oesterreichern wirklich in die Hände (14. November). Dies war ein großer Verlust für die Preußen, denn 180 Geschütze, große Kriegsvorräthe und eine wohlgefüllte Kasse gingen an die Feinde verloren. Der Herzog von Bevern wurde nun immer weiter zurückgedrängt, gerieth sogar selbst in die Gefangenschaft der Oesterreicher, und bald darauf ging auch Breslau an dieselben verloren. Sie befanden sich nun im Besitze vom größten Theil Schlesiens.

Dies war die Lage der Dinge, als der König erschien. Um unangefochten nach Schlesien kommen zu können, mußte er zuerst die österreichische Abtheilung in der Lausitz entfernen, die ihm den Weg versperren konnte. Er schickte daher den General Keith mit 6000 Mann nach Böhmen. Dies bewog denn in der That den Führer des österreichischen Heeres in der Lausitz, diese zu verlassen und nach Böhmen aufzubrechen. Friedrich II. hatte nun den Weg frei. Er brachte nach Schlesien nicht mehr, als 14,000 Mann mit. In Verbindung mit dem bevernschen Heere war er etwa 32,000 Mann stark. Die Oesterreicher, unter dem Oberbefehl des Herzogs Karl von Lothringen, zählten 80 bis 90,000 Mann und hatten außerdem eine sehr vortheilhafte Stellung bei Breslau inne. Nichts desto weniger beschloß der König, sie unverweilt anzugreifen. Es war der Entschluß der Verzweiflung. Er that alles Mögliche, um in seinen Offizieren und Soldaten wieder das Selbstvertrauen, das Siegesgefühl zu beleben. Seine Bemühungen waren nicht vergebens. Alle wurden von Begeisterung hingerissen, als sie den hohen Muth des Königs wahrnahmen, der entschlossen war, einen dreimal stärkeren Feind entweder zu schlagen oder zu sterben. Glücklicher Weise herrschte in dem Lager der Oesterreicher Uneinigkeit. Der vorsichtige Feldmarschall Daun gab den Rath, in der festen Stel-

lung, die man eingenommen, zu beharren, während der Oberbefehlshaber, Herzog von Lothringen, aus Eifersucht gegen Daun und in der Begierde, durch eine offene Feldschlacht den diesjährigen Feldzug zu Gunsten der Oesterreicher zu beenden, die Meinung verfocht, Friedrich entgegenzurücken. Diese Meinung gewann die Oberhand. Sofort brach das österreichische Heer auf, um die Preußen aufzusuchen. Zwischen Neumarkt und Leuthen stießen sie am 5. December auf einander. Die Oesterreicher waren, wie gesagt, dreimal so stark, wie die Preußen. Aber Friedrich half sich damit, daß er scheinbar den rechten Flügel der Oesterreicher bedrohte, während er mit seiner Hauptmacht eine vortrefflich ausgeführte Schwenkung gegen ihren linken machen und diesen nun von vorne und von der Seite zugleich angreifen ließ. Dieser wurde geworfen, gänzlich in die Flucht geschlagen: darauf rückten die siegreichen preußischen Colonnen gegen das Centrum an, warfen auch dieses und in Kurzem war die vollständige Niederlage der Oesterreicher entschieden. Sie ließen 10,000 Todte auf dem Schlachtfelde, verloren 12,000 Gefangene, 116 Kanonen. Das Heer war entmuthigt und entging mit genauer Noth einer vollkommenen Auflösung. Der Herzog von Lothringen zog sich darauf nach Böhmen zurück, beständig von den nachrückenden Preußen verfolgt. Breslau, die übrigen Festungen, außer Schweidnitz, ganz Schlesien gerieth wieder in die Hände Friedrichs II.

Diese großen Erfolge hatte die persönliche Kriegführung des Königs. Aber auch auf anderen Punkten wandte sich wieder das Glück zu seinen Gunsten. Nachdem die Russen zurückgegangen, wandte sich der vor ihnen sichere General Lehmann mit seinem Heer gegen die Schweden. Diese zogen sich jetzt über die Peene zurück, wurden auch hier von Lehmann verfolgt, und er nahm sogar seine Winterquartiere im schwedischen Pommern. Auch in Hannover trat inzwischen eine vollkommene Aenderung der Verhältnisse ein. In England war man über den Vertrag vom Kloster Seeven sehr ungehalten, zumal als derselbe nicht einmal den beabsichtigten Zweck erfüllte, den Schutz Hannovers, denn dieses Land wurde von den Franzosen doch als erobertes betrachtet. Als nun um dieselbe Zeit eine Veränderung im brittischen Ministerium erfolgte, indem Pitt an die Spitze desselben trat, der ein Bewunderer Friedrichs II. war,

so beschloß man, den Vertrag von Seeven aufzuheben, und die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. Dies geschah Ende November. An die Spitze des hannöverischen Heeres wurde auf Friedrichs Rath der Herzog Ferdinand von Braunschweig gestellt, der Bruder des regierenden Herzogs Karl, der bereits in den zwei schlesischen Feldzügen unter Friedrich II. den Krieg kennen gelernt. Dieser begann sofort nicht ohne Glück die Feindseligkeiten wider die Franzosen.

So hatte sich Friedrich II. am Ende des Jahres 1757 auf die glorreichste Weise aus der schwierigsten Lage, in die er versetzt werden konnte, herausgerissen. Er stand größer da, wie je.

6. Die Jahre 1758, 1759, 1760, 1761.

Aber an Friede war darum nicht zu denken. Die Hülfsquellen seiner Gegner waren noch lange nicht erschöpft. Im Jahr 1758 stellten sie ihm wieder 370,000 Mann entgegen, während er über nicht mehr als 145,000 gebot, außer dem englischen Heere in Hannover unter dem Herzoge von Braunschweig, das sich auf 61,000 Mann belief. Die Geisteskraft Friedrichs mußte also seine geringere Truppenzahl wieder ersetzen.

Es war nun ein Glück für ihn, daß er von Westen her durch die Franzosen nicht mehr bedroht wurde. Denn der Herzog von Braunschweig, welcher bereits im Februar 1758 den Feldzug gegen dieselben erneuerte, hatte so bedeutende Erfolge, daß er sie sogar bis über den Rhein zurückwarf. Dies erklärt sich zum Theil aus dem Wechsel des französischen Oberbefehlshabers. Richelieu, dessen Abneigung gegen das österreichische Bündniß in Paris bekannt war, wurde nämlich abberufen und durch einen vollkommen unfähigen Mann, den Grafen Clermont, ersetzt. Dieser wich nicht nur, wie bemerkt, vor dem Herzog von Braunschweig über den Rhein zurück, sondern er ließ sich auch hier noch von ihm bei Krefeld schlagen (23. Juni), obschon er viel stärker, als sein Gegner war. Nun

wurde zwar auch Clermont abgerufen: der neue französische Feldherr, Contades, der inzwischen sein Heer bedeutend verstärkt hatte, drängte den Herzog von Braunschweig wieder über den Rhein hinüber, und rückte, unterstützt durch eine entsprechende Bewegung Soubises, weiter in Westphalen vor. Im Ganzen aber konnten beide französischen Feldherrn doch wenig gegen Braunschweig ausrichten, und beim Ende des Feldzugs verließ Contades den deutschen Boden, um seine Winterquartiere auf dem linken Rheinufer zu nehmen, während Soubise sich hinter den Main zurückzog.

Friedrich II. beschloß, gleich beim Beginn des Feldzugs sich mit aller Macht auf Oesterreich zu werfen. Er wollte mit seinem Hauptheere nach Mähren dringen, Olmütz nehmen, wo möglich die Kaiserin zum Frieden schrecken. Er täuschte Daun, der den Oberbefehl über das österreichische Heer übernommen, vollkommen über seine Absicht: dieser meinte, er werde Böhmen angreifen wollen, und war darauf gefaßt, während Friedrich plötzlich in Mähren einrückte, und schon am 5. Mai vor Olmütz stand. Allein von diesem Augenblicke an scheiterten die Erwartungen des Königs. Die Festung wurde sehr tapfer vertheidigt: die Belagerung von Seite der Preußen wurde sehr ungeschickt geleitet: man lag Wochen vor der Festung, ohne irgend einen Erfolg erzielt zu haben. Inzwischen näherte sich Daun, engte die Preußen ein, vermied aber jede Schlacht, zu welcher ihn der König zu reizen suchte. Das Heer der Preußen lichtete sich auf diese Weise mit jedem Tage, und als auch ein Zuzug, der aus Schlesien kam, von den Oesterreichern aufgegriffen wurde, so gab endlich Friedrich die Belagerung auf, und zog sich unter den größten Gefahren, beständig von den Oesterreichern bedroht, über Böhmen nach Schlesien zurück. Es war im August.

Hier aber blieb er nicht lange. Die Russen, die bereits im Januar 1758 Königsberg genommen und sich in den Besitz von ganz Ostpreußen gesetzt hatten, waren inzwischen 75,000 Mann stark unter ihrem General Fermon langsam vorgerückt, wobei sie sich die furchtbarsten Ausschweifungen erlaubten, und belagerten Küstrin. Das ihnen entgegenstehende preußische Corps unter Dohna war nicht stark genug, um ihnen ernstlichen Abbruch zu thun. Da beschloß Friedrich sie zu schlagen. Er ließ in Schlesien 40,000, in Sachsen 30,000 Mann zur Deckung gegen die Oesterreicher zurück, mit den

übrigen verfügbaren Truppen eilte er in Gewaltmärschen nach Küstrin. Mit Dohna vereinigt, war er nicht stärker als 32,000 Mann. Die Russen zählten 55,000. Dennoch griff er sie 25. August bei Zorndorf an. Es war eine äußerst blutige Schlacht. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu; aber die Russen hatten doppelt so viel Leute, als die Preußen verloren, und zogen sich bald darauf ganz zurück. Ostpreußen gaben sie aber natürlich nicht auf.

Inzwischen hatte der Prinz Heinrich, welcher das preußische Heer in Sachsen befehligte, einen äußerst schweren Stand gegen Daun und gegen das Reichsheer, welche zusammen gegen ihn operirten. Doch hielt er sich bis zur Ankunft seines Bruders, des Königs. Dieser war nach dem Siege bei Zorndorf rasch wieder umgekehrt, vereinigte sich mit einem Theile des schlesischen Heeres und wollte Daun in der Oberlausitz angreifen. Allein dieser zog sich vorsichtig zurück und wich fortwährend einer Schlacht aus. Endlich beging der König den Fehler, ganz in der Nähe des dauniſchen Heeres, zu Hochkirch bei Bautzen, in einer höchst ungünstigen Oertlichkeit ein Lager zu schlagen, das noch dazu ganz von den Oesterreichern übersehen werden konnte. Hier überfiel ihn Daun in der Nacht des 13. Oktober 1758 und brachte ihm eine empfindliche Niederlage bei. Dennoch aber mißlang die beabsichtigte Vernichtung oder Auflösung des preußischen Heeres. Dieses wehrte sich vielmehr mit dem größten Heldenmuthe und endlich zog sich der König in guter Ordnung zurück und nahm eine Stunde weiter eine neue Stellung ein, wo Daun ihn nicht anzugreifen wagte. Die Preußen hatten in dieser Schlacht 9000 Mann und 101 Geschütze verloren. Friedrich wandte sich bald darauf nach Schlesien, um die Festung Neisse zu entsetzen, die inzwischen von den Oesterreichern belagert worden war. Darauf kehrte er nach Sachsen zurück, um Daun von der Belagerung Dresdens abzudrängen. Auch dieses gelang. Der österreichische Feldherr zog sich gegen Ende des Jahres nach Böhmen zurück.

Die Schweden waren während dieses Jahres auch wieder auf dem Kampfplatze erschienen, ohne daß sie größere Erfolge gehabt hätten, als das vergangene.

Friedrich hatte sich also auch im Jahre 1758 wider seine vielen Feinde behauptet. Aber die unnatürliche Anspannung aller der ihm zu Gebote stehenden Kräfte konnte doch nicht lange fortdauern. Er

sah dies sehr wohl und wünschte den Frieden. Auch Frankreich wäre demselben nicht abgeneigt gewesen. Aber Oesterreich war entschieden dagegen und wußte auch Rußland in gleicher feindseliger Gesinnung wider Friedrich zu erhalten. Die einzige günstige Veränderung, die in den diplomatischen Verhältnissen sich ergab, war die Auflösung des Vertrags von 1757 zwischen Frankreich und Oesterreich, die Theilung Preußens betreffend: dieser Vertrag wurde durch einen neuen ersetzt, in welchem die Zersplitterung der preußischen Monarchie aufgegeben, dagegen nur Schlesien und Glatz für Oesterreich ausbedungen wurde: auch gab Frankreich beträchtlich weniger Hülfsgelder an Oesterreich und verpflichtete sich nur zur Stellung von 100,000 Mann. Dies war zwar etwas, aber nicht viel. Friedrich sah sich auch im Jahre 1759 350,000 Mann gegenüber, während er bei der äußersten Erschöpfung seiner Lande nicht mehr als 130,000 aufbringen konnte. Er würde die Mittel auch dazu nicht haben bestreiten können, wenn ihn nicht die Engländer seit 1758 mit Hülfsgeldern von einer Million jährlich unterstützt, und wenn er nicht die fremden Länder, in deren Besitz er sich gesetzt, wie Sachsen, Anhalt, Mecklenburg (die beiden letzten waren seine Feinde, hatten auf dem Reichstage gegen ihn gestimmt), auf das Furchtbarste belastet hätte. Das hannöverische Heer mochte etwa 70,000 betragen.

Eben dieses begann auch im Jahre 1759 die Kriegsunternehmungen. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, in Verbindung mit seinem Neffen, dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, der sich in diesem Kriege große Lorbeeren errungen, wollte wieder angreifend zu Werke gehen, bemächtigte sich Fuldas, ließ Streifzüge bis nach Franken unternehmen, wo die Franzosen und Reichstruppen geschreckt, und ziemliche Beute gemacht wurde, und beschloß endlich, den Franzosen Frankfurt wieder zu nehmen, das sie seit dem Januar inne hatten. Jedoch der französische Feldherr, Herzog von Broglio, kam den Hannoveranern zuvor, er stellte sich bei Bergen auf, wurde hier zwar von Braunschweig angegriffen, schlug ihn aber zurück (13. April). Der Herzog von Braunschweig trat nun den Rückzug an. Jetzt aber gingen die Franzosen mit ihren zwei Heeren, das eine in Franken unter Broglio, das andere am Niederrhein unter Contades, zum Angriff über, drangen in Hessen und in

Westphalen ein, und drängten Braunschweig zurück. Dieser stellte sich endlich (31. Juli) bei Minden zur Wehre, und schlug die Franzosen gänzlich aufs Haupt. Diese zogen sich nunmehr zurück: der Herzog verfolgte sie bis Gießen, wo sie wieder Halt machten. Obwohl durch neue Truppen verstärkt, vermochten sie doch nichts weiter auszurichten, selbst als Braunschweig eine Abtheilung seines Heeres dem König von Preußen abgegeben hatte. Er behauptete gegen sie Westphalen und Hessen.

Was den König Friedrich anbetrifft, so wollte er diesmal sich auf die Vertheidigung beschränken. Nur noch vor dem Beginn der größeren Kriegsbewegungen ließ er einige Streifzüge in die benachbarten Reichskreise unternehmen, um zu plündern, wodurch er den Reichstruppen und den Franzosen Schrecken einjagte. Ebenso gelang es ihm durch einzelne keck ausgeführte Handstreiche Magazine der Russen in Polen, der Oesterreicher in Mähren und Böhmen zu zerstören.

Daun wünschte, daß die Russen, die sich im Königreich Polen aufgestellt, nach Schlesien vordringen möchten, um mit ihnen gemeinsam gegen Friedrich zu operiren. In der That drangen sie (Juni) bis nach Züllichau vor: Daun fiel nun in die Oberlausitz ein, um sich ihnen zu nähern, und bezog ein festes Lager bei Marklissa. Der König bezog nicht weit davon gleichfalls ein Lager bei Löwenberg in Schlesien. Daun suchte nun die Verbindung mit den Russen herzustellen und schickte zu diesem Ende den General Laudon mit einer Heeresabtheilung von 18,000 Mann ab. Friedrich wollte dies verhindern, entsendete daher den General Wedell: aber dieser vollzog nicht nur nicht den gewordenen Auftrag, sondern ließ sich von den Russen schlagen, die freilich viel zahlreicher waren. Sie nahmen sodann mit den Oesterreichern eine Stellung bei Kunnersdorf ein, in der Nähe von Frankfurt an der Oder (3. August).

Der König beschloß jetzt, den Oberbefehl gegen die Russen selber zu übernehmen, und sie zu schlagen, ehe sie sich mit dem großen Heere der Oesterreicher verbunden hätten. Er übergab den Oberbefehl in Schlesien seinem Bruder Heinrich, in Sachsen ließ er etwa 10,000 Mann zurück, alle übrigen Truppen zog er an sich, vereinigte sich mit dem Heere Wedells, war nun 48,000 Mann stark und rückte gegen die Russen vor. Diese, welche, wie gesagt, eine

feste Stellung bei Kunnersdorf eingenommen hatten, waren, seitdem sie sich mit Laudon vereinigt, dem Könige um das Doppelte überlegen. Am 12. August griff er sie an, schlug ihren linken Flügel, nahm ihnen 90 Geschütze, und glaubte nun schon den Sieg in Händen zu haben. Aber der rechte Flügel der Russen war noch nicht geschlagen, obschon außerordentlich erschüttert. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie sich in der Nacht zurückgezogen hätten: der General Finck machte daher dem Könige den Vorschlag, von weiteren Angriffen abzustehen, da ohnedies die preußischen Truppen von der Blutarbeit sehr ermüdet waren. Aber Friedrich wollte davon nichts hören, er hoffte die Russen gänzlich vernichten zu können und befahl daher den Angriff auf ihre letzte, äußerst vortheilhafte Stellung. Dieser mißlang aber vollkommen. Die Preußen wurden zurückgeworfen, in Unordnung gebracht und ihre Niederlage durch die Oesterreicher unter Laudon vollendet. Sie verloren 18,000 Mann, die den Russen abgenommenen Geschütze, einen großen Theil ihrer eigenen.

Es war für Friedrich ein furchtbarer Schlag. Vier Tage lang konnte er sich von demselben nicht erholen. Er meinte nun wirklich, es sei mit Preußen aus. Aber die Feinde zogen aus ihrem Siege nicht den Vortheil, den sie hätten ziehen können. Die Russen blieben zunächst unbeweglich in ihrer Stellung. Später vereinigten sie sich zwar mit einem anderen österreichischen Corps unter Haddik, aber thaten auch dann nichts. Unterdessen benutzte der König die Zeit, um sein Heer wieder in Vertheidigungszustand zu setzen, ließ neue Kanonen gießen, und hauchte seiner Umgebung frischen Muth und Vertrauen ein, das ihm selber wieder geworden war. Die Russen, anstatt dem Wunsche Dauns zu willfahren, geradezu auf Berlin loszugehen, zogen sich vielmehr langsam nach Schlesien hinein und bedrohten Glogau. Friedrich II. kam ihnen jedoch zuvor und deckte dasselbe. Sie wichen ihm aus, machten nun zwar Anstalt, auf Breslau loszugehen, aber als auch hier ihnen Friedrich zuvorkam, zogen sie sich weiter links, thaten nichts mehr, trotz aller Aufforderungen Dauns, und verließen (Oktober 1759) Schlesien, um ihre Winterquartiere in Polen zu nehmen. So war Friedrich durch die Unthätigkeit seiner Feinde von einer großen Gefahr befreit worden.

Aber unterdessen drohte Sachsen verloren zu gehen. Es war sehr schwach vertheidigt, weil der König den größten Theil der dortigen Truppen zu seinen anderweitigen Unternehmungen an sich gezogen hatte. Das Reichsheer drang daher schon im August daselbst ein, ohne großen Widerstand zu finden, vereinigte sich bald darauf mit dem österreichischen Corps Haddiks, welches sich von den Russen inzwischen getrennt hatte, nahm Leipzig und (5. September) auch Dresden ein. Der König schickte jetzt ein Corps nach dem andern wieder nach Sachsen, auch der Prinz Heinrich kehrte hierher zurück, vereinigte sich mit jenen, und stellte sich, 40,000 Mann stark, bei Strehlen an der Elbe auf. Daun rückte nun nach Dresden, um dieses zu decken, wagte aber nicht, den Prinzen anzugreifen, sondern bezog ein festes Lager bei Schilda. Der König, welcher vergeblich in den Prinzen drang, mit seinem viel schwächeren Heere gegen die Oesterreicher angreifend zu Werke zu gehen, und Dresden wieder zu nehmen, erschien nach dem Abzuge der Russen selber in Sachsen, worauf sich Daun nach Dresden zurückzog. Friedrich wollte um jeden Preis Dresden wieder nehmen, aber auch zugleich das österreichische Heer unter Daun vernichten. Zu diesem Ende beorderte er den General Finck mit 13,000 Mann nach Maxen, um im Rücken Dauns eine Stellung einzunehmen, und diesem den Rückzug abzuschneiden. Dieses gefährliche Unternehmen hatte aber einen unglücklichen Ausgang. Finck wurde von Daun eingeschlossen mit 36,000 Mann und mußte sich ihm (21. November) ergeben. Der König war äußerst aufgebracht darüber. Denn er mußte nun auf seinen Plan, Dresden zu nehmen, verzichten. Vielmehr verschanzte sich Daun darin während des Winters, während der König sich in Freiberg und Umgegend einlagerte.

Die Lage Friedrichs war am Anfange des Jahres 1760 viel schlimmer, als vorher. Die Gegner befanden sich im Besitz eines Theiles von Sachsen und Dresdens und konnten von da aus sich überall hinwenden. Friedrich, dessen Verluste im vergangenen Jahre ungeheuer gewesen waren, konnte mit äußerster Noth sein Heer auf 90,000 Mann bringen. Die Gegner stellten diesmal zwar auch nicht so viel, als in den früheren Jahren, aber doch 280,000 Mann. Wenn man nun auch rechnet, daß England das hannöverische Heer auf 75,000 Mann brachte, so waren die Verbündeten Preußen

und England immerhin um ein Bedeutendes überlegen. Der König selber täuschte sich nicht im Geringsten über seine Lage. „Je mehr ich über die Zukunft nachdenke", schrieb er an Ferdinand von Braunschweig, „desto weniger Mittel finde ich gegen die Uebel, die ich voraus sehe. Dauert der Krieg fort, so sehe ich meinen Untergang vor Augen. Unsere Feinde sind viel zu zahlreich, viele von uns verlieren den Muth, und die innere Tüchtigkeit der Truppen fällt sichtbar. Sie mögen nur unsere Grabschrift machen."

Der Anfang des Feldzugs bestätigte nur zu sehr diese Befürchtungen. Die Oesterreicher rückten unter Laudon mit Uebermacht in Schlesien ein, nahmen Glatz, vernichteten die preußische Heeresabtheilung unter Fouqué bei Landshut und drangen bis Breslau vor, welches sie belagerten. Zugleich zogen die Russen mit 80,000 Mann heran, welchen der König den Prinzen Heinrich mit 34,000 Mann entgegenschickte. Mit diesen war nichts auszurichten. Er wandte sich also wieder nach Schlesien, um Breslau zu entsetzen, was geschah. Laudon rückte hierauf an die Grenze, um sich mit Daun zu verbinden. Aber nun näherten sich die Russen Breslau.

Der König hatte inzwischen in Sachsen gegen die Oesterreicher unter Daun und gegen das Reichsheer, die ihm fast um das Doppelte überlegen waren, sich abgearbeitet, ohne einen Erfolg zu gewinnen, hatte Dresden vergebens belagert, und entschloß sich endlich auf die Nachricht von der Annäherung der Russen, nach Schlesien aufzubrechen. Daun war ihm gefolgt und vereinigte sich, wie gesagt, mit dem Heere Laudons. Dadurch verstärkte er sich auf 90,000 Mann, während der König nur 30,000 hatte. Die Oesterreicher suchten nun dem Könige den Weg nach Schlesien zu versperren. Friedrich aber stieß am 15. August 1760 bei Liegnitz auf Laudon, brachte ihm eine schwere Niederlage bei, und öffnete sich dadurch den Weg nach Breslau. Er benutzte sogleich diesen Sieg, um die Russen zum Rückzuge zu bewegen. Er ließ ihnen die Nachricht davon, wie auch die Absicht, mit seinem Bruder Heinrich zusammen die Russen anzugreifen, in die Hände spielen, worauf der russische Feldherr Soltikoff in der That aufbrach, um sich nach Hermstadt zu ziehen.

Friedrich, der sich mit dem Heer des Prinzen Heinrich vereinigte, war nun 50,000 Mann stark: aber die Oesterreicher betrugen immerhin noch 80,000. Hätten sie mit den Russen gemeinsam gegen

den König operirt, so war er doch verloren. Zu seinem Glücke war dies nicht der Fall. Daun belagerte Schweidnitz, während die Russen sich in die Mark wandten. Friedrich aber stellte sich nun den Oesterreichern im Rücken auf, so daß diese die Belagerung von Schweidnitz aufhoben und sich gegen Landshut zurückzogen. Die Versuche, die der König machte, um sie vollends aus Schlesien hinauszutreiben, hatten jedoch keinen Erfolg.

Unterdessen waren, wie gesagt, die Russen in die Mark eingebrochen: eine Abtheilung derselben unter Tottleben wurde vorangeschickt, um Berlin zu nehmen, und auch die Oesterreicher schickten ein Corps unter Lascy, um diesen Angriff zu unterstützen. Berlin hielt sich Anfangs tapfer gegen Tottleben. Als dieser aber noch durch die Oesterreicher verstärkt wurde, ergab sich die Stadt (8. Oktober). Sie wurde um 1½ Million Thaler gebrandschatzt.

Als der König die Bedrohung seiner Hauptstadt erfuhr, so brach er mit 55,000 Mann von Schlesien auf und eilte ihr in Gewaltmärschen zu Hülfe. Er kam zwar nicht bald genug zum Entsatz. Allein kaum hatten die Russen und Oesterreicher seine Annäherung erfahren, als sie sofort Berlin räumten, und die Einen an die Warthe, die andern in die Niederlausitz an die Elbe sich zurückzogen.

Die Hauptstadt und die Mark war demnach wieder vom Feinde befreit. Aber unterdessen war ganz Sachsen in die Hände des Feindes gerathen. Die den Preußen noch verbliebenen festen Plätze Torgau und Wittenberg mußten sich ergeben (Oktober). Der König wandte daher gleich wieder um, entschlossen, Sachsen, es koste, was es wolle, zu erobern. Daun sollte ihm dasselbe streitig machen. Er mußte ihn also schlagen. Bei Torgau (3. November) stieß er auf ihn. Daun war 64,000 Mann stark, der König 41,000. Die Schlacht wüthete den ganzen Tag und schwankte lange hin und her. Endlich entschied sich der Sieg für die Preußen, besonders durch den General Zieten. Daun zog sich zurück: die Preußen nahmen den größten Theil von Sachsen wieder ein, indem sie das Reichsheer hinausdrängten. Aber Daun hielt sich in Dresden, und somit war der Plan des Königs doch nicht ganz in Erfüllung gegangen.

Seine Erfolge waren aber immerhin von Bedeutung, zumal die preußischen Waffen auch auf den übrigen Kriegsschauplätzen vom Glück begleitet waren. In Schlesien hielten sie sich wacker gegen

Laudon, in Pommern gegen die Schweden. Aber der Krieg zwischen den Franzosen und dem hannöverischen Heere lief diesmal zum Nachtheile des letztern aus. Der Herzog von Broglio, der nunmehrige Oberbefehlshaber des französischen Heeres, das sich auf 115,000 Mann belief, nahm Hessen und einen Theil von Hannover ein, und behauptete sich hier im Winter.

Die Lage Friedrichs verschlimmerte sich, je länger der Krieg dauerte, weil er bei der geringen Macht, die ihm zu Gebote stand, ihn bei Weitem nicht so aushalten konnte, wie seine Gegner, denen ihre ausgedehnten Länder so viel natürliche Hülfsquellen eröffneten. Er wünschte daher den Frieden, natürlich einen ehrenvollen, aber die deßhalb gepflogenen Unterhandlungen führten zu nichts. Er mußte sich also nochmals zum Kriege rüsten, und brachte für das Jahr 1761 sein Heer zusammen mit dem des Herzogs von Braunschweig wieder auf 160,000 Mann. Seine Feinde stellten über 300,000 Mann auf. Die letzteren hatten außerdem unterdessen den Krieg gelernt, ihre Truppen waren tüchtiger geworden, während die Haltung des preußischen Heeres, dessen alte Soldaten und Generale größtentheils umgekommen waren und die durch Rekruten, zum Theil aus feindlichen Ländern, ersetzt werden mußten, von Jahr zu Jahr sich verschlimmerte. All' dies wirkte zusammen, um den Feldzug des Jahres 1761 für Friedrich II. ungünstig ausfallen zu lassen.

Zwar in Hannover wandte sich wieder das Glück. Der Herzog von Braunschweig sandte im Frühjahr ein Streifcorps gegen die Franzosen, welches sie in ihren Cantonirungen in Hessen überfiel und sie über den Main zurückjagte. Aber da es sich zu lange mit der Belagerung Kassels aufhielt, sammelten sich die Franzosen wieder und die Hannoveraner wurden bis über die Diemel zurückgedrängt. Jedoch seit dem Juli drang Braunschweig wieder siegreich gegen die Feinde vor, obschon er nur die Hälfte so stark war, wie sie. Die Franzosen zogen sich über den Rhein und über den Main zurück.

Auch in Sachsen wußte sich der Prinz Heinrich mit 30,000 Mann gegen die Oesterreicher unter Daun und gegen das Reichsheer zu behaupten, was freilich einestheils der schlechten Beschaffenheit des Reichsheeres zugeschrieben werden muß, sodann der ängstlichen Vorsicht Dauns, der nichts auf das Spiel setzen wollte. Aber die Preußen wurden von den Oestreichern doch ziemlich eingeengt.

Desto unglücklicher gingen die Dinge im Ganzen in Schlesien. Hier wurden die Oesterreicher, 90,000 Mann stark, von dem unternehmenden Laudon befehligt, welchen Friedrich, der hier selbst die Führung übernahm, nur 55,000 Preußen entgegenstellen konnte. Noch schwieriger wurde dessen Lage, als sich die Russen, ohngefähr 80,000 Mann, unter Buturlin nach Schlesien zogen und eine Vereinigung mit Laudon beabsichtigten. Friedrich mußte Alles daran liegen, diese zu verhindern. Es gelang ihm auch zuerst, aber endlich wurde er doch von dem schlauen Laudon überlistet. Die Vereinigung erfolgte im August bei Brieg. Friedrichs Lage war dadurch eine verzweifelte geworden. Er zog sich in ein festes Lager zwischen Schweidnitz und Striegau zurück, entschlossen sich hier bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. In der That rückten die Oesterreicher und Russen gegen ihn heran, schlossen das Lager von allen Seiten ein, und schon entwarf Laudon auf den 2. September einen allgemeinen Angriffsplan. Plötzlich verweigerte aber der russische Befehlshaber Buturlin jede Mitwirkung. Ja später trennte er sich ganz von Laudon, ließ ihm nur 12,000 Russen, und ging mit dem Reste seiner Streitmacht nach Polen zurück. So war Friedrich gerettet: denn Laudon wollte allein nichts gegen Friedrich unternehmen: er wandte sich gegen Freiburg, wo er ein Lager bezog. Der König war dadurch sicher geworden, verließ seine Stellung und marschirte nach Münsterberg. Da kehrte Laudon plötzlich zurück, überfiel Schweidnitz und nahm die Festung ein (30. September). Dies war für die Oesterreicher ein großer Gewinn. Außer 357 Geschützen, die ihnen dadurch in die Hände fielen, hatten sie nun einen festen Punkt in Schlesien erworben: dadurch waren sie Meister der fruchtbarsten Striche der Fürstenthümer Liegnitz, Jauer, Schweidnitz und Münsterberg.

Unterdessen war ein anderes Corps der Russen unter dem General Romanzoff von Ostpreußen aus, das sie seit mehreren Jahren inne hatten, gegen Kolberg gerückt, um diese wichtige Festung, die schon das vorige Jahr vergebens von den Russen berennt worden war, zu erobern. Ihnen traten die Preußen unter dem Prinzen von Würtemberg entgegen. Aber er war der Aufgabe nicht gewachsen. Er bezog mit seinen 12,000 Mann ein Lager bei Kolberg, wurde hier von den Schweden und Russen eingeschlossen

und in die bedenklichste Lage gebracht. Zwar schickte ihm der König ein Corps unter dem General Platen zu Hülfe, aber auch die Russen erhielten von dem großen Heer, das von Schlesien nach Polen gezogen war, Verstärkung. Mit genauer Noth schlug sich der Prinz von Würtemberg, schrecklich zugerichtet, durch, aber Kolberg mußte sich am 16. December den Russen ergeben.

Am Ende des Jahres 1761 war die Lage Friedrichs II. trauriger, wie je. Halb Schlesien, halb Sachsen war in den Händen der Oesterreicher, die Russen im Besitze von Ostpreußen, Hinterpommern, der Neumark: sein Heer auf 60,000 Mann herabgeschmolzen, der Muth desselben bedeutend gesunken. Und zu all diesem kam eine Veränderung im britischen Ministerium, in deren Folge der für Friedrich so gutgesinnte Pitt ausschied und Bute an die Spitze der öffentlichen Geschäfte trat, welcher durchaus den Frieden wollte, bereits Unterhandlungen deßhalb einleitete und sich kein Gewissen daraus gemacht hätte, Friedrich zu opfern. Er begann damit, daß er dem Könige von Preußen die bis dahin ausgezahlten Hülfsgelder entzog. Dieser wurde dadurch der wichtigsten Geldmittel beraubt. Nun hatte der König zwar schon früher mit der Pforte Unterhandlungen angeknüpft, in der Hoffnung, sie zu einem Kriege mit Rußland oder Oesterreich zu bewegen: aber die Verwirklichung dieser Hoffnung lag noch in sehr weitem Felde. Ebenso hatte der Khan der Tartaren eine Gesandtschaft an ihn geschickt, um ihm ein Bündniß anzutragen: und in der That wurden Verabredungen mit ihm getroffen, daß er das nächste Jahr mit 16,000 Mann in Ungarn einfallen sollte: aber auch diese Dinge waren keineswegs sicher. Kurz: für Friedrich II. war wenig Hoffnung vorhanden: er befand sich im Anfange des Jahres 1762 in der trostlosesten Lage.

7. Die letzten Kriegsbegebenheiten und der Friede zu Hubertsburg.

Da trat ein Ereigniß ein, welches mit Einem Male Alles verändert. Am 5. Januar 1762 starb die Kaiserin von Rußland, Elisabeth, die Todfeindin Friedrichs II., und der Großfürst Peter, der Bewunderer des Königs von Preußen, bestieg den russischen Thron. Sofort stellte dieser alle Feindseligkeiten gegen Preußen ein, und bereits am 4. März wurde zwischen Rußland und Preußen ein Waffenstillstand geschlossen. Die beiden Monarchen traten nun in den freundschaftlichsten Verkehr: der Kaiser von Rußland erbat sich von Friedrich die Inhaberschaft eines preußischen Regiments, und ließ sich von ihm zum Generalmajor, darauf zum Generallieutenant ernennen. Er versuchte nun, den allemeinen Frieden herzustellen. Als dies mißlang, indem weder Oesterreich noch Frankreich darauf eingehen wollten, so schloß er im Mai 1762 mit Friedrich allein einen Friedens- und Freundschaftsvertrag. Der Kaiser versprach alle russischen Eroberungen an Preußen herauszugeben und auch den Frieden Preußens mit Schweden zu befördern.

In der That folgte dieser sehr bald, nämlich am 22. Mai. Schweden sagte sich in diesem von dem Bunde gegen Friedrich los: die gegenseitigen Gefangenen wurden freigegeben: die Grenzen beider Staaten auf den vorigen Stand hergestellt.

Schon am 8. Juni wurde zwischen Rußland und Preußen ein Bündniß geschlossen. Rußland versprach Preußen mit 15,000 Mann zu Hülfe zu kommen. Dagegen versprach Friedrich, den Kaiser von Rußland, der früher Herzog von Holstein gewesen, in seinen Ansprüchen gegen Dänemark zu unterstützen.

Auf diese Weise war Friedrich nicht nur eines mächtigen Gegners entledigt, sondern er hatte sogar in ihm einen Bundesgenossen gewonnen. Dadurch verbesserten sich seine Angelegenheiten um das Doppelte. Er konnte nun all' die Schaaren, die er bisher gegen die Schweden und Russen hatte aufstellen müssen, gegen die Oesterreicher verwenden. Es gelang ihm, sein Heer bis auf 120,000 Mann zu bringen, abgesehen von den 15 bis 20,000 Russen unter

Tschernitschef, die ihm Peter III. überließ. Maria Theresia hatte dagegen schon früher, weil sie bei der gänzlichen Erschöpfung Friedrichs seinen Untergang voraussah, ihr Heer um 20,000 Mann vermindert. Sie hatte jetzt nicht mehr als 150,000 Mann, zwar immer noch mehr, als ihr Friedrich entgegenstellen konnte: aber bei der Furcht vor Friedrichs außerordentlichen Feldherrngaben glaubten seine Gegner, nur durch vielfach überlegene Streitkräfte ihm gewachsen zu sein.

Der König übernahm den Oberbefehl in Schlesien, wo er 78,000 Mann um sich versammelte. Ihm stand Daun mit 88,000 Oesterreichern gegenüber. Des Königs Absicht war, sich des wichtigen Schweidnitz wieder zu bemächtigen, während das Daun auf alle Weise zu vereiteln suchte, daher sich zur Deckung dieser Festung aufstellte. Da der König sein Heer um 14,000 Mann geschwächt hatte, die unter dem Herzog von Bevern eine österreichische Truppenabtheilung in Oberschlesien beunruhigen sollten, so wartete er, ehe er eine entscheidende Bewegung gegen Daun unternahm, auf die Russen unter Tschernitschef. Diese kamen endlich an, Ende Juni 1762. Jetzt beschloß der König, 80,000 Mann stark, Daun anzugreifen, der mit seinen 85,000 ein befestigtes Lager auf den Höhen von Burkersdorf hinter Schweidnitz bezogen hatte. In diesem Augenblicke traf aber den König eine furchtbare Nachricht, die ihm die Mitwirkung der Russen entzog. Der Kaiser Peter III. war nämlich von seiner Gemahlin, Katharina II., am 6. Juli 1762 entthront, später ermordet worden: Katharina bestieg selber den Thron der Czaren, und eine ihrer ersten Maßregeln war die Abberufung der russischen Hülfstruppen von dem Heere Friedrichs II. Tschernitschef erhielt den Befehl am 19. Juli und theilte ihn dem Könige mit. Dieser gerieth Anfangs in die größte Bestürzung. Denn zugleich wurden ihm andere Dinge gemeldet, welche die Besorgniß in ihm erweckten, Katharina werde nun feindselig gegen ihn verfahren, und es zwischen ihr und Friedrich zum Bruche kommen. Doch faßte er sich bald. Er bat den russischen General, seinen Abzug nur um 3 Tage aufzuschieben. Während dieser Zeit wollte er den Sturm auf Dauns Lager unternehmen. Tschernitschef sollte ihn zwar dabei nicht thätlich unterstützen, aber sich doch dem einen Flügel der Oesterreicher gegenüber aufstellen, um diese

im Schach zu halten. Glücklicherweise erfuhren diese nichts von der russischen Thronveränderung. Der König begann den Sturm am 21. Juli: er gelang vollkommen. Nach einem mörderischen Kampfe wurde Daun zum Weichen gezwungen: er zog sich an die Quellen der Weistritz an der böhmischen Grenze zurück, und war somit ganz von Schweidnitz abgedrängt. Die Russen verließen am Tage darauf das preußische Lager.

Jetzt eilte der König, Schweidnitz zu erobern. Er unternahm die Belagerung mit um so leichteren Muthe, als er inzwischen die Gewißheit erhielt, daß Katharina doch nicht mit ihm brechen werde. Aber die Festung wurde auf das Tapferste vertheidigt. Durch Friedrichs Eigensinn wurde die Einnahme derselben noch länger hinausgeschoben, weil er der Besatzung freien Abzug verweigerte, wozu sie sich erboten hatte. Erst am 9. Oktober gerieth sie in seine Hände. Bald darauf wurde mit den Oesterreichern ein Waffenstillstand geschlossen: sie bezogen nun ihre Winterlager in Oberschlesien und der Grafschaft Glatz. Der König ging nach Sachsen.

Hier hatte sich sein Bruder Heinrich mit 14,000 Mann gegen die Oesterreicher und die Reichsarmee geschlagen. Anfangs war er gegen sie im Nachtheil. Dann schlug er sie aber bei Freiberg (29. Oktober), wobei sich besonders der General Seidlitz auszeichnete. Der General Kleist machte einen glücklichen Streifzug nach Böhmen, wo er die österreichischen Vorräthe in Saaz zerstörte. Nun kam der König an. Seine Absicht ging zuerst darauf aus, Dresden zu nehmen: es war aber zu stark befestigt, als daß dies möglich gewesen wäre.

Er ließ aber ein anderes Unternehmen ausführen, was ihn dem Frieden näher brachte. Er schickte nämlich unter dem kühnen General Kleist einige Streifabtheilungen in die benachbarten Reichskreise, um diese durch die unmittelbaren Schrecken des Kriegs, denen er sie aussetzte, zum Frieden zu bewegen. Kleist erschien am 20. November vor Bamberg und nahm die Stadt ohne Weiteres ein, brandschatzte sie um eine Million Thaler, nahm 500 Rekruten und 1000 Pferde und sonstigen Kriegsbedarf. Eine kleinere Abtheilung von etwa 200 Mann und einigen Husaren stattete der Reichsstadt Windsheim einen Besuch ab, hieb die Thore ein, stürmte den Ort, plünderte, erlaubte sich die größten Gewaltthätigkeiten dabei und

verlangte 100,000 Thaler. Da die Summe natürlich nicht gleich aufgebracht werden konnte, so wurden die angesehensten Männer als Geißeln mit fortgeschleppt. Aus dem Zeughaus wurden 14 Kanonen, 250 Stück Musketen mitgenommen. Noch erbärmlicher benahm sich die Reichsstadt Rotenburg an der Tauber. Hier erschien der preußische Lieutenant Stirzenbecher mit 35 Husaren. Er verlangte Einlaß. Der wurde ihm verweigert. Da legten die Husaren Feuer an das Gatter des Thors, und schossen in die Stadt mit ihren Pistolen hinein. Rotenburg zählte damals 800 wehrhafte Männer und besaß ein wohlversehenes Zeughaus. Aber an Vertheidigung wurde nicht gedacht. Die beiden Stadträthe saßen voller Angst beisammen und beschlossen endlich, sich mit dem Feinde zu vergleichen. Eine Abordnung unterhandelte mit dem Lieutenant. Er versprach, allein hineinzukommen: als aber das Thor geöffnet ward, so führte er doch seine 35 Husaren hinein, die dann einquartiert wurden. Stirzenbecher verlangte vom Rath 800,000 Thaler. Man brachte aber nur 30,000 Gulden zusammen, die man ihm gab. Er zog dann den andern Tag ab, nahm aber ebenfalls mehrere Rathsherren als Geißeln mit sich. Von Bamberg aus rückte Kleist nach der Reichsstadt Nürnberg, zwang sie zur Uebergabe, brandschatzte sie um 1½ Million Gulden, plünderte ebenfalls das Zeughaus und schleppte auch von hier die angesehensten Rathspersonen mit fort. Seine Husaren streiften von da bis Regensburg, dem Sitze des Reichstags. Dieser gerieth in äußerstes Schrecken. Viele Gesandte ergriffen die Flucht.

Friedrich erreichte mit diesen Streifereien vollkommen was er wollte. Da er noch aussprengen ließ, daß er in Kurzem auf ähnliche Weise auch Schwaben und Baiern heimsuchen werde, so beeilten sich die Reichsstände, bei ihm um Frieden nachzusuchen, und versprachen, sogleich ihre Truppen von dem Reichsheere abzuberufen, was denn geschah. Auch auf dem Reichstage wurde nun die Parteilosigkeit besprochen, die denn schon im Anfange des Jahres 1763 beschlossen wurde.

Unter solchen Umständen standen dem Frieden keine großen Hindernisse mehr entgegen. England und Frankreich waren schon lange des Krieges müde und unterhandelten mit einander über denselben bereits im Jahre 1761. Frankreich hatte zur See und in seinen

Colonien die größten Verluste erlitten. Auch in Deutschland war es unglücklich gewesen und noch im Jahre 1762 erlitten die französischen Feldherrn d'Estrées und Soubise mehrere Niederlagen von dem Herzog Ferdinand von Braunschweig und seinem Neffen. Die Verhältnisse geboten also Frankreich den Frieden. Schon am 5. November 1762 wurde in Paris der vorläufige Friede beschlossen: am 10. Februar 1763 kam der bestimmte Friede zwischen England und Frankreich zu Stande. In diesem Frieden wurden von Frankreich die in Deutschland innehabenden Länder an ihre Herrn zurückgegeben. Nur bezüglich der rheinischen Besitzungen Friedrichs II. war der englische Minister Bute unedel genug, zuzugeben, daß die Franzosen im Besitz der Festungen Wesel, Geldern und deren Gebiete bleiben sollten. Friedrich II. ließ aber die Festung Wesel, welche die Franzosen in Besitz hatten, überrumpeln, und vereitelte somit die Plane seiner Feinde.

Maria Theresia, so von allen ihren Bundesgenossen verlassen, von Schweden, Rußland, Frankreich, dem deutschen Reiche, sah endlich ein, daß es ihr nicht möglich sei, ihren ursprünglichen Plan, Schlesien wieder zu erobern, auszuführen. Der Krieg hatte ungeheuere Summen gekostet, die Staatsschuld hatte sich dadurch beträchtlich vermehrt. Außerdem fürchtete sie nun doch bei fortgesetzten Feindseligkeiten den Abschluß eines Bündnisses des Königs von Preußen mit der Pforte und in Folge davon den Einbruch der Türken in Ungarn. Dazu kam, daß es ihr darum zu thun war, ihrem ältesten Sohne Joseph die Nachfolge auf dem Kaiserthrone zu sichern, was bei der Fortdauer des Krieges nicht wohl erzielt werden konnte. Sie war also dem Frieden geneigt, und ließ auch dem Könige von Preußen die ersten Anträge machen. Friedrich zweifelte Anfangs an der Redlichkeit ihrer Absichten; nachdem er sich aber von derselben überzeugt, so ging er mit Freuden darauf ein. Noch am Ende des Jahres 1762 wurde das Schloß Hubertsburg in Sachsen zum Orte der Unterhandlungen bestimmt. Schon am 15. Februar 1763 kam der Friede zu Stande.

Nach diesem Frieden bleibt der König von Preußen im Besitz von Schlesien und der Grafschaft Glatz, auf den Grund des breslauer und dresdener Friedens, verspricht aber in einem geheimen Artikel dem Erzherzog Joseph künftig seine Stimme zu geben, wenn

er sich um die Kaiserwürde bewerben würde, und einzustimmen, wenn einer der Erzherzoge durch die Vermählung mit der Prinzessin von Modena dieses Herzogthum erblich an sich bringen wolle. Das deutsche Reich wurde in den Frieden eingeschlossen und trat demselben am 18. förmlich bei. An demselben Tage wurde auch der Friede zwischen Sachsen und Preußen unterzeichnet. Der Kurfürst von Sachsen wurde wieder in den Besitz seiner Lande gesetzt.

---

8. Preußen und das deutsche Reich. Kaiser Joseph II. Theilung Polens.

Nie hatte sich die persönliche Größe Friedrichs II. in einem so glänzenden Lichte gezeigt, wie in dem siebenjährigen Kriege. Es war ein Kampf des Geistes mit der Gewalt: unwillkürlich nimmt man Partei für den kühnen Fürsten, welcher es wagt mit seinen geringen Mitteln fast ganz Europa die Stirne zu bieten, welcher trotz der großen Unfälle, die ihn treffen, doch nie sich selbst verliert, aus den schwierigsten Lagen mit der bewunderungswürdigsten Schnellkraft sich herauszureißen versteht, und Dank seiner Ausdauer, seinem Muthe und seinem Ehrgefühl, das ihm nie erlaubt hätte, sich schmachvoll zurückzuziehen, zuletzt doch das Feld behauptet und als Sieger aus diesem furchtbaren Kampfe hervorgeht. Die europäische Machtstellung, zu welcher Friedrich seinen Staat emporzuheben trachtete, war nun gesichert: Preußen war eine Macht ersten Ranges, eine Großmacht geworden. Niemand dachte mehr daran, ihm diese Stellung streitig zu machen.

Ob aber Deutschland dadurch gewonnen? Das ist eine andere Frage.

Wir haben gesehen, wie schlecht es um das deutsche Reich stand, wie die kaiserliche Würde zu einem Schatten herabgesunken, wie der Gedanke der Einheit des Reichs mehr und mehr abhanden gekom-

men war vor dem Umsichgreifen der Landesherrlichkeit. Eine Veränderung dieser unglückseligen Zustände in dem Sinne, daß die kaiserliche Macht wieder erweitert und der Gedanke der Einheit wieder schärfer betont würde, war aber jetzt, durch das Emporkommen Preußens, vollends unmöglich geworden.

Preußen mußte es mehr, wie irgend einer andern Macht, daran liegen, eine solche Entwicklung zu verhüten.

Die anderen Staaten nämlich, die zugleich Mitglieder des deutschen Reichs waren, wie Großbritannien, Schweden, Dänemark, hätten im Grunde wenig oder nichts an ihrer eigentlichen Bedeutung verloren, wenn auch das deutsche Fürstenthum durch die Erhöhung der kaiserlichen Gewalt etwas mehr eingeschränkt worden wäre, weil der Schwerpunkt ihrer Macht in ihren außerdeutschen Besitzungen lag. Ganz anders bei Preußen. Der Schwerpunkt seiner Macht ruhte in den Ländern, die zum deutschen Reiche gehörten, und auch dasjenige Land, wovon es den königlichen Titel führte, von dem es seine Souveränität, also seine europäische Stellung ableitete, nämlich Preußen, war wesentlich deutsch und hatte früher ebenfalls zum deutschen Reiche gehört. Wäre also eine Erweiterung der kaiserlichen Macht eingetreten, so war die europäische Stellung Preußens in Frage gestellt: ja, die Beseitigung eben dieser europäischen Stellung Preußens war so sehr eine Nothwendigkeit für das wiederhergestellte Kaiserthum, daß sie jedesfalls bewerkstelligt werden mußte. Um dieses zu verhüten, um die Großmachtstellung Preußens zu bewahren, mußte also das deutsche Reich in dem erbärmlichen Zustande erhalten werden, in dem es sich befand, und mußte insbesondere diejenige Macht, von welcher allein jene Wiederherstellung der kaiserlichen Gewalt ausgehen konnte, nämlich das Haus Habsburg*), auf alle Weise überwacht und eingeschränkt, jede etwaige Vergrößerung desselben wo möglich verhütet werden. Mit andern Worten: der Gegensatz zu Oesterreich gehörte fortan zu einem der wesentlichsten Artikel der preußischen Staatskunst, und

*) Schon als Kronprinz hatte Friedrich II. die Ansicht, daß der kaiserliche Hof darnach strebe, das Reich bei dem Hause Oesterreich erblich zu machen, und aus demselben eine reine Monarchie zu gestalten. Vergleiche seine 1736 geschriebenen „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatensystems".

ebenso die Verhütung jeder etwaigen Verfügung der Reichsverfassung.

Derselbe Umstand, welcher den Beweggrund zur fortanigen Opposition Preußens gegen die Erhöhung der kaiserlichen Macht bildete, sicherte ihm auch den Erfolg. Preußen wurzelte mit dem größten Theile seiner Besitzthümer in Deutschland. Diese bildeten doch eine so ansehnliche Masse, daß an eine Ueberwältigung derselben nicht so leicht zu denken war, auch wenn Preußen für sich allein stand. Aber es stand nicht mehr allein, so wie es sich zum Führer des deutschen Fürstenthums aufwarf: es war zu erwarten, daß die Fürsten, um ihre bedrohte Landesherrlichkeit zu retten, sich ohne Weiteres an Preußen anschlossen, seitdem dieses eine so bedeutende Macht geworden, seitdem also ein Anschluß an dasselbe nicht mehr mit Gefahren verbunden war. Dazu kam aber noch ein religiöses Moment. Preußen war der Hort des Protestantismus geworden. Seitdem die beiden Kurfürsten, welche vordem als die Führer der neuen Lehre galten, nämlich der von Sachsen und der von der Pfalz, katholisch geworden waren, fiel die Führerschaft des Protestantismus von selber Preußen anheim: denn der Kurfürst von Hannover, der allerdings auch noch protestantisch war, kam schon deßhalb nicht in Betracht, weil er als König von England sich zu wenig um die deutschen Verhältnisse kümmerte. Jene Eigenschaft ist schon von den Vorfahren Friedrichs II. ausgebeutet worden, noch mehr wurde sie es von ihm und seinen Nachfolgern. Die Protestanten schlossen sich fortan an die preußischen Könige als ihre natürlichen Beschützer an. So übernahmen dieselben in gewissem Sinne die Rolle, welche im Anfange des 17. Jahrhunderts die Kurfürsten von der Pfalz gespielt hatten. Allerdings besteht zwischen beiden noch ein wesentlicher Unterschied. Die letzteren beabsichtigten bei der Opposition, die sie gegen das Haus Habsburg unternahmen, nicht die Erhaltung der unglückseligen Reichszustände, sondern eine Reform derselben von Grund aus, wobei sie allerdings selber den Kaiserthron einzunehmen hofften, während die Hohenzollern seit Friedrich II. eine Reform der Reichsverfassung auf alle Weise zu verhindern trachteten, nicht als ob sie dieselbe für vorzüglich gehalten hätten, sondern weil sie ihren Interessen besser entsprach.

Durch die Erhebung Preußens wurde also die Zersplitterung Deutschlands nicht nur befestigt, sondern es wurde eine förmliche Trennung in zwei Hauptlager eingeleitet: auf der einen Seite steht Oesterreich mit dem Katholicismus und dem Kaiserthum, auf der anderen Preußen mit dem Protestantismus, dem Fürstenthum und mit dem Norden. Der Dualismus an sich ist nichts Neues in unserer Geschichte: denn seit der Reformation standen sich ja Protestantismus und Katholicismus lange feindlich gegenüber. Aber in der Weise, wie er nun auftritt, ist er allerdings etwas Neues: zwei Häuser, die einander an Macht so ziemlich nahe stehen, eifersüchtig auf einander, jedes darnach strebend, sich zu verstärken mit entsprechenden Kräften, so daß die Gegensätze, welche sonst das deutsche Leben beherrscht haben, sich in ihnen gleichsam von Neuem verkörpern und befestigen, und die Aussicht auf eine Wiederherstellung eines einheitlichen nationalen Staatswesens in die weiteste Ferne hinausgerückt wird.

Leider erstreckte sich der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen nicht blos auf die inneren Verhältnisse, sondern übte einen sehr schädlichen Einfluß auf die auswärtige Staatskunst, wie wir sogleich sehen werden. —

Der Kaiser Franz I. starb im Jahre 1765. Schon im Jahre vorher war sein ältester Sohn zum römischen König und also zum Nachfolger ernannt worden, wobei Friedrich II. dem Versprechen in dem hubertsburger Frieden gemäß ihm seine Stimme gegeben hatte: er bestieg nun ohne Widerrede den deutschen Kaiserthron als Joseph II.

Er war erst 24 Jahre alt, aber ein Jüngling von den vortrefflichsten Eigenschaften. Er besaß bei einem großen Verstande, einer scharfen Beobachtungsgabe, ein wahrhaft wohlwollendes Herz, welches nicht etwa blos einer vorübergehenden Aufwallung huldigte, sondern das Heil der Menschheit, namentlich die Wohlfahrt seiner Unterthanen zur Aufgabe seines Lebens machte. Zu diesen Eigenschaften kam noch eine Festigkeit des Charakters, eine Ausdauer des Willens, wie sie in dieser Stärke sich selten auf dem Throne findet, meist nur das Erbtheil hochbegabter Naturen. Es ging ihm übrigens in seiner Jugend ähnlich wie Friedrich II. Er wurde von langweiligen Lehrern unterrichtet — sollte er doch die Geschichte seines Hauses in 15 eigens für ihn geschriebenen Folianten studiren, in denen nichts

als Thatsachen und keine einzige Uebersicht vorkam — sie beklagten sich über seinen Mangel an Fähigkeiten, an Fleiß, während der hochstrebende Jüngling sie längst überschaut hatte, und nun sein eigener Lehrer wurde, durch Nachdenken und Studium solcher Bücher, die ihm mehr zusagten. Beim Beginn des siebenjährigen Krieges war er schon alt genug, um die Ereignisse desselben zu verfolgen. Friedrich II. erregte seine Bewunderung: dieser königliche Nebenbuhler weckte in ihm frühzeitig den Sporn der Nacheiferung: er wollte in seinem Wirkungskreise ebenso groß werden, als jener in dem seinigen.

Nach dem Tode seines Vaters wurde er zwar von seiner Mutter, Maria Theresia, zum Mitregenten in den österreichischen Erblanden angenommen, aber im Wesentlichen behielt sie doch die Regierung in ihren Händen: Joseph sollte sich blos mit dem Militärwesen beschäftigen und mit der Verwaltung des Kaiserthums. Er suchte sich vor Allem durch Reisen einen Schatz von Kenntnissen zu sammeln und sich über die Lage der Welt so umfassend als möglich zu unterrichten. Er bereiste Frankreich, die Schweiz, Italien: insbesondere aber seine eigenen Länder. Er reiste als Privatmann, als Graf von Falkenstein, nur von wenigen Begleitern gefolgt, ohne allen Prunk, ohne Aufwand: er schlief gewöhnlich nur auf einem Feldbette, begnügte sich mit gewöhnlicher Kost, wie er denn in Allem höchst einfach war und sofort das steife Ceremoniel gänzlich beseitigte, das ehedem am kaiserlichen Hofe gebräuchlich war und wovon sich noch unter seiner ebenfalls einfachen Mutter einige Spuren erhalten hatten. Auf diesen seinen Reisen erschien er allenthalben als ein freundlicher, rettender Engel für die Unschuld und das Elend, während er mit unerbittlicher Strenge die gewissenlosen Beamten verfolgte, deren es selbst unter der Regierung seiner sonst weitsehenden Mutter genug gab. Die Erfahrungen, die er hier machte, waren auch für seine Mutter nicht verloren: nicht nur in einzelnen Fällen gab sie ihm nach, sondern auch das Ganze ihrer Handlungsweise nimmt seitdem eine noch freiere Richtung an, wie bisher. Manche vortreffliche Einrichtungen in der theresianischen Zeit verdanken Joseph II. ihre Entstehung.

Man erkennt aus dem Bisherigen leicht den Schüler, den Nacheiferer Friedrichs II. Aber es gab doch wieder Punkte, wo sich ihn

Joseph nicht zum Muster nahm. Hatte Friedrich eine vorzugsweise französische Bildung, so fand Joseph II. seinen Ruhm darin, ein deutscher Mann zu sein. Seit langer Zeit hatte kein Kaiser dem deutschen Wesen solche Liebe und solches Interesse zugewendet, wie er. Aber er erblickte auch das deutsche Wesen nicht in der steifen altväterischen Förmlichkeit des vergangenen Jahrhunderts, sondern in Einfachheit und Natürlichkeit. Diese wollte er überall wieder zurückführen, wo er nur konnte: natürlich auch in den Staatsverhältnissen.

Als deutscher Kaiser hatte er freilich Gelegenheit genug, sich davon zu überzeugen, wie viel es da noch aufzuräumen gebe. Unter den vielen Gebrechen des deutschen Reichs waren die bei den zwei höchsten Reichsgerichten die augenfälligsten. Längst war eine Verbesserung derselben gefordert worden, aber, wie oft es auch die früheren Kaiser, namentlich auch Josephs Vater versucht haben mochten, es war niemals gelungen. Joseph ging mit größerer Thatkraft daran: aber bald mußte er sehen, wie das verknöcherte deutsche Juristenthum in Verbindung mit der Landesherrlichkeit lieber an den längst veralteten, unerfreulichen Einrichtungen hängen blieb, als eine Erneuerung nach dem Geiste der Zeit und mit einem frischen Lebenselemente zugestanden hätte. Nachdem er sich zehn Jahre lang herumgeplagt, und nichts unversucht gelassen, was zum Ziele führen konnte, mußte er sich sagen, daß Alles umsonst sei: nur die Erfahrung hatte er gewonnen, daß mit dem verrosteten alten Reichskörper auf dem gewöhnlichen Wege nichts mehr anzufangen wäre.

Joseph wollte aber nicht umsonst Kaiser des deutschen Reiches sein. Vor seiner lebhaften Einbildungskraft zogen all' die großen Gestalten der deutschen Kaiser vorüber, bei welchen die Würde auch von der Macht begleitet war: er wollte wirklich das Kaiserthum zu einer neuen Bedeutung erheben. Aber ehe er noch mit sich ins Reine gekommen war, wie dies zu bewerkstelligen sei, wurde er von der nicht minder wichtigen äußern Politik in Anspruch genommen.

Friedrich II. hatte, wie gesagt, Preußen zu einer Großmacht erhoben. Aber wenn er auch durch die Eroberung Schlesiens Preußen bedeutend vergrößert hatte, so stand die stoffliche Ausdehnung dieses Staates doch in keinem Verhältnisse zu der anspruchsvollen Stellung,

die er nunmehr eingenommen hatte. Es war mit Einem Worte eine durchaus künstliche Stellung, welche durch die ungewöhnliche Geisteskraft Friedrichs gewonnen und behauptet wurde, welche aber, so lange sich der Staat nicht noch mehr vergrößerte, einer natürlichen Grundlage entbehrte. Der Staat mußte also noch größer zu werden suchen. Das eine Mittel dazu war Eroberung. Aber davon mußte Friedrich absehen. Seine Staaten hatten durch den letzten Krieg unendlich gelitten und er bedurfte langer Friedensjahre, um die Wunden zu heilen, die derselbe ihnen geschlagen hatte. Außerdem hatte sich Friedrich eben in diesem letzten Kriege mit genauer Noth oben erhalten; zuletzt war er gewissermaßen durch einen Zufall (den Thronwechsel in Rußland) gerettet worden: er war zu klug, um sich nochmals den Wechselfällen des Glückes hinzugeben, das sich das zweite Mal gegen ihn erklären konnte. Blieb aber der Staat in seiner bisherigen verhältnißmäßig doch geringen Größe, so mußte die Großmachtstellung durch befriedigende diplomatische Verhältnisse zu den andern Mächten erhalten werden. Diese anderen Mächte aber waren ihm keineswegs freundlich gesinnt. Was einmal Oesterreich betrifft, so besaß Friedrich selbst eine zu große Eifersucht gegen dasselbe, um nicht zu vermuthen, daß dieses von den gleichen Gefühlen gegen ihn beherrscht werde. In der That war Friedrich äußerst mißtrauisch gegen Oesterreich, und verstellte sich nicht so sehr, um dies Mißtrauen nicht merken zu lassen. Die zweite Großmacht, Frankreich, war ihm feindselig seit dem siebenjährigen Kriege und diese Stimmung veränderte sich nicht, auch nach dem hubertsburger Frieden: im Gegentheile, die Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich, welche ja kurz vorher ihn an den Rand des Verderbens geführt, wurde immer inniger, und sollte durch die Verheirathung des Dauphins mit einer Erzherzogin noch mehr befestigt werden. Endlich England, die einzige Macht, welche ihm im siebenjährigen Kriege beigestanden, hatte sich ja schon gegen den Schluß desselben von ihm abgewendet; seitdem wurde die Spannung zwischen dieser Macht und Preußen immer größer. Ja, es konnte jeden Augenblick zum Bruche kommen. Es blieb noch Rußland übrig und an diese Macht glaubte sich Friedrich unter den gegenwärtigen Umständen anschließen zu müssen. Er suchte also bei Katharina II. um ein Schutzbündniß nach. Anfangs wollte es ihm

damit nicht glücken, weil seine Feinde, insbesondere auch Frankreich und Oesterreich ihm entgegenarbeiteten. Aber im Oktober 1763 starb der König von Polen, August III., der zugleich Kurfürst von Sachsen war. Der Kaiserin von Rußland war es daran gelegen, einen ihr ganz ergebenen Mann, Stanislaus Poniatowski, auf den polnischen Thron zu bringen. Sie bedurfte dazu der Hülfe Preußens. Friedrich sicherte ihr dieselbe zu, und so kam im März 1764 zwischen beiden Mächten ein Bündniß zu Stande. Dasselbe sollte nur acht Jahre bestehen: man gewährleistete sich die gegenseitigen Besitzungen, versprach einander einen Beistand von 10,000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern. Was Polen anbetrifft, so verpflichtete man sich, nicht nur sich zu widersetzen, daß dies Königreich erblich würde, sondern auch nicht die Unternehmungen derer zuzugeben, die durch eine Aenderung der Reichsverfassung eine eigentliche Monarchie einzuführen gedächten. Ferner versprach man, die sogenannten Dissidenten, d. h. Nichtkatholiken gegen die Bedrückungen der herrschenden Kirche zu beschützen. Sodann beschloß man, Alles so einzuleiten, daß Stanislaus Poniatowski polnischer König würde. Bald darauf rückten 10,000 Russen in Polen ein: Friedrich stellte preußische Truppen an der polnischen Gränze auf. Diese Maßregeln hatten zur Folge, daß Poniatowski, der von Rußland und Preußen Unterstützte, vom Reichstag wirklich zum Könige gewählt ward.

Von dieser Zeit an aber enthüllten sich mehr und mehr die eigentlichen Plane der russischen Kaiserin bezüglich Polens. Katharina II. nahm in jeder Beziehung die Plane ihres Vorgängers, Peters des Großen, wieder auf. Sie suchte sich nach allen Seiten zu vergrößern, Einfluß zu gewinnen. Polen sollte fortan von Rußland so umsponnen werden, daß dieses allein dort herrschte, bis eine Zeit komme, wo man es ganz einverleiben konnte. Diesen Bestrebungen setzte sich die patriotische Partei in Polen entgegen, aber sie wurde unterdrückt, und der König von Preußen unterstützte dabei auf das Eifrigste die Plane der Kaiserin.

Mitten in diese Angelegenheiten fiel nun noch ein Krieg Rußlands mit der Pforte, seit dem Jahre 1769. Dieser Krieg wurde zum Vortheil der Russen geführt. Bis zum Jahre 1770 hatten sie sich der Moldau und Wallachei bemächtigt, und drohten noch immer weiter vorzugehen. Auch nach dieser Seite hin verfolgte also Katha-

rina II. mit dem glücklichsten Erfolg die Bestrebungen Peters des Großen.

Aber diese Fortschritte der Russen in Polen und in der Türkei versetzten den wiener Hof in die größte Unruhe. Wurde ihnen nicht eine Armee entgegengesetzt, so breitete sich die russische Macht immer weiter aus und Oesterreich hatte bald an ihr den gefährlichsten Nachbar. Schon im Jahre 1767 hatte Maria Theresia ein Heer an der polnischen Gränze aufgestellt, um nöthigen Falls den Polen zu Hülfe zu kommen. Die Verbindung Rußlands mit Preußen hatte sie damals abgehalten, entschiedener voranzugehen. Wie nun aber der Krieg Rußlands mit der Pforte dazu kam, so glaubte der wiener Hof, kein Mittel unversucht lassen zu dürfen, um das drohende Uebergewicht Rußlands in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Er näherte sich Friedrich II., um mit ihm vereint ein solches Ergebniß zu bewirken.

Auch bei Friedrich II. waren durch die letzten Ereignisse Bedenklichkeiten aufgestiegen. Auch er fürchtete, daß sein Bundesgenosse allzu mächtig werden, und ihm mit der Zeit, wie den Polen, Gesetze vorschreiben würde. Er kam also dem wiener Hofe entgegen, und es wurde schon im Jahre 1769 zwischen ihm und dem Kaiser Joseph eine Zusammenkunft zu Neisse verabredet. Diese Zusammenkunft hatte aber zunächst keine weitere Folge, als daß die gegenseitige Mißstimmung beider Höfe einem freundschaftlichen Verhältnisse wich, was insbesondere durch die ungeheuchelte Verehrung, welche Joseph II. vor dem Könige von Preußen hegte, bewirkt ward. Man beschloß wohl auch, bei einem etwaigen Kriege zwischen England und Frankreich die Parteilosigkeit zu behaupten, aber in Bezug auf Rußland wurde noch nichts ausgemacht. Erst auf einer zweiten Zusammenkunft beider Fürsten in Neustadt in Mähren (1770), als inzwischen die Russen immer größere Eroberungen gemacht hatten, kam das Verhältniß zu Rußland ausführlich zur Sprache. Der König hatte unterdessen bereits Schritte gethan, um einen Frieden zwischen Rußland und der Pforte zu ermöglichen: er bot seine Vermittlung und die des wiener Hofes an: die Pforte ging darauf ein, der petersburger Hof stellte aber sehr hohe Forderungen. Oesterreich, immer mehr bedroht, verstärkte seine Truppen in Ungarn, und machte Miene, an dem Kriege Theil zu nehmen, wenn Rußland

nicht nachgebe. Auf der Zusammenkunft in Neustadt legte nun Kaunitz dem König von Preußen offen seine Absichten dar. Er setzte die Nothwendigkeit auseinander, sich den ehrsüchtigen Planen der Russen zu widersetzen, und erklärte, Maria Thereſia würde niemals zugeben, daß die russischen Heere über die Donau gingen, oder daß der petersburger Hof Eroberungen machte, wodurch er ein Nachbar von Ungarn würde. Die Verbindung Preußens mit Oesterreich sei der einzige Damm, den man dieser überströmenden Fluth, die ganz Europa zu überschwemmen drohte, entgegensetzen könnte.

Kaunitz hatte, wie man sieht, den einzig richtigen Gesichtspunkt. Aber Friedrich, obgleich er die Gefährlichkeit der Russen ebenso gut einsah, wurde doch durch das Mißtrauen gegen Oesterreich verhindert, auf die Vorschläge dieses Hofes einzugehen: eine Weigerung, welche bald zu der unseligsten Staatskunst führen sollte. Er schützte gegen Kaunitz und Joseph II. sein mit Rußland geschlossenes Bündniß vom Jahre 1764 vor, das ihn abhalte, die Vorschläge Oesterreichs anzunehmen. Seine einzige Absicht gehe dahin, zu verhüten, daß der russisch-türkische Krieg allgemein werde: in diesem Sinne wolle er Alles thun, um dasselbe zu einem billigen Frieden mit der Pforte geneigt zu machen. Die letztere hatte, wie gesagt, die Vermittlung der Höfe zu Wien und Berlin sich gefallen lassen.

Friedrich wandte sich zuerst an die Kaiserin Katharina. Sie nahm zwar nach einiger Weigerung ebenfalls die Vermittlung beider Höfe an, stellte aber so ungeheuere Forderungen — unter anderen die Abtretung der Moldau und Wallachei — daß der König von Preußen es für angemessener hielt, dieselben dem wiener Hofe zu verschweigen, weil dadurch die Mißstimmung desselben gegen Rußland nur hätte verstärkt werden müssen. Er versuchte die Kaiserin zur Herabstimmung ihrer Forderungen zu bewegen, konnte aber im Wesentlichen nichts erreichen, und mußte sich zuletzt doch entschließen, die russischen Vorschläge dem wiener Hofe mitzutheilen. Dieser war aber so aufgebracht darüber, daß er seine Kriegsrüstungen nur mit desto größerm Eifer betrieb. Er wollte jetzt allein Rußland entgegentreten, und verlangte von Preußen nur, daß es sich ruhig verhalte, wenn Rußland irgendwo anders, als in Polen angegriffen würde. Friedrich verweigerte diese Forderung. Jetzt schloß Oester-

reich mit der Pforte (6. Juli 1771) ein Bündniß, zufolge welches der wiener Hof der Pforte alle von Rußland eroberten Provinzen wiederzuschaffen und die Unabhängigkeit Polens zu sichern versprach dagegen aber von der Pforte acht Millionen Gulden Hülfsgelder und das Versprechen der Abtretung eines bestimmten Strichs der Wallachei sowie einer neuen Gränzbestimmung der Moldau und Wallachei gegen Siebenbürgen erhielt. Zugleich rückten österreichische Kriegsvölker in Polen ein und besetzten die Zipser Gespannschaft, an welche der wiener Hof Ansprüche hatte, offenbar, um im Falle eines Krieges die Polen gegen die Russen unterstützen zu können.

Katharina II. war besonders über diesen letzten Schritt Oesterreichs ungemein entrüstet. „Wenn der wiener Hof Polen zersplittern will", äußerte sie gegen den Bruder Friedrichs II., den Prinzen Heinrich, „so haben die übrigen Nachbarn des Königreichs das Recht, dasselbe zu thun." Die Spannung wurde immer größer, und ein Krieg zwischen Rußland und Oesterreich war fast unvermeidlich.

Da nun in einem solchen Falle Friedrich II. sich nicht entschließen konnte, die Partei Oesterreichs zu nehmen, aber auch nicht gerne auf die Seite Rußlands getreten wäre, um nicht die Uebermacht dieses Reiches zu verstärken, so sah er kein anderes Mittel, sich aus einem solchen Entweder Oder herauszureißen, als den Krieg zu verhindern. Dieses glaubte er am besten dadurch erreichen zu können, daß er den Russen Vergrößerungen verschaffte, nur nicht auf Kosten der Türkei, daß er ferner auch den Oesterreichern Mittel darbot, sich ebenfalls zu vergrößern, damit sie den Russen ihren Zuwachs nicht mißgönnten. Diejenige Macht aber, auf deren Kosten sich Rußland und Oesterreich vergleichen und zugleich vergrößern sollten, war Polen. Es versteht sich von selbst, daß derjenige, der einen so glücklichen Ausweg fand, um den Krieg zu verhüten, nämlich der König von Preußen, nun auch nicht leer ausgehen durfte: auch er ersah sich ein Stück von Polen. Dadurch erreichte er zugleich einen der weiteren Zwecke, die sich die preußische Staatskunst vorsetzen mußte, nämlich das Gebiet zu vermehren, um Preußen auch in Bezug auf Länderausdehnung den übrigen Großmächten näher zu bringen.

Friedrich war zuerst auf diesen Gedanken gebracht worden durch die oben angeführte Aeußerung der Kaiserin Katharina bezüglich der Besetzung der zipser Gespannschaft durch österreichische Truppen. Er ließ am petersburger Hof anfragen, ob jene Aeußerung ernsthaft gemeint gewesen sei, und machte darauf den Vorschlag einer Zerstückelung Polens. Die Kaiserin Katharina ergriff den Gedanken mit großer Lebhaftigkeit. Nun war nur noch die Frage, ob Oesterreich dafür zu gewinnen sei. Friedrich übernahm, die Stimmung des wiener Hofes zu erforschen. Er eröffnete dem österreichischen Gesandten: Rußland äußere nicht die mindeste Unzufriedenheit über die Besetzung der zipser Gespannschaft, er rathe dem wiener Hof, sich in dieser Gegend von Polen nach Zuträglichkeit auszubreiten: er könnte das mit um so weniger Gefahr thun, weil sein Beispiel von den benachbarten Mächten dieses Königreichs nachgeahmt werden würde.

Aber der wiener Hof war Anfangs durchaus nicht gesonnen, in diesen Vorschlag einzugehen. Kaunitz antwortete trocken: wenn sein Hof einige unbedeutende Theile von Polen an der ungarischen Gränze habe besetzen lassen, so sei dies nicht in der Absicht geschehen, solche zu behalten, sondern blos um sich zu seinem Rechte wegen einiger Summen zu verhelfen, die das Haus Oesterreich von der Republik fordere, und er habe sich nicht eingebildet, daß ein Gegenstand von so unbeträchtlichem Werthe den Gedanken an einen Theilungsplan veranlassen könne, zumal da die Ausführung desselben von allen Seiten unübersteigliche Hindernisse finden würde. Sein Hof sei bereit, die von seinen Truppen besetzten Gegenden zu räumen, wofern die übrigen Mächte dasselbe thäten.

Friedrich war also abgewiesen, aber er gab darum seinen Plan nicht auf. Er unterhandelte weiter über denselben mit Rußland, schmeichelte sich bei dem petersburger Hofe dadurch ein, daß er ihm alle verdächtigen Bewegungen der Oesterreicher mittheilte, und bewirkte endlich das Zustandekommen eines Vertrags bezüglich der Theilung Polens, im Allgemeinen nach den oben angegebenen Grundsätzen, daß nämlich die Kaiserin gegen ein Stück von Polen auf die Moldau und Wallachei verzichte. Um den wiener Hof einzuschüchtern, erklärte Friedrich, im Falle eines Krieges zwischen beiden Kaiserhöfen auf die Seite Rußlands treten zu

müssen, und um dieser Drohung Nachdruck zu geben, betrieb er einige Rüstungen.

Die Oesterreicher gaben endlich nach. Da ihre Hauptbesorgniß, durch die Erwerbung der Moldau und Wallachei von Seite der Russen diese zu Nachbarn zu bekommen, gehoben war, so wurden sie friedlicher, und überlegten sich auch den polnischen Theilungsplan etwas genauer. Wollten sie denselben verhindern, so mußten sie an Rußland und Preußen zugleich den Krieg erklären: denn diese hatten nun einmal mit einander die Theilung Polens beschlossen und ein neues Bündniß aufgerichtet, zufolge dessen sich Friedrich II. sogar verpflichtete, gegen Oesterreich einen Krieg anzufangen, so wie dasselbe Rußland wegen Polen angreifen sollte. Oesterreich hatte im Augenblicke außer der Pforte, die aber gänzlich darniederlag, keinen anderen Bundesgenossen als Frankreich: aber dieses war gar nicht in der Lage, Krieg zu führen. Wohl oder übel, mußte man also die Theilung Polens geschehen lassen. Aber wie? sollte man den Gegnern verstatten, sich zu verstärken, ohne eine entsprechende Vermehrung der eigenen Macht zu erlangen? Rußland und Preußen luden Oesterreich ein, der Theilung Polens sich anzuschließen. Sollte diese Einladung aus Ehr- und Rechtsgefühl zurückgewiesen werden? Kaunitz war der Erste, der über die großen Bedenklichkeiten, welche von Seite des Rechts gegen diese Gewaltthat erhoben werden konnten, hinwegsah. Er gewann dann auch den Kaiser Joseph, welcher über der Aussicht auf eine beträchtliche Vermehrung der österreichischen Macht seine sonst edeln Grundsätze in den Hintergrund seines Herzens zurückdrängte. Nur die Kaiserin Maria Theresia wollte lange nicht in die polnische Theilung willigen. „Als alle meine Länder angefochten wurden", schrieb sie an Kaunitz, „und gar nicht mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steifte ich mich auf mein gutes Recht und auf den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nicht allein das offenbare Recht himmelschreiend wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, muß bekennen, daß Zeitlebens nicht so beängstigt mich befunden und mich sehen zu lassen schäme. — Bedenk' der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen oder von der Moldau und Wallachei unser Ehr und Reputation in die Schanze schlagen." — Zuletzt gab sie aber

doch nach, freilich nicht ohne den größten Widerwillen. „Ich merk wohl, daß ich allein bin", sagte sie, „und nicht mehr en vigueur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nicht ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen." Noch, als sie den Theilungsentwurf unterschrieb (Februar 1772), konnte sie sich nicht enthalten hinzuzusetzen: „Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird."

Wir wollen nun diese polnische Theilungsgeschichte nicht genauer verfolgen. Der letzte und entscheidende Theilungsvertrag zwischen den drei Mächten wurde im August 1772 in Petersburg abgeschlossen: Oesterreich nahm sich Gallizien mit 1360 □Meilen und 2,580,000 Einwohnern, Preußen die ehemals zum Herzogthum Preußen gehörigen, später an Polen abgetretenen Landstriche, Westpreußen, Marienburg, Culm, Ermeland, Michelau und den Netzdistrict (außer den Städten Thorn und Danzig), mit 631 □Meilen und 600,000 Einwohnern; Rußland endlich bekam den größten Theil von Litthauen mit 1660 □Meilen und 1,800,000 Einwohnern. Der polnische Reichstag wurde gezwungen, in diese Theilung zu willigen.

Das eine Uebel, welches Friedrich II. durch die polnische Theilung abzuwenden hoffte, nämlich ein Krieg zwischen Rußland und Oesterreich, war nun zwar beseitigt; aber nur durch ein weit größeres, nämlich durch die Verstärkung Rußlands an der preußischen Grenze. Auch darf man dabei nicht außer Augen lassen, daß Rußland dreimal so viel Land erhielt, als Preußen, daß also das Gleichgewicht zwischen beiden Mächten dadurch sehr bedeutend zum Vortheile Rußlands sich verändert hatte. Und die andere Hoffnung, von welcher Friedrich sich leiten ließ, nämlich das Zustandekommen eines billigen Friedens zwischen Rußland und der Pforte, ging doch auch nicht in Erfüllung. Auf verschiedenen Friedenszusammenkünften stellten die Russen so übertriebene Forderungen, daß der Sultan unmöglich darauf eingehen konnte. Die Unterhandlungen wurden also abgebrochen und der Krieg fortgesetzt. Zuletzt mußten sich doch die Türken (Juli 1774) zu einem Frieden verstehen, den die Russen ihnen vorschrieben.

Aber auch das gute Vernehmen zwischen den drei Mächten, die den polnischen Theilungsvertrag geschlossen, blieb nicht lange ungestört. Bald kamen sie über die Ausdehnung der Länderstriche, die jedes sich angeeignet, in Streit. Friedrich mußte alle Augenblicke besorgen, daß Katharina II. sich von ihm abwende: zwischen Rußland und Oesterreich stieg die Spannung wieder auf einen hohen Grad, seitdem (1775) der im Jahre 1771 zwischen Kaunitz und der Pforte geschlossene Vertrag öffentlich bekannt wurde. Und was endlich das Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen anbetrifft, so war Friedrich gleichfalls über Oesterreich wegen des eben berührten Vertrages und der darin in Aussicht gestellten Vergrößerung Oesterreichs aufgebracht. Außerdem erschien ihm der Ehrgeiz des jungen Kaisers äußerst bedenklich. Er wußte, daß er daran dachte, das venetianische Friaul wieder zu erobern, sich Bosniens zu bemächtigen, ohne Schlesien, das Elsaß und Lothringen zu rechnen, deren Verlust er noch nicht vergessen hatte. Als sich im Jahre 1775 das Gerücht von einer gefährlichen Krankheit Friedrichs II. verbreitete, wurden sofort die österreichischen Truppen in Marsch gesetzt und an die böhmische Grenze beordert, um, wie Friedrich meinte, bei der Nachricht vom Tode des Königs in seine Staaten einzubrechen und dem Nachfolger die Wahl zu lassen, ob er Schlesien zurückgeben oder sich aufreiben lassen wolle.

Die Theilung Polens war eine Drachensaat, deren unglückliche Früchte sich theilweise jetzt schon zeigten, die aber später in immer größerem Maße hervorbrechen sollten.

Das gute Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich, welches im Jahre 1769 einen so schönen Anfang genommen, war gestört, und mußte wieder dem alten Mißtrauen weichen. Rußland war durch die polnische Theilung, durch den Frieden mit der Pforte, mächtiger geworden, wie je: und schon hatte Friedrich II. auf mehrfache Weise den Uebermuth und die Selbstsucht seines Bundesgenossen zu empfinden gehabt. Gleichwohl war er an denselben gebunden, und mußte Alles aufbieten, ihn bei guter Gesinnung zu erhalten, weil die Entwürfe des deutschen Kaisers sich immer mehr seiner Erfüllung näherten, die dergestalt beschaffen waren, daß Friedrich II. ihm auf alle Weise entgegentreten zu müssen glaubte.

9. Der baierische Erbfolgekrieg vom Jahre 1778.

Seitdem der Kaiser durch den Ausgang seiner Versuche, die heillosen Gebrechen des Reichsgerichtswesens abzuschaffen, die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß mit dem Reichskörper, so lange er in seiner elenden Verfassung beharre, gar nichts anzufangen sei, so bildete sich in ihm mehr und mehr der Gedanke aus, der auch seiner thatkräftigen kühnen durchgreifenden Natur entsprach, die veraltete Reichsverfassung umzuwerfen, und auf den Trümmern derselben eine neue Ordnung der Dinge aufzurichten, die der alten Kaiseridee und seinen Forderungen von der Einfachheit und Natürlichkeit der Staatszustände besser entspreche. Dies war aber nur dadurch möglich, daß die österreichische Hausmacht immer größer wurde, so daß zuletzt das übrige Deutschland nothwendiger Weise in ihr aufgehen müßte. Ein Plan, wie wir uns erinnern, den die früheren Kaiser aus dem Hause Habsburg, Baiern, Luxemburg ebenfalls gehabt hatten, ohne daß er ihnen jedoch gelungen wäre, ein Plan ferner, der, wie wir oben gezeigt, die Großmachtstellung Preußens in Frage stellen, und diese Macht daher zur entschiedenen Gegnerin desselben machen mußte. Auch war sich Friedrich II. sehr bald über die Absichten des Kaisers klar. In seinen Denkwürdigkeiten spricht er sich folgendermaßen darüber aus. „Joseph war (1777) durch die Normandie, durch Bretagne, Provence, Languedoc, Burgund und die Freigrafschaft gekommen: alle diese Provinzen hatten einst ihre eigenen Souveräne gehabt und waren allmählig der französischen Monarchie einverleibt worden. Dies Alles machte einen lebhaften Eindruck auf ihn, und veranlaßte die für ihn niederschlagende Vergleichung zwischen diesem unter einem Haupte vereinten Staatskörper und der deutschen Reichsverfassung, wo er zwar Kaiser war, worin sich aber Könige und Souveräne befanden, welche mächtig genug waren, sich ihm zu widersetzen, ja, selbst Krieg mit ihm zu führen. Hätte es in seiner Macht gestanden, würde er unverzüglich alle Provinzen des Reichs zu seinen Domänen geschlagen haben, um sich zum Souverän dieses großen Staatskörpers zu machen, und damit seine Macht über die Macht aller Monarchen Europas zu er-

heben. Dieser Plan beschäftigte ihn unaufhörlich und er war der Meinung, das Haus Oesterreich müsse denselben niemals aus den Augen verlieren. Dieser herrschsüchtige Grundsatz war es, aus welchem seine brennende Begierde, Baiern zu besitzen, floß."

Mit Baiern nun verhielt es sich folgendermaßen. Der Kurfürst von Baiern, Maximilian Joseph, hatte keine Kinder. Starb er, was im Jahre 1777 der Fall war, so fiel Baiern an den nächsten Erben, nämlich an den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz. Aber auch dieser hatte keine ehelichen Kinder, wohl aber eine Menge unehelicher, die jedoch nach deutschen Rechtsgrundsätzen von der Nachfolge ausgeschlossen waren; und es hätte nach dem Absterben Karl Theodors eine Seitenlinie, die von Pfalz-Zweibrücken, die Kurpfalz sowohl wie Baiern erben müssen. Diese Umstände wollte Joseph benutzen, um Baiern an sich zu bringen. Er unterhandelte mit Karl Theodor und versprach diesem, seine natürlichen Kinder anständig zu versorgen, wenn er ihm Baiern abtreten würde. Karl Theodor ging darauf ein. Nun starb der Kurfürst von Baiern, und sofort nahm Joseph das Land für sich in Anspruch. Er gründete seine Rechte auf einige alte Urkunden und auf die Oberlehensherrlichkeit, die er als König von Böhmen über die baierischen Lehen zu haben glaubte. Oesterreichische Truppen rückten ohne Weiteres in Baiern ein, und der Kurfürst von der Pfalz, der sich eben in München befand, unterzeichnete einen Vergleich, worin er zwei Drittheile von Baiern an Oesterreich abtrat.

Die Wichtigkeit dieses Ereignisses war klar. Erhob sich kein Widerspruch dagegen, so war zu erwarten, daß Karl Theodor nach und nach sein ganzes Besitzthum an den Kaiser abzutreten gezwungen ward. Der Kaiser befand sich dann aber in der Lage, den oben angedeuteten Plan sehr leicht auszuführen. Schwaben, von den vorderösterreichischen Besitzungen und von Baiern aus umsponnen, vermochte sich vor dem übermächtigen Nachbar nicht zu retten. Durch den Besitz von der Kurpfalz, von Jülich und Berg beherrschte der Kaiser den Rhein und die angränzenden Gegenden, Westphalen, Hessen, Franken: waren aber diese dem kaiserlichen Systeme eingereiht, wer wollte ihm dann auf die Länge widerstehen? Selbst an die Wiedererwerbung von Elsaß und Lothringen konnte man denken. Aber es war noch mehr zu besorgen. Blieb man unthätig, so schien

der deutsche Staatskörper stillschweigend das Recht zu billigen, welches der Kaiser beanspruchte, über erledigte Erbfolgen nach Willkür zu schalten. Eine gänzliche Umstürzung der Rechte, der Verträge, der Erbverbrüderungen und der Privilegien, wodurch die Besitzungen der Fürsten gesichert wurden, war die Folge davon.

Merkwürdiger Weise wurde Anfangs von denen, die das nächste Recht dazu hatten, gegen das Verfahren des Kaisers keine Verwahrung eingelegt. Der Herzog von Zweibrücken fürchtete sich und war nahe daran, den Vergleich Karl Theodors mit Joseph zu genehmigen. Kursachsen machte einen leisen Anspruch auf einige Allodien der baierischen Erbschaft geltend, wurde aber vom wiener Hof nicht gehört.

Desto thätiger war Friedrich II. Er schickte einen Unterhändler den Grafen von Görz, nach München, der gerade noch zur rechten Zeit ankam, um den Herzog von Zweibrücken von der Genehmigung des Vergleichs abzuhalten, und ihn zu bestimmen, eine Verwahrung einzulegen. Er verband sich ferner mit Sachsen, welches ihn ebenso wie der Herzog von Zweibrücken beauftragte, seine Rechte wahrzunehmen. Zugleich wandte sich Friedrich an die Höfe von Petersburg und Versailles, um sich über die Gesinnung derselben zu vergewissern. Darauf trat er mit dem wiener Hofe selbst in Unterhandlung und bestritt entschieden die Rechtmäßigkeit des kaiserlichen Verfahrens.

Der Kaiser, nicht gesonnen, nachzugeben, von Begierde brennend, sich mit dem großen Friedrich zu messen, sammelte ein Heer an der baierischen Gränze: Friedrich II. desgleichen und ebenso Sachsen. Inzwischen wurden die Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen fortgesetzt. Sie führten zu nichts. Preußen gab seinen letzten Bescheid: wenn die Oesterreicher nicht den größten Theil von Baiern an den Kurfürsten von der Pfalz zurückgeben wollten, werde es diese Weigerung als eine Kriegserklärung ansehen. Da der Kaiser nicht darauf eingehen mochte, wurden die Unterhandlungen am 4. Juli 1778 abgebrochen, und die Truppen beider Mächte erhielten Befehl, vorzurücken.

Friedrich II. stellte sein Heer in Schlesien auf: der Kaiser in Böhmen und Mähren. Schon im Juli brach der König in Böhmen ein, um die Oesterreicher, die bei Königingrätz und Jaromir

feste Lager bezogen hatten, anzugreifen. Aber plötzlich stockten die Unternehmungen: einmal, weil der König das Lager zu fest fand, um seine Ueberwältigung für möglich zu halten; zweitens, weil man von Seite der Oesterreicher nur vertheidigungsweise zu Werke gehen wollte; drittens, weil sofort, freilich hinter dem Rücken des Kaisers, von Maria Thersia Friedensunterhandlungen eingeleitet wurden. Maria Thersia war nämlich von Anfang nicht für die baierischen Plane ihres Sohnes und hatte nur ungern nachgegeben: jetzt, wie es zum Kriege gekommen, gewann die Besorgniß vor einem ungünstigen Ausgange bei ihr die Oberhand. Sie schickte also im Geheimen einen Unterhändler, Thugut, zu Friedrich, und erbot sich, auf die ganze baierische Erbschaft zu verzichten, wenn man ihrem Sohne nur einen geringen Antheil mit einer Million Einkünfte lasse. Zugleich traf sie die nöthigen Vorbereitungen, um einen ernstlichen Zusammenstoß beider Heere zu verhindern.

Friedrich, der aus diesen Schritten der Kaiserin sah, daß er seinen Zweck vollkommen erreichen werde, spannte nun doch seine Forderungen ziemlich hoch: er wollte Joseph II. auch nicht einmal jenen von Maria Thersia ausbedungenen kleinen Antheil an der baierischen Erbschaft zugestehen. Unterdessen hatte der Kaiser diese geheimen Unterhandlungen seiner Mutter erfahren. Er war wüthend darüber und erklärte ihr, auf keine Weise in dieselben eintreten zu wollen. Sie wurden also vorderhand abgebrochen: die Feindseligkeiten setzten sich fort. Friedrich, dessen Truppen bei ihrer Unthätigkeit durch Krankheiten viel mehr gelitten hatten, als wenn sie einige Hauptschlachten geschlagen hätten, zog sich endlich im Herbst aus Böhmen zurück. Auch sein Abzug wurde übrigens von den Oesterreichern nicht benutzt, um ihn anzugreifen, da diesmal wiederum die Kaiserin ihre Hände mit im Spiele hatte. Das folgende Jahr zog sich der Krieg nach Schlesien hinein, aber ebenfalls ohne daß es zu entscheidenden Schlägen gekommen wäre. Man nannte den Krieg spottweise den Kartoffelkrieg.

Friedrich II. setzte indessen seine Hoffnungen nicht blos auf die Waffen, sondern mehr noch auf die auswärtigen Mächte. Wir haben oben schon angegeben, daß er sich sofort mit Frankreich und Rußland in Beziehung setzte. Der König von Frankreich, Ludwig XVI., war zwar ein Schwager Josephs II., aber seinem Ministerium konnte

es doch nicht gleichgültig sein, wenn der Kaiser zu sehr wachse auf Kosten des deutschen Fürstenthums, und Friedrich II. versäumte nicht, hervorheben zu lassen, daß Joseph II. später auch daran denken werde, den Franzosen Elsaß und Lothringen wieder abzunehmen. Genug, der französische Hof ging in die Plane Friedrichs in so ferne ein, als er den Kaiser zur Nachgiebigkeit ermahnte. Auch that er ihm noch einen anderen guten Dienst. Der petersburger Hof nämlich, an den sich Friedrich II. gleichfalls wandte, schon deßhalb, weil er in Folge seines Bündnisses mit demselben eine Unterstützung durch russische Truppen beanspruchen konnte, befand sich im Augenblicke nicht in der Lage, diesem Wunsche zu entsprechen, weil neue Mißhelligkeiten mit der Pforte ausgebrochen waren, die jeden Augenblick die Erneuerung des Krieges befürchten ließen. Friedrich lag Alles daran, diesen zu verhüten. Er wandte sich deßhalb an den Hof von Versailles und dieser übernahm es, die Pforte zu milderen Gesinnungen zu bringen, so daß wirklich für den Augenblick die Zwistigkeiten zwischen Rußland und der Pforte beseitigt wurden. Hierauf aber ergriff Katharina II. mit Begierde die ihr von Friedrich gebotene Gelegenheit, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen. Sie verlangte in hohem Tone von dem wiener Hofe, den Fürsten des Reichs wegen ihrer Beschwerden, und sonderlich wegen der gerechten Klagen, die sie über die Besitznehmung von Baiern führten, volle Genugthuung zu geben, widrigenfalls sie sich für Preußen erklären werde.

Joseph II. würde auch auf diese Drohung Rußlands hin nicht nachgegeben haben. Desto größeren Eindruck machte sie auf Maria Theresia. Sie wünschte unter allen Umständen von diesem Kriege loszukommen. Sie bat daher Frankreich um seine Vermittlung. Dieses ging darauf ein und schickte sofort einen Gesandten, den Herrn von Breteuil, nach Wien, um die nöthigen Schritte dazu einzuleiten. Das österreichische Interesse wurde von ihm keineswegs wahrgenommen: von Seite Frankreichs hielt man sich vielmehr an die Grundsätze, welche Friedrich II. in einer dem französischen Ministerium übermachten Denkschrift über diese Angelegenheiten niedergelegt hatte. Unterdessen hatte auch die Kaiserin von Rußland einen Gesandten geschickt, den Fürsten Repnin. Dieser sollte eigentlich die dem Könige von Preußen zu Hülfe geschickten russischen Truppen beseh-

ligen. Er benahm sich aber, wie Friedrich selbst berichtet, als sei er gekommen, um im Namen seines Hofes dem deutschen Reiche Gesetze vorzuschreiben. Der König von Preußen hatte indeß noch mehr Gelegenheit, über die Annehmlichkeiten eines russischen Bündnisses nachzudenken. Katharina II. gab nicht mehr als 16,000 M., verlangte aber dafür nicht nur, daß sie von Friedrich vollkommen unterhalten würden, was jährlich zwei Millionen gekostet, sondern auch eine halbe Million Hülfsgelder für einen Krieg, den sie nicht mit den Türken führte.

Der Herr von Breteuil hatte bereits im Januar 1779 die Grundzüge eines Friedens entworfen, die von Maria Theresia, dem Könige von Preußen und dem russischen Gesandten Repnin im Allgemeinen genehmigt wurden. Wegen einzelner Punkte wurden aber die Unterhandlungen noch fortgesetzt. Bereits im März wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen: in demselben Monat der Friedenscongreß zu Teschen eröffnet, und am 13. Mai 1779 daselbst der Friede unterzeichnet. Der Kaiser gibt ganz Baiern und die Oberpfalz, außer dem burghauser Kreise (etwa 34 □Meilen) an den Kurfürsten von der Pfalz zurück; die Erbfolge in diesen Staaten bleibt dem Herzoge von Zweibrücken, sowie allen Seitenlinien, die dasselbe Recht haben, versichert; der Kurfürst von Sachsen erhält zur Schadloshaltung sechs Millionen Gulden; der Kaiser thut auf das Lehen Schönburg zum Vortheile Sachsens Verzicht, da dasselbe überall von dem Kurfürstenthum Sachsen eingeschlossen ist. Dem König von Preußen wird die Erbfolge in den Markgrafschaften in Baireuth und Anspach — diese war nämlich von Seite Oesterreichs in Anregung gebracht worden — nicht bestritten, dagegen entsagt er seinen Ansprüchen auf Jülich und Berg. Rußland, Frankreich und das deutsche Reich übernehmen die Gewährleistung dieses Vertrags.

Der Kaiser hatte sich bis auf den letzten Augenblick dem Frieden abgeneigt gezeigt, und endlich nur nachgegeben, weil seine Weigerung bei dem entschiedenen Widerwillen seiner Mutter gegen die Fortsetzung des Kriegs doch erfolglos gewesen wäre. Seine bittere Stimmung drückte er gleich darauf in folgendem Brief an einen seiner Freunde aus: „Der Feldzug ist vorüber, und der König hat dabei weder seinen Ruhm, noch seine Vortheile vergrößert; er hat

vielmehr eingesehen, daß er das non plus ultra seiner Entwürfe gewesen. Demungeachtet wird er der Kaiserin in einem verhaßten Gesichtspunkte gezeigt — und in dem Senat, dem keiner in Europa Gesetze geben sollte, wurde der Friede projektirt. In dieser Absicht hatte man Teschen zum Congreßorte bestimmt. Hierauf erschienen sogleich eine große Anzahl Ambassadeurs, und arbeiteten mit vieler Weisheit drei Monden lang an einem Frieden, demzufolge Oesterreich einen geringen Antheil an dem acquirirten Baiern überkommen. Man ermangelte nicht, der Kaiserin, meiner Mutter, die Vortheile davon sehr einleuchtend darzuthun, und die Macht des Königs durch ein Prisma zu zeigen. Sofort sagte Einer dem Andern eine Menge Complimente und in Wien wurden deßwegen 99,000 Tedeum gesungen und geschossen. Zwar genehmigte ich, um die Kaiserin nicht zu betrüben, diesen Frieden und leistete Garantie hierüber. Ich kann aber mein Betragen hierbei mit jenem von Karl V. in Afrika vergleichen, der nach einem widrigen Feldzug mit seiner Flotte nach Spanien zurückkehrte; er stieg zwar auch zu Schiffe, war aber der letzte, der es that. Ich bin, wie einer der venetianischen Generals, der im Krieg ihre Landarmee commandirt und in dieser Absicht die Bestallung der Republik erhält. Wenn die Feldzüge vorbei sind, so bekommt er eine Pension. Leben Sie zufrieden als ein Weiser. Genießen Sie alle Reize Ihres Privatstandes und beneiden Sie ja das Glück der Könige nicht. Joseph."

Er zog sich in der That gänzlich von der Regierung der Erblande zurück, bis zum Tode seiner Mutter, der aber schon ein Jahr nach dem Frieden von Teschen, 1780, erfolgte. Jetzt erst war Joseph sein eigener Herr geworden: jetzt erst konnte er daran denken, seine Entwürfe in ihrer ganzen Ausdehnung auszuführen.

Wir werden später noch darauf zurückkommen. Sofern sie sich auf Deutschland bezogen, stand ihnen aber nach wie vor Friedrich II. von Preußen entgegen und hinderte ihre Ausführung. Es war ein Unglück für Deutschland, daß die zwei größten Fürsten des Jahrhunderts Gegner waren. Wenn irgend Einer, so war Joseph II. der Mann dazu, um dem deutschen Reichskörper ein neues Leben einzuhauchen, ihm wieder eine größere politische Bedeutung zu verschaffen. Daß es nicht dazu kam, ist die Schuld Friedrichs II. Aber es ist auch seine Schuld, daß die Fremden, insbesondere die Russen, einen

Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Deutschlands erhielten, der für die Zukunft nur verderblich sein konnte. Schon jetzt zeigten sich die Folgen. Joseph II., welcher erkannt hatte, daß Friedrich II. nur durch seine Verbindung mit Rußland ihm gefährlich war, suchte vor Allem, das preußisch-russische Bündniß zu lösen. Es gelang ihm 1780 wirklich durch einen Besuch bei der Kaiserin Katharina II., aber nur indem er selber mit ihr ein Bündniß schloß, wodurch er sich verbindlich machte, mehr oder minder für russische Zwecke zu arbeiten.

Nach dieser Seite hin ist also die Zuträglichkeit von Friedrichs II. Staatskunst für Deutschland mehr als zweifelhaft.

10. Umwandlung der inneren Zustände in den einzelnen deutschen Ländern.

Von desto heilsamerer Wirkung war die ganz neue Art von Regierung, die er eingeführt, und die Grundsätze, die er über das Verhältniß zwischen Fürst und Volk aufgestellt.

Wir haben oben *) dargethan, in welch unglückliche Zustände das deutsche Volk durch die Willkürherrschaft der Fürsten gestürzt worden war. Nicht nur seine Freiheit und seine Rechte hatte es verloren, sondern auch das Bewußtsein davon. Es gewöhnte sich daran, von seinen Herrschern Alles zu leiden: es dumpfte sich in einen blinden Gehorsam hinein, und sah es für ein Recht der Fürsten an, mit ihren Unterthanen umzugehen, wie es ihnen beliebte. Die Fürsten aber hatten ihre Unumschränktheit auf das Schnödeste mißbraucht: sie saugten ihre armen Unterthanen aus, um den schmählichsten Lüsten zu fröhnen: sie meinten, die Völker seien ihretwegen da, und müßten sich Alles von ihnen gefallen lassen.

*) Seite 51 folg.

Es war offenbar ein bedeutender Fortschritt, wenn die Fürsten, unbeschadet ihrer unumschränkten Gewalt, sich auch der Pflichten erinnerten, die sie gegen das Volk hätten, und daß die Sorge für die Wohlfahrt desselben ihre eigentliche, ja, ihre ausschließliche Aufgabe sei. Eine solche Umgestaltung in den Anschauungen der deutschen Fürsten erfolgte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wenn auch nicht bei allen, so doch bei vielen: und diese Erscheinung wurde durch Friedrich II. bewirkt. Er war der erste Fürst, der darüber die freiesten, uneigennützigsten Grundsätze aufstellte. Er hat sie sein ganzes Leben lang beibehalten, und noch wenige Jahre vor seinem Tode hat er eine Abhandlung „über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten" verabfaßt, in welcher er seine Ansichten auf das Unzweideutigste kund gibt. Er faßt hier das Verhältniß zwischen Fürst und Volk wie einen Vertrag auf. Die Völker hätten ursprünglich Einen ihres Gleichen zum Oberhaupt gewählt, um die Gesetze zu handhaben, ihre Freiheit und ihr Eigenthum zu schützen. Diese Stellung der Obrigkeit sei heute noch dieselbe. „Die Könige sind also nicht", sagt er, „mit der höchsten Gewalt bekleidet, um sich ungestraft den Ausschweifungen und jeder Art des Aufwands ergeben zu können; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Stolz sich auf dem öffentlichen Schauplatz brüste, und mit Verachtung die Einfalt der Sitten, die Armuth und den Elenden niedertrete; sie stehen nicht an der Spitze des Staats, um neben sich einen Haufen von Müßiggängern zu halten, deren Nichtsthun und Unbrauchbarkeit alle Arten von Lastern erzeugt. — — Der Regent stellt den Staat vor: er und seine Völker bilden einen Körper, der nicht glücklich sein kann, als sofern beide durch Eintracht verbunden werden. Der Fürst ist für den Staat, den er beherrscht, was das Haupt für den Körper ist: er muß für das Ganze stehen, denken und handeln, um diesem alle Vortheile zu verschaffen, deren er empfänglich ist. Wenn man will, daß die monarchische Regierungsform den Vorzug vor der republikanischen behaupte, so ist dem Souverän sein Urtheil gesprochen: er muß thätig und gerecht sein, muß alle seine Kraft aufbieten, den Standpunkt auszufüllen, auf welchen er gesetzt ist. Er muß der erste Richter, der erste General, der erste Finanzmann, der erste Minister der Gesellschaft sein. Dabei darf er nie vergessen, daß er ein Mensch ist, wie der geringste

seiner Unterthanen. Er ist nichts, als der erste Diener des Staats, und ist verbunden, mit aller Rechtschaffenheit, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfahren, als wenn er jeden Augenblick seinen Mitbürgern über seine Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen solle. — Müßte man nicht wahnsinnig sein, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu Einem ihres Gleichen gesagt hätten: wir erheben Dich über uns, weil wir gern Sklaven sein wollen, und wir geben Dir die Macht, unsere Gedanken nach Deiner Willkür zu lenken? Sie haben vielmehr gesagt: wir bedürfen Deiner, um die Gesetze aufrecht zu halten, denen wir gehorchen wollen, um weise regiert zu werden, und uns zu vertheidigen; übrigens fordern wir von Dir Achtung für unsere Freiheit. Dies ist das Verlangen der Völker, wogegen keine Einwendung stattfinden kann." Zu dem Bilde eines Regenten, wie er es in der Abhandlung darstellt, ist Friedrich sich selber gesessen: die Grundsätze, die er hier ausspricht, hat er alle auf das Gewissenhafteste befolgt.

Was war natürlicher, als daß nicht nur seine Unterthanen, sondern auch die anderer Herrscher für ihn schwärmten, daß das Volk ihm noch bei seinen Lebzeiten den Beinamen des Großen, des Einzigen ertheilte? Aber eine weitere Folge dieser seiner Gewissenhaftigkeit als Regent, dieser seiner Vorsorge für Volk und Staat war, daß er sich allein gegen halb Europa siegreich vertheidigen und Preußen zu dem Range einer Großmacht erheben konnte.

Das machte Eindruck auf die anderen Fürsten, besonders auf das jüngere Geschlecht: es forderte zur Nachahmung auf.

Wir haben schon angedeutet, wie Maria Theresia sich Friedrich II. in so manchen Dingen zum Muster nahm. Auch in den Hauptgrundsätzen war sie nicht von ihm verschieden. Sie fühlte sich vor Allem als Landesmutter, als dem Volke angehörend, weßhalb sie denn auch die steife Hofetikette, die noch unter ihrem Vater eine unübersteigliche Kluft zwischen dem Fürsten und dem Volke gebildet, größtentheils beseitigte. Sie zeigte sich gerne dem Volke und sprach mit ihm in seiner Weise. Es ist so recht bezeichnend für die außerordentliche Veränderung, die in dieser Beziehung vorgegangen war, daß Maria Theresia, als ihr im Schauspielhause die erfreuliche Nachricht von der Geburt eines Enkels hinterbracht wurde, sofort von ihrer Loge aus der Versammlung zurief: „Der Leopold hat an

Bub'n." So etwas wäre unter Karl VI. rein undenkbar gewesen.

Noch weiter ging Joseph II. Er trieb die Einfachheit seiner äußeren Erscheinung so weit, wie nur immer möglich. Er mischte sich beständig unter das Volk, um seine Bedürfnisse, seine Zustände zu erforschen, und hielt den Geringsten seiner Unterthanen nicht zu schlecht, um nicht mit ihm zu verkehren. Jedermann war der Zutritt zu ihm gestattet, und keinen Gekränkten ließ er ohne Hülfe. Er war ein Menschenfreund im edelsten Sinne des Wortes. Diese Gesinnung drückte sich auch in der Inschrift aus, die er über das Thor des dem Publikum eröffneten Augartens setzen ließ: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schätzer Joseph." In Bezug auf den Unterschied der Stände war er noch freisinniger, als Friedrich der Große. Der Letztere hatte eine Vorliebe für den Adel, „dessen Erbtheil eine gewisse Ehrenhaftigkeit sei". Er nahm aus ihm vorzugsweise seine hohen Staatsbeamten und seine Offiziere, ja, unterstützte ärmere Edelleute reichlich, während er den Bürgerstand für sich selber sorgen ließ, und ihm im Ganzen wenig Aufmerksamkeit schenkte. Joseph hingegen waren alle Stände gleich. Zu dem Bauernstande hatte er eine besondere Neigung. Er war ein Anhänger des sogenannten physiokratischen Systems, welches die Hauptkraft des Staates in dem Landbaue erblickte. So trat er sogar selbst einmal auf einer seiner Reisen an den Pflug eines Bauern und ackerte zwei Furchen: dadurch gewissermaßen anzeigend, daß sich der Bauer seines Standes nicht zu schämen habe, daß er die Grundlage des Staates sei. Die Begünstigung des Adels, die in Oesterreich hergebracht war und der sich auch seine Mutter nicht entziehen konnte, sollte unter seiner Regierung ganz aufhören: er sah nur auf Fähigkeit und Verdienst.

Diese Handlungsweise der zwei mächtigsten Herrscher in Deutschland, wovon der eine sogar das Oberhaupt des deutschen Reiches war, übte doch einen ganz gewaltigen Einfluß auf die übrigen Fürsten. Wir sehen nach und nach das steife Hofceremoniel einer natürlicheren und einfacheren Weise weichen, die Fürsten mehr in unmittelbarem Verkehr mit dem Volke, darauf bedacht, die Mißbräuche der Verwaltung abzustellen, unsinnige Reste aus dem Mittelalter zu beseitigen, wie Leibeigenschaft der Bauern, Landwirthschaft,

Gewerbe und Handel zu befördern, die geistige Bildung zu heben, Unterrichtsanstalten zu gründen, und überhaupt in die Staatsverwaltung einen neuen Geist zu bringen, den Geist der Verständigkeit, der Nützlichkeit, der Menschlichkeit.

Unter den Fürsten, welche dieser neuen Richtung huldigten, sind besonders folgende hervorzuheben. Was Süddeutschland anbetrifft, so gab sich Maximilian Joseph, Kurfürst von Baiern (1745—1777), eine außerordentliche Mühe, das schrecklich verwilderte Baiern aus dem Zustande der Rohheit, in welche es durch seine streng katholischen Vorfahren hineingestürzt worden war, wieder herauszureißen. In Baden war Karl Friedrich (1738—1811), der im Jahre 1748 die selbstständige Regierung antrat, einer der edelsten deutschen Fürsten, im wahren Sinne des Wortes ein Vater des Volks: in seinem Leben äußerst einfach, ein musterhafter Staatswirth. Er brachte die materielle Kultur des Landes in jeder Beziehung empor, aber sorgte nicht minder für die geistige Bildung, gründete gute Unterrichtsanstalten, schaffte schon 1767 die Tortur ab, später die Leibeigenschaft. Am Rhein gehörte Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz (1742—1777), wenigstens in seinen früheren Jahren dieser bessern Richtung an: er begünstigte Wissenschaft, Kunst und Literatur. Sein Minister Hompesch suchte im Verwaltungsfache sich an die neuere Zeit anzuschließen. Auch in den drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln gab sich ein edles Streben kund, der neuen Zeit gerecht zu werden. Besonders Emmerich Joseph von Mainz ist hier auszuzeichnen: er suchte die Hochschule in Erfurt wieder emporzubringen, und berief daher ausgezeichnete Leute dahin; sein Nachfolger, von Erthal, trachtete darnach, Mainz zu einem Mittelpunkte geistiger Bildung und Aufklärung zu machen. Einer ihrer bedeutendsten Minister war der aufgeklärte Karl von Dalberg. Vom Kurfürsten von Köln wurde damals auch die Hochschule in Bonn gegründet. In Münster wirkte als Minister der freisinnige von Fürstenberg. In Norddeutschland wetteiferten die Kurfürsten von Hannover, die seit der Gründung der Hochschule in Göttingen einen Mittelpunkt freierer Wissenschaftlichkeit gestiftet, mit den Herzogen von Braunschweig, namentlich den Herzogen Karl und Karl Wilhelm Ferdinand, um die Verbreitung eines besseren freieren Geistes. Auch die Fürsten von Anhalt-Dessau,

die Grafen von Lippe, die Herzoge von der ernestinischen Linie des Hauses Sachsen sind hier zu nennen. Unter diesen hat sich keiner einen größeren Ruhm erworben, als Karl August von Weimar, welcher im Jahre 1775 die Regierung antrat.

Es war, wie gesagt, ein großer Schritt vorwärts, daß die Fürsten nun auch wieder an ihre Pflichten dachten, daß sie ihre Unterthanen wieder wie Menschen behandelten, und sich um ihr Wohl und Wehe kümmerten. Dabei dürfen wir aber Folgendes nicht vergessen: erstens, daß nicht alle Fürsten dieser besseren Richtung huldigten; zweitens, daß sie, selbst bei denen, welche sich zu ihr bekannten, nicht so durchgreifend war, wie z. B. bei Joseph II. oder Friedrich II.; und drittens, was die Hauptsache ist, daß bei all' dieser Vorsorge der Regenten für das Volk an eine eigentliche staatliche Freiheit und Selbständigkeit desselben gar nicht gedacht wurde.

Wenn Friedrich II. sich als den ersten Diener des Staats hinstellte, dem seine Macht von dem Volke übertragen sei, und zwar nur, um sie zum Besten desselben zu handhaben, so hätte vernünftiger Weise aus diesem Grundsatze die Folgerung gezogen werden müssen: das Volk ist der eigentliche Souverain, es hat darüber zu wachen, ob der Fürst in der That sein Bestes wahre, es hat daher von Zeit zu Zeit sich zu versammeln, um die Handlungsweise des Fürsten zu prüfen und sich darüber zu berathen, ob man ihm seine Macht lassen oder sie an einen Andern übergeben wolle: kurz, dieser Grundsatz führte nothwendiger Weise zur Republik oder allerwenigstens zu einer beschränkten Monarchie. Aber Friedrich II. machte sein ganzes Leben lang nicht die mindeste Anstalt, eine solche Einrichtung ins Leben zu rufen: die Stände blieben vielmehr während seiner Regierung in derselben Bedeutungslosigkeit wie unter seinen nächsten Vorfahren. Freilich die alten Stände hatten sich überlebt, und würden Friedrich in seiner landesväterlichen Wirksamkeit nur hinderlich gewesen sein. Aber er dachte auch nicht daran, diese Einrichtung nach freisinnigeren Grundsätzen umzugestalten, wozu ihm England und Nordamerika Anhaltspunkte hätten geben können. Vielmehr übte er während seiner ganzen Regierung eine vollkommen unumschränkte Gewalt. Sie hatte zwar in seinen Augen einen anderen Ursprung oder einen anderen Rechtstitel, als

die Könige bis zu seiner Zeit anzunehmen pflegten: sie war ihm nicht von Gottes Gnaden verliehen, sondern so zu sagen von des Volkes Gnaden. Aber der Umfang derselben war um kein Haar geringer, als bei den anderen unumschränkten Fürsten. Nach seiner Lehre hatte das Volk alle Gewalt, welche ihm ursprünglich zugestanden, auf den Fürsten übertragen, so daß dieser ganz allein als der Vertreter des Volkes gelte, und zwar in allen möglichen Beziehungen. Friedrichs Fürst nahm ohngefähr eine Stellung ein, wie wir sie in unseren Tagen von Napoleon dem französischen Volke gegenüber beanspruchen sehen. Nun hatte allerdings kein Fürst so sehr das Recht, sich als den wahren Vertreter des Volkes und seiner Interessen zu betrachten, wie Friedrich II.; aber über diesem Bewußtsein vergaß er, seinem Volke eine staatliche Bildung zu verschaffen, so daß es später einmal auf seinen eigenen Füßen hätte stehen können. Das Volk wurde nicht befragt, nicht zu den öffentlichen Dingen herangezogen — was mitunter doch auch nichts geschadet hätte, denn Friedrich beging trotz seiner außerordentlichen Regentengaben demohngeachtet manche Mißgriffe aus Mangel an richtiger Erkenntniß der Zustände des Landes — mit Einem Worte: sein Volk war und blieb bevormundet, ohne eigentliche staatliche Freiheit und Selbständigkeit. Und dieselbe Stellung, wie Friedrich II., nahmen auch jene andern wohlwollenden Fürsten zu ihren Völkern ein: es war, wie man dies Verhältniß ganz richtig zu bezeichnen pflegt, ein erleuchteter Despotismus: der zwar im Ganzen wohlthätig wirkte, aber nichts destoweniger ein Despotismus.

Ja, die Allgewalt des Throns stieg eigentlich erst durch solche erleuchtete Regenten, weil das Volk, da es die Sorge für seine Wohlfahrt in so guten Händen sah, gar nicht einmal in die Versuchung gerieth, daran zu denken, selber einen Theil davon zu übernehmen: es kam also gar nicht aus dem Gefühle der eigenen Unmündigkeit heraus. Sodann war es eine eigenthümliche Richtung der aufgeklärten Machthaber, die Reste aus dem Mittelalter so viel wie möglich zu beseitigen: und zu diesen gehörten unter anderen auch Einrichtungen, in welchen sich das individuelle Element, die Eigenständigkeit Einzelner, wie ganzer Genossenschaften erhalten hatte: mochte manche von diesen Einrichtungen auch noch so sehr von Unkraut überwuchert sein, so erlitt nichtsdestoweniger durch ihre Beseitigung

der Grundsatz individueller Freiheit einen Abbruch, und was diese verlor, kam der Fürstengewalt zu Gute.

Sollte in dieser Beziehung ein Fortschritt eintreten, so war unumgänglich nothwendig, daß das Volk überhaupt wieder das Bewußtsein der Freiheit erhielt. Dieses erhielt es, aber nur auf einem Umwege, durch die Wissenschaft und die Literatur. Das deutsche Volk mußte sich erst von den Fesseln der Schule, der Kirche, der Fremden losmachen, mußte erst einen ungeheuern innern Gährungsprozeß durcharbeiten, mußte sich in Folge desselben erst geistig befreien, bis es daran denken konnte, auch den Staatsverhältnissen gegenüber mit einer gewissen Selbständigkeit aufzutreten und die Rechte in Anspruch zu nehmen, welche es früherhin geübt.

Es ist übrigens kein Zweifel, daß zu dieser Entwickelung, die wir nun zu betrachten haben, das freisinnige Fürstenthum keinen unbedeutenden Anstoß gegeben, wie wir sogleich sehen werden. Betrachten wir zunächst die Veränderungen, die sich in Religion und Kirche ereignet: sie bilden die Grundlage für fernere Entwickelungen.

11. Religion und Kirche. Umsichgreifen rationalistischer Anschauungsweise. Aufhebung der Jesuiten.

Wir haben oben schon dargestellt, wie einerseits durch den Pietismus, andererseits durch Thomasius und die Wolffische Philosophie, theilweise selbst durch Gottsched die unduldsame, schroffe und dürre Rechtgläubigkeit des Protestantismus erschüttert ward. Sie wurde es noch mehr durch das Beispiel Friedrichs des Großen. Der Unduldsamkeit der Theologen wurde wenigstens in *seinen* Staaten das Handwerk gelegt. Die freieren Ansichten durften nun ohne Gefahr ausgesprochen werden, und so wie einmal dies der Fall war, so konnte man ihren endlichen Sieg verbürgen.

Ich habe oben bereits angeführt, daß Friedrich nicht daran dachte, für seine religiösen Ansichten Anhänger zu werben: er gestattete Jedem seinen Glauben, ja, er behandelte bei seiner Frei-

geisterei die Rechtgläubigkeit mit einer gewissen Schonung, weil er die Ueberzeugung hegte, die Masse der Menschen werde sich nie zu einer vorurtheilslosen freien Denkweise emporschwingen können: Wunder und Unbegreiflichkeit sei ihr Bedürfniß. „Das Volk, sagt er einmal, hat einen unwiderstehlichen Hang zum Wunderbaren; es steckt meistens in der tiefsten Unwissenheit; es hat nicht Zeit zum Nachdenken und Prüfen. Daher seine Anhänglichkeit an den Cultus, den eine lange Gewohnheit geheiligt hat. Ein Philosoph, der es unternähme, ihm eine ganz einfache Religion zu lehren, würde in Gefahr kommen, gesteinigt zu werden. Die Menschen wollen einmal Gegenstände, durch welche ihre Sinne getroffen, ihrer Einbildungskraft Nahrung gegeben werde. Daher kommt es, daß so häufig Protestanten zum Katholicismus übertreten. Ich bin moralisch überzeugt, daß wenn man eine zahlreiche Colonie von Ungläubigen etablirte, nach einiger Zeit sich abergläubische Meinungen unter ihnen bilden würden. Man schafft eine lächerliche Religion ab, und führt eine noch ausschweifendere ein. Welche Umwälzungen auch in den Ansichten vorgehen, immer folgt ein Cultus dem andern." Dieser Ueberzeugung von der geistigen Schwäche nicht nur seiner Zeitgenossen, sondern der Menschen überhaupt, muß man es zuschreiben, daß er manche freigeistische Bücher, welche Religionsspöttereien enthielten, verbot. Er wollte dadurch Aergerniß vermeiden. Aber nicht minder verbot er die Conventikel der Pietisten oder Mucker, wie er sie nannte, die er überhaupt nicht leiden konnte, weil sie von dem Augenblick an, wo sie eine gewisse Herrschaft erlangt, nun ebenso stolz, hochmüthig und unduldsam wurden, als die frühere Rechtgläubigkeit, und durch ihr abgeschmacktes Toben gegen das weltliche Wesen eine freie allseitige Bildung zu verhindern trachteten. Friedrich ließ sich im Aerger über ein solches Gebahren mitunter zu Handlungen hinreißen, die seiner unwürdig waren. So verlangte einmal die durchaus pietistisch gesinnte theologische Facultät in Halle vom Ministerium die Ausweisung der Schauspieler aus der Stadt, da dieselben nur das zeitliche und ewige Verderben der Studenten herbeiführten. Der König verweigerte nicht nur dies, sondern verordnete noch dazu, daß der Professor Franke, der Hauptpietist, selber in das Theater gehen müßte: auch sollte ihm darüber ein Zeugniß eingeschickt werden. „Zukünftig, fügte er hinzu, werden die Herren Pfaffen wohl ver-

nünftiger werden, und nicht denken, mir Nasen anzudrehen. Die hallischen Pfaffen müssen kurz gehalten werden: es sind evangelische Jesuiten und man muß ihnen bei allen Gelegenheiten nicht die mindeste Autorität einräumen." Später erließ doch der König dem Professor Franke das Erscheinen im Theater, er mußte aber dafür eine Geldstrafe an die Armenkasse zahlen.

So streng er nun gegen die Pietisten verfuhr, wenn sie sich in Dinge mischen wollten, die sie eigentlich nichts angingen, so bereitwillig ertheilte er Männern seinen Schutz, die aus bloßer Liebe zur Wahrheit religiöse Lehren verkündeten, welche in offenem Widerspruche mit der herrschenden Kirchenlehre waren. Zu diesen gehörte Johann Christian Edelmann (1698—1767) aus Weißenfels in Meißen, einer der ersten Männer damaliger Zeit, welche mit aller Entschiedenheit die Offenbarung und die Gottheit Christi bestritten. Edelmann bietet übrigens wie sein Lehrer Dippel (1673—1734) wieder einen Beweis dafür, daß die vernunftgemäße (rationalistische) Anschauungsweise aus der Mystik sich entwickelte. Denn nicht nur verkehrte er Anfangs mit Mystikern, sogar mit Pietisten und Herrnhutern, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, sondern in seinen Schriften selbst sind eine Menge mystischer Anklänge enthalten. Jesus ist nach ihm bloßer Mensch, nach dem ordentlichen Lauf der Natur von Maria geboren. Gott hat ihn erweckt und mit vortrefflichen Gaben ausgerüstet, um den Menschen das Verhältniß zu Gott zu lehren, und die durch viele thörichte Meinungen getrennten Gemüther miteinander in der Liebe zu vereinigen und durch Abstellung der Religionsgrübeleien den freien Gebrauch der Vernunft herzustellen. Es lag ihm nichts so sehr am Herzen, als die Sünde, welche die Pfaffen zwischen Gott und den Menschen erträumt hatten, gänzlich aufzuheben. Darum verdient er den Namen eines Heilandes. — Die Gründe unserer Erkenntniß sind Vernunft, Verhältnisse der Natur und Gründe der Wahrscheinlichkeit. Es ist ein Gott, der durch die Vernunft erkannt wird, ewig, weise, gütig, heilig, unveränderlich. Die Welt ist von Ewigkeit gewesen, Gott ohne dieselbe nicht denkbar: die Geschöpfe sozusagen die Glieder Gottes. Die menschliche Seele ist eine Kraft des unsterblichen Gottes; Gott selbst ist in uns das, was wir sind: daher ist die Seele unsterblich. Wunder gibt es nicht, wohl eine Vorsehung, aber keine Offenbarung.

Gott kann von Menschen nicht beleidigt werden, also gibt es keine Sünde wider Gott. Die christliche Religion ist Aberglaube, wie jede andere, die heilige Schrift ein gutes Buch und nicht zu verachten, doch von Menschen gemacht und keine unfehlbare Regel der Erkenntniß. Es gibt weder Engel noch Teufel: die Lehre vom Teufel ist eine Fabel, die vom Heidenthum herrührt, und nur um des Gewinnstes willen beibehalten worden; ebenso stammt die Lehre von der Dreieinigkeit von dem abgöttischen Judenthum; der dreieinige Gott ist ein selbst errichtetes Götzenbild; die Geschichte der Schöpfung, vom Falle der Menschen, die Lehre von der Erbsünde, von der Auferstehung Jesu, von den Gnadenmitteln nichts als Fabeln, von den Pfaffen erdacht.

Diese Ansichten waren doch noch zu keck, als daß sie Deutschland jetzt schon ertragen hätte. Edelmann wurde überall als Ketzer verfolgt, 1745 wurden sogar seine Schriften auf kaiserlichen Befehl zu Frankfurt am Main verbrannt. Zuletzt fand er, wie gesagt, nur Schutz bei Friedrich dem Großen, mußte jedoch versprechen, sich ruhig zu verhalten und nichts mehr drucken zu lassen.

Eine freiere Entwicklung der Theologie ging nur allmälig und langsam vor sich, aber gewann dann einen um so breiteren Boden. Es war schon viel gewonnen, daß auf den Vorgang Friedrichs II. hin, dem nach und nach auch die übrigen protestantischen Fürsten folgten, der Geist der Duldsamkeit mehr und mehr in die Theologie eindrang, selbst wenn sie im Wesentlichen noch an der Rechtgläubigkeit festhielt. Ein sehr beachtenswerthes Beispiel in dieser Beziehung ist Mosheim, gestorben als Kanzler der Hochschule in Göttingen (1693—1755), der Vater der neueren Kirchengeschichte, von außerordentlicher Gelehrsamkeit, rechtgläubig zwar, aber doch sehr mild gegen Andersdenkende, der Erste seines Gleichen, der es sich abgewann, bei der Darstellung ketzerischer Meinungen Unparteilichkeit an den Tag zu legen. Eben so tritt in Bengel (1687—1752) und Gellert (1715—1769), von denen der Eine im Süden, der Andere im Norden die protestantische Rechtgläubigkeit vertrat, eine große Milde hervor.

Ein weiterer Schritt geschah dadurch, daß man sich entschloß, die Quellen der christlichen Religion, die heilige Schrift, die Kirchenväter u. s. w. nicht mehr durch die Brille des Glaubensbekennt-

nisses zu lesen, sondern nach dem Wortlaut, und sie dann durch die Sprachkunde und Geschichte zu erläutern. In dieser Beziehung haben Wettstein aus Basel (1693—1754), Ernesti in Leipzig (1707—1781), Michaelis in Göttingen (1717—1791) die Bahn gebrochen. Der Letztere hat durch sein Buch über das mosaische Recht eine Menge von irrigen Voraussetzungen zerstört und den Anfang gemacht, den Boden, auf dem die biblischen Darstellungen spielen, aus sich selbst zu begreifen.

Nachdem man aber einmal so weit war, so konnte der Geist der Prüfung nicht mehr zurückgehalten werden. Semler (1725—1791), Professor der Theologie in Halle, hat einen großen Schritt vorwärts gethan. Ja, man kann wohl sagen, daß die neue Richtung in der Theologie, welche jetzt die Ueberhand gewinnen sollte, vorzugsweise von ihm aus sich herschrieb. Er stammte aus einer pietistischen Familie, und studierte auch zuerst in Halle, dem Hauptsitze des Pietismus, hatte also genug Gelegenheit, das Wesen desselben kennen zu lerneu. Seine gesunde Natur sträubte sich aber gegen die Uebertreibungen des Pietismus, gegen dies ewige Gewimmer über den sündhaften Menschen, da er, ein guter, strebender, sittlich schöner Charakter, bei dem eifrigsten Suchen doch nicht eine so entsetzliche Sündhaftigkeit an sich wahrnehmen konnte, wie die Pietisten es verlangten. Zugleich fand er einen Unterschied zwischen der Religion und der Theologie. Er überzeugte sich, daß man ein frommer Christ sein könne mit dem Herzen und mit der That, während man über die Glaubenssätze, die der Verstand näher zu bestimmen hat, noch sehr mit sich in Zweifel sei. Er fand übrigens mit seiner Gesinnung seinen Anhaltspunkt an dem milden Baumgarten, der später auch (1751) seine Anstellung als Professor der Theologie in Halle bewirkte. Semlers Wirksamkeit war wesentlich prüfender Natur. Er wandte seine Aufmerksamkeit auf die Entstehungsgeschichte der Bibel von ihrer menschlichen Seite, als einer Sammlung von Büchern, die aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Verfassern herrühren, fand natürlich die verschiedenen Bücher nicht gleich wichtig und gleichbedeutend, kam z. B. bei dem Hohenliede Salomons auf die Meinung hinaus, der wir schon bei Erasmus begegnet sind, daß es ein Liebeslied sei, und zerstörte überhaupt, wenn er es auch nicht mit ausdrücklichen Worten sagte, die Ansicht von dem unmittelbaren göttlichen

Ursprung der Bibel. Ebenso zeigte er, wie sich allmählig die christlichen Lehren gebildet, wie sich viele derselben unmittelbar an das Judenthum anschlossen, wo sie eine durchaus nationale und örtliche Bedeutung gehabt, und daß es nothwendig sei, diese wieder zu beseitigen. Nicht minder wies er alle Arten frommen Betruges nach, von denen die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte erfüllt ist, und fand zuletzt, daß diejenige Religion, die zu seiner Zeit als christliche ausgegeben ward, himmelweit von derjenigen verschieden sei, wie sie Christus gelehrt habe. Das eigentlich Wesentliche des Christenthums sah er in dem, was, wie er sich ausdrückte, zur Ausbesserung des Menschen diente, d. h. in der Sittenlehre. — Semler wurde wegen dieser Ansichten freilich Anfangs verketzert, aber er bekümmerte sich nichts darum, da er unter einer erleuchteten Regierung lebte, sondern fuhr fort in dem angegebenen Sinne zu lehren. Seine Wirksamkeit für eine freiere, vorurtheilslosere Richtung in der Theologie, als Lehrer und Schriftsteller, ist nicht hoch genug anzuschlagen. Wie gesagt, man kann von ihm eine neue Epoche beginnen.

In demselben Sinne wirkten andere als Prediger und Seelsorger. Jerusalem (1709—1789), Abt in Ridagshausen im Braunschweigischen, berühmt als einer der ersten Kanzelredner seiner Zeit, dessen Predigten einen ungemein großen Leserkreis fanden, hielt wohl im Ganzen noch an der Offenbarung fest, aber ohne die Lehrbestimmungen darüber als etwas Wesentliches zu betrachten. Auch er fand das Wesentliche des Christenthums in der Sittenlehre. Noch weiter ging Spalding (1714—1804). Dieser hatte sich ganz den Engländern herangebildet, welche damals in Bezug auf freie religiöse Ansichten den Deutschen voraus waren. Im Jahre 1748 schrieb er eine Schrift, „Bestimmung des Menschen", welche sofort ein großes Aufsehen erregte und kurz hintereinander sieben Auflagen erlebte. In diesem Buche leitet er die Sittenlehre nicht aus den Geboten der Schrift, sondern aus dem Wesen der menschlichen Natur her. Friedrich der Große wurde durch diese Schrift auf ihn aufmerksam, und rief ihn nach Berlin, wo er als Oberconsistorialrath eine große Wirksamkeit entfaltete, und wesentlich zu der religiösen Aufklärung in Preußen beitrug. Dazu diente insbesondere seine Schrift über den Werth der Gefühle im Christenthum, in

welcher er sich bemühte, der Religiosität einen anderen Charakter zu geben, und sie von den vielen Schlacken zu säubern, welche ihr die Rechtgläubigen und die Pietisten angehängt. Die prüfende Vernunft war bei ihm die Hauptsache. Seine Predigten tragen daher auch einen natürlichen, mitunter wohl auch nüchternen Charakter, der denn überhaupt von dieser Zeit an sich der Prediger bemächtigt. Rechtschaffenheit und Tugend, Glückseligkeit, gewissenhafte Pflichterfüllung und das Vergnügen, welches dieses gewähre, waren von nun an die Hauptgegenstände der Betrachtungen, während die bisherigen Glaubenslehren, wie Wiedergeburt, Erlösung, Heiligung, allmälig daraus verschwanden. Auch Zollikofer aus St. Gallen (1730—1788), Pfarrer in Leipzig, ebenfalls als guter Kanzelredner bekannt, gehörte dieser Richtung an. Teller aus Leipzig (1734 geboren, seit 1767 in Berlin) vertrat sie noch entschiedener und ausgesprochener. Sein Christenthum ist Vernunftglaube.

Man kann sagen: um die Mitte der sechziger Jahre hatte eine freiere und mildere Religionsansicht in den meisten protestantischen Ländern einen festen Boden gewonnen. Zwar war die alte Rechtgläubigkeit noch keineswegs beseitigt: sowohl auf den Lehrstühlen der Hochschulen, wie unter den Predigern, befanden sich noch eine Menge Anhänger derselben, ebenso unter dem Volk: aber die höheren Stände sowohl, die doch meist französische Bildung besaßen, wie der gebildete Mittelstand bekannten sich zu der freieren Richtung.

Auch in den katholischen Ländern erfolgte um dieselbe Zeit eine ähnliche Erscheinung.

Die französischen Schriftsteller, welche für die religiöse Aufklärung kämpften, ein Voltaire, Diderot und die sogenannten Encyclopädisten, hatten ihre Hauptangriffe gegen die katholische Kirchenlehre, gegen die Anmaßungen des Priesterthums und besonders gegen die Jesuiten gerichtet, welche ja die eigentlichen Vertreter des reactionären Katholicismus und Papismus waren. Die Absichten der südeuropäischen Regierungen, Frankreichs, Spaniens, Portugals, Neapels, welche um diese Zeit, wie manche in Deutschland, einen erleuchteten Despotismus zur Schau trugen, fielen mit diesen Bestrebungen der aufgeklärten französischen Schriftsteller zusammen: sie wollten nämlich die Regierungsgewalt unabhängig machen von der Kirche, und so waren es zunächst diese katholischen Regierungen, welche mit den

Prozessen gegen die Jesuiten, später mit ihrer Vertreibung vorangingen. In Portugal wurden die Jesuiten schon im Jahre 1759 aufgehoben, in Frankreich 1764, in Spanien 1767: es folgten unmittelbar Neapel, Parma und die anderen italienischen Staaten. Zugleich mit diesem Vorgehen gegen die Jesuiten war eine Beseitigung der Fesseln verbunden, in welche von den Zeiten der tridenter Kirchenversammlung an die Regierungen mehr oder minder von dem Papste verstrickt worden waren.

Dieses Verfahren verfehlte nicht eine bedeutende Wirkung auf Deutschland zu äußern. Hier war die jesuitische Partei bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch sehr mächtig, wie wir oben gesehen haben. Sie fand eine Hauptstütze an dem Kaiserhause, dessen Staatskunst mit wenig Ausnahmen — wozu Joseph I. gehörte — eine streng katholische war. Die Volkserziehung in den österreichischen Landen war ganz in den Händen der Jesuiten, die Anschauungsweise des Volks durch und durch beschränkt katholisch. Selbst Maria Theresia, die doch in so mancher Hinsicht den Anforderungen einer neuen Zeit huldigte, war in religiöser Beziehung äußerst befangen: sie ließ sich sogar noch im Anfange ihrer Regierung im Sinne der früheren Zeiten zu harten Maßregeln gegen die Protestanten in ihren Ländern verleiten. Ebenso herrschten die Jesuiten unbedingt in Baiern bis zum Tode Karls VII. Die Herzoge waren ganz von ihnen umsponnen.

Weniger war dies in den Ländern der geistlichen Fürsten der Fall. Besonders bei den rheinischen Erzbischöfen, die wir schon oben unter den wohlwollenden Regenten genannt haben, hat sich ein Geist der Aufklärung und der Duldung geltend gemacht, der wohl als ein Ergebniß von dem Einwirken der französischen Literatur angesehen werden muß. Die Verfolgungen der Protestanten hörten nicht nur auf, sondern sie wurden sogar hervorgezogen, und z. B. auf den Hochschulen zu Erfurt und Mainz wurden eine Menge von Professuren mit Protestanten besetzt. Bei bloßer Duldung blieb es aber nicht. Auch ein Geist des Widerstandes gegen die Uebergriffe Roms machte sich bei ihnen bemerkbar: es kam wieder der Gedanke einer unabhängigen deutschen Nationalkirche auf. Im Jahre 1763 erschien von dem berühmten Weihbischof von Trier, Johann Nikolaus von Hontheim, unter dem angenommenen Namen Justinus Febronius

ein Buch über den Zustand der Kirche und die rechtmäßige Gewalt des Papstes, welches nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa großes Aufsehen erregte, da es die Gewalt des Papstes in sehr enge Gränzen beschränkte. Er vertheidigte nämlich mit der gründlichsten Gelehrsamkeit das sogenannte bischöfliche System, nach welchem der Papst nur dem Range, nicht der Gewalt nach der erste unter den Bischöfen sei, und nichts ohne die letzteren und ohne die Kirchenversammlungen thun könne. Vielmehr seien alle Bischöfe in ihrem Bischofsamt einander gleich. Allgemeine Kirchenversammlungen seien nothwendig, insbesondere um die Kirche zu reformiren. Daß Bischöfe in der Kirche, und unter diesen ein erster (Primas) sei, ist wohl nach göttlichen Rechte; daß aber dieser Primas der Bischof zu Rom sei, beruht auf menschlicher Anordnung. Zu den fälschlich angegebenen Rechten des Primats gehört die Untrüglichkeit des Papstes, die Macht über die zeitlichen Güter der Könige und Fürsten und die freie Ausübung der geistlichen Gerichtsbarkeit in den Diöcesen anderer Bischöfe. All' diese und noch andre angemaßten Rechte beruhen auf keiner geschichtlichen Grundlage: es wird namentlich die Unächtheit der Dekretalen des Isidor mit schlagenden Gründen nachgewiesen. Daß die rheinischen Erzbischöfe mi, den in diesem Buche niedergelegten Grundsätzen übereinstimmtent bewiesen sie gleich ein Jahr nach seinem Erscheinen. Im Jahre 1764 bei Gelegenheit der Wahl Josephs II. äußerten sie in einem Schreiben an den Kaiser, wie nöthig es sei, die immer mehr sich ausbreitenden Eingriffe des Papstes in die Freiheit der deutschen Kirche abzuschaffen und fernerhin nicht weiter zu dulden. Ja, im Jahre 1769 wurde zu diesem Behufe von den drei geistlichen Kurfürsten eine Behörde von drei Bevollmächtigten, zu denen Hontheim gehörte, in Koblenz niedergesetzt: sie entwarfen 31 Artikel, die darauf abzielten, die Abschaffung der bisherigen päpstlichen Anmaßungen zu bewirken und die Freiheit der katholischen Kirche in Deutschland herzustellen.

Glücklicher Weise hatten sich inzwischen doch auch in Baiern und Oesterreich die Dinge wesentlich verändert. In Baiern verfolgte der schon oben erwähnte Kurfürst Maximilian Joseph eine durchaus freisinnige Richtung. Die Männer, die er gebrauchte, um die Zustände des Staates zu ordnen, waren auch in religiöser Beziehung

freisinnige Leute, und hatten sich von den furchtbaren Folgen der Herrschaft der Jesuiten viel zu gründlich überzeugt, als daß sie nicht eine vollkommene Beseitigung derselben für durchaus nothwendig gehalten hätten, wenn anders ihre sonstigen Reformen nicht in's Stocken gerathen sollten. Schon im Jahr 1759 beredeten sie den Kurfürsten zur Gründung der Akademie der Wissenschaften, welche fortan den Mittelpunkt der Fortschrittspartei in Baiern zu bilden berufen war. In der That war die Akademie außerordentlich thätig, nach allen Seiten hin die Aufklärung zu fördern. Sie hatte freilich viel zu thun: unter der Herrschaft der Jesuiten war das Volk geistig ungemein verwahrlost worden: in ganzen Landgerichten gab es oft nur eine Schule, die Lehrer überboten an Rohheit nicht selten ihre Schüler, reines Deutsch war nirgends anzutreffen, weil das Hochdeutsch ketzerisch war! Auch hielten sich die Jesuiten und die übrigen Finsterlinge noch für mächtig genug, um den Aufklärern, trotzdem daß sie der Kurfürst selbst begünstigte, entgegen zu treten. Sie schimpften auf sie sogar von der Kanzel herab, nannten sie Großhansen und Perückenstöcke, die man mit dem Schwert ausrotten müsse, Lutheraner, Freimaurer, Freigeister und dergleichen: das größte Verbrechen aber, das sie begangen haben sollten, war die Duldung gegen Andersgläubige: deßhalb waren sie in den Augen der Jesuiten Schurken, wie sie sie auch öffentlich nannten. Doch all' dieses wüthende Sträuben war vergeblich. Die Freisinnigen behielten die Oberhand. Im Jahre 1769 ernannte der Kurfürst eine neue geistliche oberste Behörde, um die landesherrlichen Rechte in geistlichen Dingen zu wahren und zu leiten. Fortan durfte keine geistliche Anordnung in Vollzug gesetzt werden, ohne die Genehmigung dieses geistlichen Raths: zu den geistlichen Wahlen wurden kurfürstliche Abgeordnete gesendet; ohne Wissen des geistlichen Raths durften ferner keine Novizen in die Klöster aufgenommen werden; die peinliche Gerichtsbarkeit im Innern derselben wurde aufgehoben; die Kerker der Klöster wurden geöffnet, wobei manche schauderhafte That an das Licht kam: man fand eingemauerte Nonnen, man hörte von den furchtbaren Grausamkeiten, die an freisinnigen Mönchen verübt worden waren. Und schon dachte man daran, auch die Unterrichtsanstalten ganz den Händen der Geistlichkeit zu entziehen.

In Oesterreich war zwar Maria Thereſia ſelbſt bigott; aber die Männer, welche vorzugsweiſe ihr Vertrauen beſaßen, wie Kaunitz und van Switen, waren freiſinnig und hätten ihrerſeits die Pfaffenwirthſchaft vollſtändig gebrochen. Sie konnten nun zwar nicht ſo weit gehen, als ſie gemocht hätten, bereiteten aber doch in vielen Punkten einen Umſchwung der Dinge vor. Wir haben ſchon angegeben, daß van Switen an die Spitze des Unterrichtsweſens geſtellt, daß ihm das Amt eines Obercenſors übergeben war. In dieſen beiden Eigenſchaften konnte er vieles für die Aufklärung thun, was er denn auch nicht verſäumte. Noch entſchiedener aber neigte ſich Joſeph II. zur religiöſen Aufklärung hin. Er bot ſeinen ganzen Einfluß auf, um ſeine Mutter zu beſtimmen, in dieſe Richtung einzutreten. Die Geſinnung ſeiner Mutter zu ändern, war unmöglich; aber ſie verſchloß darum ihr Ohr nicht der Abſtellung offenbarer Mißbräuche, die in der Kirche ihres Reiches eingeriſſen waren. So wurde doch ſchon im Jahre 1767 verordnet, daß von nun an nicht mehr Novizen in Klöſter angenommen werden dürften, als von 1766 an Geiſtliche geſtorben ſeien; 1768 wurden die Inquiſitionsgerichte, 1769 die kleinen Klöſter aufgehoben; in demſelben Jahre erging eine Verordnung, der zufolge in den öſterreichiſchen Erblanden Niemand ohne Zuſtimmung der weltlichen Obrigkeit wegen Ketzerei oder anderer Urſachen mit dem Kirchenbanne belegt werden durfte. Im Jahre 1770 wurde verboten, Ordensgelübde vor dem 24. Jahre abzulegen, 1771 wurde die Anordnung erlaſſen, daß (zur Verhinderung der Erbſchleicherei für Klöſter) bei Aufſetzung von letzten Willenserklärungen kein Geiſtlicher zugegen ſein durfte; ferner ſollten keine neuen Brüderſchaften errichtet, die Feiertage vermindert werden: kein Ordenscandidat durfte hinfort dem Kloſter mehr als 1500 Gulden einbringen; die Kloſterkerker wurden ebenfalls, wie in Baiern, aufgehoben. Im Jahre 1772 wurden ſämmtliche Proceſſionen verboten, welche ein Ausbleiben über Nacht bedingten.

Für Maria Thereſia waren dieſe Anordnungen viel, aber immer nicht genug für Joſeph II., der noch ganz anders mit dem Pfaffenweſen aufzuräumen wünſchte. Daß die Kaiſerin aber nur mit Widerwillen in größere Reformen bezüglich der kirchlichen Angelegenheiten einging, erſieht man aus der Art und Weiſe, wie ſie ſich bei der Aufhebung des Jeſuitenordens benahm. Die ſüdeuro-

päischen Höfe, welche wie oben angeführt die Jesuiten aus ihren Reichen vertrieben hatten, forderten nun vom Papste eine völlige Aufhebung dieses Ordens, und ersuchten, um ihrer Forderung ein desto größeres Gewicht zu geben, auch den kaiserlichen Hof, sich ihnen anzuschließen. Joseph II. war natürlich vollkommen damit einverstanden, aber die Kaiserin konnte durch nichts bewogen werden, ihre Zustimmung zu geben: „sie glaube wohl, sagte sie, daß die andern Regenten ihre guten Gründe zu den gegen die Jesuiten ergriffenen Maßregeln gehabt haben möchten; was jedoch ihre Staaten beträfe, so könne sie das Benehmen der in denselben befindlichen Ordensmitglieder nur billigen: sie halte das Fortbestehen des Ordens sowohl in Bezug auf das Wohl ihres Volkes als auch im Interesse der Religion für gleich wichtig, sie werde ihn also erhalten und schützen." Joseph II. konnte unter diesen Umständen nichts Anderes thun, als daß er nach dem Tode des Papstes Clemens XIII. (1769) seinen ganzen Einfluß aufbot, um in Verbindung mit den bourbonischen Höfen einen freigesinnten Mann auf den päpstlichen Stuhl zu bringen, von dem die Aufhebung des Ordens zu erwarten sei. In der That täuschte Ganganelli, als Papst Clemens XIV. — denn dies war der unter den Einflüssen der bourbonischen Höfe nnd des Kaisers gewählte Papst — diese Hoffnungen nicht: schon im Juli 1773 hob er den Orden der Jesuiten feierlich auf. Maria Theresia ließ sich zuletzt nur dadurch dazu bewegen, dieser Bulle nachzukommen, daß der Papst Clemens XIV. selbst an sie schrieb und sie bedeutete, daß sie durch das Widerstreben gegen eine Verfügung des Oberhaupts der Kirche ihr Gewissen beschwere. So fügte sich denn die Kaiserin, wenn schon mit schwerem Herzen: auch in Oesterreich wurden die Jesuiten aufgehoben. Die Aufhebung der Jesuiten war von einer weltgeschichtlichen Bedeutung: in Deutschland bildet sie namentlich in dem Unterrichtswesen der katholischen Staaten eine Epoche: wahre Geistesbildung war hier unter dem Volke von jetzt an nicht mehr unmöglich geworden. Niemand wußte die Bedeutung dieses Ereignisses mehr zu würdigen wie Joseph II. „Clemens XIV., sagt er in einem Briefe, hat sich durch die Aufhebung der Jesuiten einen fortdauerden Ruhm erworben. Ehe sie in Deutschland bekannt geworden, war die Religion eine Glückseligkeitslehre der Völker; sie haben sie zum

empörenden Bilde umgeschaffen, zum Gegenstand ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdigt. Ein Institut, das die schwärmerische Einbildungskraft eines spanischen Veteranen in einer der südlichen Gegenden Europas entwarf, das eine Universalherrschaft über den menschlichen Geist zu erwerben gesucht und in diesem Gesichtspunkte alles dem infalliblen Senat des Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unseliges Geschenk für die Enkel Tuiskons sein. Das Synedrium dieser Loyoliten hatte ihren Ruhm, die Ausbreitung ihrer Größe und die Finsterniß der übrigen Welt zum ersten Augenmerke ihrer Plane gemacht. Ihre Intoleranz war Ursache, daß Deutschland das Elend eines dreißigjährigen Krieges dulden mußte. Ihre Principien haben die Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht, und sie sind Urheber der abscheulichen Aufhebung des Edicts von Nantes geworden. Der mächtige Einfluß, den sie über die Fürsten des Hauses Habsburg hatten, ist zu sehr bekannt. Ferdinand II. und Leopold I. sind ihre Gönner bis zum letzten Hauche ihres Lebens gewesen. Die Erziehung der Jugend, Literatur, Belohnungen, Ertheilung der höchsten Würden im Staat, das Ohr der Könige und das Herz der Königinnen, alles war ihrer weisen Führung anvertraut. Man weiß zu sehr, welchen Gebrauch sie davon gemacht, welche Plane sie ausgeführt, und welche Fesseln sie den Nationen auferlegt haben. Wenn ich zu irgend einem Hasse fähig wäre, so müßte ich diese Menschengattung hassen."

Aber nachdem einmal der Jesuitenorden gestürzt war, so begann auch für den deutschen Katholicismus eine neue Zeit. Auch hier taucht nicht ohne Einfluß von Seite der benachbarten protestantischen Länder eine Richtung auf, welche ausgehend von dem Geiste der Milde und der Duldung die Härten der Kirchenlehre verwischt, sich begnügt, auf Tugend und Rechtschaffenheit zu dringen, und vor dem allgemein menschlichen Standpunkt den kirchlichen in den Schatten treten läßt.

12. Reform in dem Erziehungswesen. Basedow.

Diese verständige, natürliche, mehr dem Leben zugewendete Richtung, die wir in der Religion und Theologie nach und nach haben überhand nehmen sehen, spielte nun auch in dem Erziehungswesen eine ganz bedeutende Rolle. Ja, dieses erlitt eine vollkommene Umwandlung.

Wir haben oben angegeben, wie schlecht es im 17. Jahrhundert und noch bis in das 18. hinein mit dem Unterrichtswesen aussah, und daß alle Bemühungen eines Comenius, demselben durch eine verständigere und natürlichere Lehrart einen neuen Geist einzuhauchen, von keinem dauernden Erfolge begleitet gewesen sind. Doch gingen seine Ansichten keineswegs ganz verloren: hie und da suchte der eine oder der andere Schulmann sie wieder hervor. Am Ende des 17., Anfang des 18. Jahrhunderts, zur Blüthezeit des Pietismus, wo derselbe besonders die werkthätige menschenfreundliche Seite hervorkehrte, ist von ihm auch bezüglich des Unterrichtswesens vieles Dankenswerthe geschehen. In diese Zeit fallen die sogenannten frankischen Stiftungen in Halle, die heute noch bestehen, Waisenhaus, Schulen u. s. w. Das Eigenthümliche der frankischen Schulen bestand nun zunächst in dem vorwaltenden christlichen oder vielmehr pietistischen Element; aber es traten in ihnen auch die sogenannten Realien stark hervor, auf welche verhältnißmäßig sogar mehr Gewicht gelegt ward, wie auf die alten Sprachen, von denen das Griechische ziemlich vernachlässigt wurde: man las nur das neue Testament, keinen andern griechischen Schriftsteller. Da diese Schulen andern zum Muster dienten, ferner außerordentlich stark besucht waren, so war ihr Einfluß doch nicht unbedeutend und sie trugen wohl Manches dazu bei, das Bedürfniß, dem Unterricht in den Realien eine größere Ausdehnung zu geben, mehr und mehr zu verbreiten.

Noch einen weiteren Schritt vorwärts machten die Schulmänner Gesner und Ernesti. Der erste*) (1691—1762) war zu Roth geboren, studierte in Jena und war an verschiedenen Schulen als Rector thätig, wie in Weimar, Ansbach, Leipzig, zuletzt (1734)

*) Vergl. Raumer, Geschichte der Pädagogik. II. S. 173 ff.

wurde er Professor und Bibliothekar in Göttingen. Es war ein Mann von der umfassendsten Gelehrsamkeit, hatte sich einen Schatz von den mannigfachsten Erfahrungen gesammelt und — was die Hauptsache ist — war ein Mann von Geist. Gegen den Schlendrian, mit welchem die alten Sprachen auf den Schulen getrieben wurden, sprach er sich auf das Entschiedenste aus. Sehr merkwürdig ist, was er über den grammatikalischen Unterricht sagt. Ursprünglich seien die Grammatiken zur Erleichterung des Sprachenlernens bestimmt gewesen, später aber seien höchst gelehrte Grammatiken erschienen, die zur ersten Grundlegung ebenso ungeschickt seien, als die subtilste und trefflichst gefaßte Lancette zum Brodschneiden. Kinder solle man nicht mit unverständigem Auswendiglernen der Regeln und Ausnahmen martern, und ihnen dadurch den Geschmack am Studiren gleich Anfangs und vielleicht auf immer benehmen. Sprachen seien vor der Grammatik gewesen, die Menschen hätten recht geredet, ehe sie an die Sprachkunst gedacht. Also sei es hundertmal leichter, durch den Gebrauch und die Uebung ohne Grammatik eine Sprache zu lernen, als die Uebung und den Gebrauch aus der Grammatik. Das Letztere sei schlechterdings unmöglich. So wies er immer auf einen lebendigen Sprachunterricht hin, auf eine Lehrweise, wornach die Schüler selbstthätig sein, selber die Regeln entdecken müßten. Auch die alten Schriftsteller will er so gelesen wissen, daß es den Schülern möglich werde, in ihren Geist einzudringen, ihre Schönheiten zu begreifen. Dies geschehe durch sogenanntes cursorisches Lesen. Und so empfahl er denn auch wiederholt die Realien. Sprachlicher Unterricht dürfe nie vom sachlichen getrennt werden: diese Trennung sei ein wesentliches Uebel: daher lerne die Jugend so viele Namen ohne irgend einen Begriff der benannten Dinge zu erhalten. Er empfahl deßhalb die Bücher des Comenius. Unter den Realien hob er besonders die Naturwissenschaften', Mathematik, Sternkunde, Erdbeschreibung, Geschichte hervor. Vor Allem aber, meinte er, müsse ein besonderes Gewicht auf die Kenntniß der Muttersprache gelegt werden.

In Gesners Fußstapfen trat sein Schüler Ernesti (1707—1781), derselbe, den wir schon oben als Theologen erwähnt haben. Er war früher Rector der Thomasschule in Leipzig. Als solcher hat er ein lateinisch geschriebenes Buch über die Erziehung herausgegeben, in

welchem die gesundesten Ansichten sich finden. Er fordert zunächst von den Müttern, die Kinder selbst zu stillen und nicht Ammen preiszugeben: sie selber zu erziehen und nicht Kinderfrauen zu überlassen. Befehlen oder gebieten die Eltern etwas, so sollen sie Grund dazu anführen, weil die Kinder lieber überzeugt als gezwungen gehorchen. Der Unterricht sollte so sein, daß die Kinder nichts blind auf Glauben annehmen, sondern nur das, wovon man ihnen den Grund angebe, überall müßten sie auch nach Gründen fragen. So bewahre man sie vor Leichtgläubigkeit, Aberglauben, Vorurtheilen. Auch solle man sich hüten, ihr Gedächtniß papageienmäßig mit leeren oder unverstandenen Worten anzufüllen.

Nun erschien im Jahre 1762 der Emil des Genfer Rousseau: ein Buch, das bei all' seinen Schwächen und Uebertreibungen dennoch das Streben der Zeit nach Einfachheit und Natürlichkeit so durchaus befriedigte, daß sich fortan die Männer, die das Erziehungswesen reformiren wollten, geradezu an dasselbe anschlossen. Rousseau spricht in Bezug auf die Mutterpflichten ganz die Ansichten aus, die wir eben von Ernesti vernommen haben. Er verlangt dann, daß bei der ersten Erziehung des Kindes überall die Natur zur Lehrerin genommen werde. Sinnliche Empfindungen geben den ersten Stoff kindischer Erkenntnisse: diese Eindrücke muß man ihnen in gehöriger Ordnung zukommen lassen: man muß ihnen Gelegenheit geben das Sehen mit dem Fühlen zu vergleichen. Der Zerstörungstrieb der Kinder stammt nicht aus Bosheit, sondern aus lebhafter Begierde nach Thätigkeit: man muß diesem Trieb Genüge leisten. Kostbares Spielzeug ist Ueberfluß, wohlfeiles, einfaches thut dasselbe. Man lehre sie nichts, was sie von selbst lernen, wie z. B. das Gehen. Mit den Kräften entwickelt sich in den Kindern die Fähigkeit, diese Kräfte zu beherrschen, und hierdurch ein selbstbewußtes individuelles Dasein. Das Kind soll seine Schwachheit fühlen, nicht darunter leiden; es muß abhängig sein, aber nicht gehorchen; es muß bitten, aber nicht befehlen. Es genießt eine unvollkommene Freiheit, und in diese muß es sich fügen. Man hüte sich, frühzeitig in die Kinder Lehren zu pflanzen, die sie noch nicht verstehen: der Kindescharakter soll sich frei und ungehindert entwickeln. Besonders verwerflich ist, sie zum Hermurmeln von Gebeten anzuhalten. Aller Unterricht muß auf die Anschauung

gegründet sein. Man fange erst spät an, sie lesen und schreiben zu lehren: am wenigsten zwinge man sie dazu. Ungezwungen werden sie von selbst darauf kommen. Vor Allem übe man den Leib der Zöglinge auf jede Weise. Was der menschliche Verstand aufnimmt, wird ihm durch die Sinne zugeführt, das Sinnliche bildet die Grundlage des Geistigen; unsere Füße, unsere Hände, unsere Augen lehren uns zuerst Philosophie. Darum muß man Glieder und Sinne als Werkzeuge unseres Verstandes üben, und deßwegen muß der Leib gesund und stark sein. Die Sinne bilden sich am frühesten im Kinde aus, ihre Vervollkommnung sollte man daher zuerst ins Auge fassen. Meßt, zählt, wägt, vergleicht! Auch die Kinderspiele sollen nicht nur das Auge, sondern alle Organe üben. Ist der Zögling soweit, daß er sich mit den Wissenschaften beschäftigen kann, so muß der Unterricht dergestalt beschaffen sein, daß überall die Selbstthätigkeit, das eigene Urtheil des Zöglings geweckt wird. Vor Allem dringt Rousseau auf Unterricht in den Naturwissenschaften. Auch die gewöhnlichen Handwerke soll der Knabe kennen lernen, mitunter sogar selber üben. Er ist dafür, daß Jeder ein nützliches Handwerk lerne. Leibes- und Geistesübungen sollen einander zur Erholung dienen. Was die Religion betrifft, so soll der Zögling in keiner der sogenannten positiven Religionen unterrichtet werden, sondern in einer Religion der Natur, des Herzens.

Dies sind im Wesentlichen die Grundsätze, die wir im Emil niedergelegt finden. Das Buch machte ein außerordentliches Aufsehen, besonders in Deutschland. Hier nahm sie sofort ein Mann auf, der nach ihnen das ganze Erziehungswesen umzugestalten begann: Basedow. Er war im Jahre 1723 in Hamburg geboren, studirte in Leipzig Theologie und Philosophie, wurde später Hofmeister und 1753 Professor der Sittenlehre und der schönen Wissenschaften auf der Ritterakademie zu Soröe in Dänemark. Früher in Hamburg ein Schüler des aufgeklärten Reimarus, in Leipzig eingeweiht in die verschiedenen theologischen Streitschriften, die damals erschienen, angezogen von der wolffischen Philosophie, die besonders auch den Naturwissenschaften Rechnung trug, konnte es nicht fehlen, daß er der freien Richtung in der Theologie folgte und hier noch weiter ging, als die damaligen Vertreter derselben auf den Lehrstühlen und auf den Kanzeln für gut fanden. Alle Geheimnisse der christ-

lichen Religion, welche die herrschende Kirchenlehre bekannte, waren ihm Unsinn: er bildete sich eine natürliche Religion aus, die sich an die der englischen Freidenker anschloß. In diesem Sinne hat er in den fünfziger und sechsziger Jahren eine Menge von Büchern geschrieben, welche sämmtlich die Vernunft als die eigentliche Quelle der religiösen Erkenntniß, wie der Sittenlehre hinstellten, aber auch die Vertreter des alten Lehrgebäudes auf das Aeußerste gegen ihn aufbrachten. Diese Angriffe bewirkten zuletzt doch, daß er die Stelle in Soröe aufgeben mußte: aber das dänische Ministerium versetzte ihn (1761) nach Altona, mit einem angemessenen Gehalte, wo er nach einer andern Seite hin thätig sein konnte. Er hatte nämlich frühzeitig auch dem Erziehungswesen seine Aufmerksamkeit geschenkt, und die Ueberzeugung gewonnen, daß dasselbe von Grund aus umgestaltet werden müßte, ebenso wie die Religion. Auch hier nahm er den Standpunkt der Natürlichkeit ein, von welchem er bei der Religion ausgegangen war. Schon als Hofmeister hatte er eine neue Unterrichtsweise versucht: er ließ sich zur Fassungskraft der Kinder herab und suchte ihnen das Lernen gleichsam spielend beizubringen. Zugleich knüpfte er das Lernen an die nächsten Umgebungen an, in der Stube, im Haus, im Garten, in Stall und Scheune, in den Werkstätten.

Nun erschien Rousseaus Emil, welches seine eigenen Meinungen auf bestimmte Grundsätze zurückführte, seine dunklen Ahnungen in helles Licht versetzte: Basedow war von diesem Werke begeistert, und gab sich von nun an mit ganzer Seele und seiner ganzen Kraft dem Gedanken der Umgestaltung des deutschen Erziehungswesens hin. So ließ er denn nach einander verschiedene Bücher ausgehen, in denen er seine Grundsätze entwickelte. Zugleich wandte er sich an Fürsten, Akademien, Freimauerlogen, Gelehrte, um ihn in seinen Bemühungen zu unterstützen. Vor Allem bereitete er ein Hauptbuch vor, Elementarwerk von ihm genannt, welches das eigentliche Unterrichtsbuch für die Jugend werden sollte. Er nahm hier wieder den Gedanken des Amos Comenius auf, den dieser in seinem Orbispictus ausgeführt, den Kindern nämlich durch Bilder Anschauungen von den Gegenständen zu geben, weßhalb denn dieses Elementarwerk mit einer Menge Kupfer versehen sein sollte. Die Bemühungen Basedows waren nicht vergebens: er

erhielt von allen Seiten Unterstützung: man war begierig auf ein Werk, welches so sehr den Bedürfnissen der Zeit zu entsprechen schien. Ja, der Fürst Leopold Franz von Anhalt-Dessau lud ihn sogar (1771) zu sich nach Dessau ein, um eine Erziehungsanstalt nach seinen Grundsätzen aufzurichten. Es war dies das Philanthropin. Im Jahre 1774 trat es ins Leben.

Die Grundsätze, welche Basedow in seinen verschiedenen Schriften aussprach und in dem Philanthropin anwandte, lassen sich auf folgende zurückführen. War der bisherige Unterricht theils auf die Kirchenlehre, theils auf die alten Sprachen gestützt, so ging Basedow darauf aus, Weltbürger zu bilden. An die Stelle der besonderen christlichen Bekenntnisse setzte er seine natürliche Religion, mit sehr wenigen, aber allgemein gültigen Lehren: ein Gott als Schöpfer, Erhalter und Herr der Welt: die Hauptsache aber die Sittenlehre, Tugend, Rechtschaffenheit, Liebe des Nächsten. Die Sprachen traten im Verhältniß zu der bisherigen Lehrweise zurück: auch fing man bei der Erlernung derselben nicht mit der Grammatik an, sondern mit dem Sprechen, dem Lesen: die Grammatik bildete erst den Schluß. Dagegen wurde desto mehr auf Sachgegenstände gesehen: auf Naturwissenschaften, Größenlehre, Erdkunde, überhaupt auf das Nützliche, Brauchbare, Handgreifliche: die Technologie oder Beschreibung der Handwerke und Künste bildete einen nicht unbedeutenden Theil des Unterrichts. Dieser ging überall von der sinnlichen Anschauung aus: die Schüler lernen kein Wort, ohne daß sie den Gegenstand sehen, den es bezeichnet. Wenn man denselben nicht in Wirklichkeit zeigen konnte, zeigte man ihn im Bild — Basedows Elementarbuch war eben auf diese Weise des Unterrichts berechnet. Die Erdkunde begann man mit der unmittelbaren Umgebung, und so schritt man fort von dem Dorfe zum Bezirke, vom Bezirke zum Lande, vom Lande zum Welttheil und so weiter. Auf Auswendiglernen wird kein Werth gelegt: dagegen das Denkvermögen auf alle Weise gestärkt. Aber zugleich wird die leibliche Bildung ins Auge gefaßt. Die unnatürliche fratzenhafte Kleidung der damaligen Zeit, die man den Franzosen entlehnt hatte, betreßte Röcke, kurze Beinkleider, Strümpfe, Puder, Haarbeutel, womit man auch die Kinder quälte, denen dadurch alle freie Bewegung unmöglich gemacht war, wurde vollkommen beseitigt. Die Kinder trugen

bequeme Jacken, weite Beinkleider: gingen ohne Halsbinden, den Hemdkragen über das Kleid zurückgeschlagen, tummelten sich im Freien, machten Fußreisen, lernten auch zur Erholung Drechseln, Schreinern oder andere Handarbeiten. Der Leib sollte ebenso gekräftigt werden, wie die Seele gebildet.

Basedow machte mit seinen Grundsätzen und seiner Erziehungsanstalt in Dessau überall ein großes Aufsehen: die der neuen Richtung angehörten, begrüßten das Unternehmen mit lebhafter Freude: auch die aufgeklärten Regierungen, worunter namentlich die preußische schenkten ihm ihren Beifall. Die Anzahl der Zöglinge im Philanthropinum wuchs von Jahr zu Jahr: die Lehrer die da gebildet wurden, verbreiteten nun die neuen Grundsätze in die verschiedensten Gegenden Deutschlands: bald wurden mehrere andere Anstalten in diesem Sinne gegründet, wie in Hamburg, in Schnepfenthal (1784). Zugleich entstand eine ganz neue Literatur von Kinderschriften, unter denen sich besonders die von Campe in Hamburg und die von Salzmann in Schnepfenthal auszeichneten. Diese mehr noch, als die betreffenden Anstalten, bewirkten in Kurzem einen vollkommenen Umschwung der Ansichten über die Erziehung, und halfen wesentlich mit die Aufklärung unter dem Volke zu verbreiten. Wer kennt nicht Campes Robinson? Ein Kinderbuch, das heute noch seine Anziehungskraft äußert, während allerdings die andern Kinderschriften von ihm und Salzmann mehr oder minder vergessen sind. Für die damalige Zeit waren sie aber alle von einer außerordentlichen Bedeutung.

Basedow selbst war eine wunderliche Persönlichkeit. Mit seiner ungemeinen Lebhaftigkeit, ja Schwärmerei, mit welcher er sein Werk betrieb, stieß er nicht selten an: auch mit seiner nächsten Umgebung konnte er sich nicht gut vertragen. Schon im Jahre 1778 gab er die Leitung des Philanthropinums auf, war aber immer noch thätig als Schriftsteller bis zu seinem Tod (1790).

13. Fortwirken mystischer Richtungen. Die Herrnhuter, Hamann, Lavater.

Blicken wir zurück. Allmählig hatte sich aus der Mystik, die wir immer im Gegensatze zu der dürren Dogmatik der herrschenden Kirchen bemerkt haben, derjenige Bestandtheil als ein selbständiger abgesondert, welcher der Erkenntniß, der Denkkraft sich zuwandte. Zuerst sehen wir ihn als philosophischen Pantheismus, theils offen, wie bei Spinoza, theils versteckt, wie bei Leibnitz, sich offenbaren: und noch Edelmann hat im Wesentlichen diesen Standpunkt eingenommen. Nachgerade aber wird demselben nicht nur die schroffe Spitze abgebrochen, sondern auch die philosophische Tiefe genommen, und es tritt an die Stelle dieser Eigenschaften der gesunde Menschenverstand, eine Richtung auf das Praktische, Nützliche, Brauchbare, Natürliche. Diese Richtung gewann, je allgemein verständlicher sie war, einen desto breiteren Boden. Sie hat sich um die allmählige Erhebung des Volkes aus der Unbildung oder Verbildung zu einem menschlicheren Dasein ungemeine Verdienste erworben. Aber sie hatte auch ihre Schattenseiten. Die einseitige Hervorhebung des bloß Nützlichen und im Leben Brauchbaren führte zu einer Vernachlässigung der Einbildungskraft und anderer edlerer Kräfte, die im Menschen schlummern: die Betonung des gesunden Menschenverstandes, der bloßen Moral im Gegensatze zu der bisher gebräuchlichen Glaubenslehre führte nachgerade zu einer gewissen Plattheit, Nüchternheit und Philisterhaftigkeit, die zuletzt über Alles den Stab brach, was es nicht begreifen konnte, auch wenn es das Genialste war.

Aber noch hatte diese Richtung nicht die allgemeine Herrschaft errungen. Eben die Mystik, aus welcher sie hervorgegangen, von der sie sich aber nachgerade vollkommen abgelöst hatte, bildete nun einen Gegensatz zu ihr. Die Mystik lag zu tief im Blute des deutschen Volkes und drückt zu sehr eine Geistesrichtung desselben aus, als daß sie sich hätte beseitigen lassen. Neben der Aufklärung lief sie einher: wie immer, trat sie in verschiedenen, von einander unabhängigen Lebensäußerungen hervor.

Wir beginnen mit den Herrnhutern. Der Stifter derselben war der Graf Nikolaus von Zinzendorf (1700—1760), aus einer alten adeligen Familie, früher in Oesterreich begütert, später in Kursachsen. Schon in früher Jugend neigte er sich religiöser Mystik zu: besonders entwickelte sich in ihm das Bedürfniß, mit Jesus in ein inniges und lebendiges Verhältniß zu treten. Er unterhielt sich mit ihm ganze Stunden lang, er schrieb ihm wohl kleine Briefe, die er zum Fenster hinaus warf, in der Hoffnung, daß sie zu ihm gelangen würden. Ebenso spürte er in sich schon als Kind einen lebhaften Drang zu predigen. Wie er herangewachsen, kam er an das Pädagogium in Halle, unter die Obhut Franckes, des Pietisten. Dadurch erhielt seine religiöse Stimmung noch mehr Nahrung. Auch auf der Hochschule und auf Reisen, die er machte, wurde sie nicht zurückgedrängt. Von letzteren zurückgekehrt, hielt er in seinem eigenen Hause in Dresden religiöse Zusammenkünfte, wo er selber predigte. Aber seine religiösen Anschauungen nahmen nach und nach eine besondere Richtung, die sich weder von den alten Rechtgläubigen, noch von den Pietisten befriedigt fühlte. Das Wesen derselben bestand in einer innigen, ja schwärmerischen Hingebung an Christus, den Heiland, der für uns gestorben sei, und die lutherische Rechtfertigungslehre bildete also den Kern seiner Lehre. Während aber die Pietisten in dieser Lehre mehr die Sündhaftigkeit des Menschen und den Bußkampf betonten, so hob er das Moment der Erlösung hervor, was denn seiner Lehre den Charakter der Freudigkeit und innern Befriedigung aufdrückte. Damit in Verbindung stand eine werkthätige Richtung, hervorgegangen aus Menschenliebe, der Frucht des Bewußtseins der eigenen Erlösung durch Christus. Zinzendorf ging schon lange mit dem Gedanken um, dieser seiner religiösen Anschauungsweise eine größere Verbreitung zu verschaffen, als der Zufall ihm zu Hülfe kam. Mehrere Mitglieder nämlich der böhmischen Brüdergemeinde, Nachkommen der alten Hussiten und Waldenser, flüchteten sich wegen erlittener Verfolgung im Jahre 1722 auf seine Güter und baten um Aufnahme. Er gewährte sie ihnen, baute ihnen ein eigenes Dorf, welches er Herrnhut nannte, und beschloß nun sogleich, in dieser Gemeinde seine Gedanken zur Ausführung zu bringen. Es gelang um so mehr, als diese böhmischen Brüdergemeinden im Wesentlichen von jeher ohngefähr die-

selben Grundsätze befolgt hatten, welche Zinzendorf in Anwendung bringen wollte.

Bei der Gründung einer besonderen religiösen Genossenschaft dachte aber Zinzendorf nicht daran, sich von der lutherischen Kirche, welcher er angehörte, zu trennen. Er fragte deshalb bei der theologischen Fakultät in Tübingen an, ob eine Kirche von mährischen Brüdern, in wiefern sie die evangelische Lehre zu Grunde legt, ohngeachtet ihrer besonderen Gebräuche und Disciplin in Gemeinschaft mit der lutherischen Kirche fortdauern könne? Die Frage wurde bejaht. Zinzendorf, der bisher der Vorsteher der herrnhuter Gemeinde gewesen, trat nun selbst in den geistlichen Stand. Er ließ sich prüfen und weihen (von lutherischen Geistlichen) und durch Jablonsky, Oberhofprediger in Berlin, welcher schon früher von Mähren ausgewandert war und Bischof der mährischen Brüder gewesen, die bischöfliche Würde ertheilen. Was nun das Religionsgebäude der Herrnhuter betrifft, so bildete die Grundlage und den Mittelpunkt desselben die schon oben angeführte Lehre von der Erlösung. Christus, der Gekreuzigte, das Lamm, das durch sein Blut die Sünden der Welt hinweggenommen hat, ist das immer wiederkehrende Thema der herrnhuter Gemeinden. War durch die Aufklärungstheologie die Lehre vom Kreuze und was damit zusammenhing, in den Schatten gestellt gegen Gott Vater, den Schöpfer und Erhalter der Welt, war von Christus meistentheils nur als Lehrer, als Prediger einer vollkommenen Sittenlehre die Rede, so betonten die Herrnhuter den Kreuzestod mit desto größerer Entschiedenheit, ja, mit einer gewissen Einseitigkeit, so daß bei ihnen Gott Vater vor dem Sohne in den Schatten trat. Bei der Ausbildung dieser Lehre machte sich nun das Vorherrschen des Gefühls, der Einbildungskraft, sinnlicher Bilder in einer oft ausschweifenden Weise geltend. Die Lieder der Herrnhuter, welche sich fast nur um das Verhältniß der menschlichen Seele zu Christus bewegen, geben genugsam Zeugniß davon: sie sind mitunter nicht minder abgeschmackt, als die Erzeugnisse der rechtgläubigen Kirchendichtung. Aber wenn bei der lutherischen Rechtgläubigkeit und bei dem Pietismus das starre Festhalten am Dogma eine Unduldsamkeit gegen Andersgläubige oder einen geistlichen Hochmuth zum Gefolge hatte, so bemerken wir vielmehr bei den Herrnhutern die größte Duld-

Wir beginnen mit den Herrnhutern. Der Stifter derselben war der Graf Nikolaus von Zinzendorf (1700—1760), aus einer alten adeligen Familie, früher in Oesterreich begütert, später in Kursachsen. Schon in früher Jugend neigte er sich religiöser Mystik zu: besonders entwickelte sich in ihm das Bedürfniß, mit Jesus in ein inniges und lebendiges Verhältniß zu treten. Er unterhielt sich mit ihm ganze Stunden lang, er schrieb ihm wohl kleine Briefe, die er zum Fenster hinaus warf, in der Hoffnung, daß sie zu ihm gelangen würden. Ebenso spürte er in sich schon als Kind einen lebhaften Drang zu predigen. Wie er herangewachsen, kam er an das Pädagogium in Halle, unter die Obhut Franckes, des Pietisten. Dadurch erhielt seine religiöse Stimmung noch mehr Nahrung. Auch auf der Hochschule und auf Reisen, die er machte, wurde sie nicht zurückgedrängt. Von letzteren zurückgekehrt, hielt er in seinem eigenen Hause in Dresden religiöse Zusammenkünfte, wo er selber predigte. Aber seine religiösen Anschauungen nahmen nach und nach eine besondere Richtung, die sich weder von den alten Rechtgläubigen, noch von den Pietisten befriedigt fühlte. Das Wesen derselben bestand in einer innigen, ja schwärmerischen Hingebung an Christus, den Heiland, der für uns gestorben sei, und die lutherische Rechtfertigungslehre bildete also den Kern seiner Lehre. Während aber die Pietisten in dieser Lehre mehr die Sündhaftigkeit des Menschen und den Bußkampf betonten, so hob er das Moment der Erlösung hervor, was denn seiner Lehre den Charakter der Freudigkeit und innern Befriedigung aufdrückte. Damit in Verbindung stand eine werkthätige Richtung, hervorgegangen aus Menschenliebe, der Frucht des Bewußtseins der eigenen Erlösung durch Christus. Zinzendorf ging schon lange mit dem Gedanken um, dieser seiner religiösen Anschauungsweise eine größere Verbreitung zu verschaffen, als der Zufall ihm zu Hülfe kam. Mehrere Mitglieder nämlich der böhmischen Brüdergemeinde, Nachkommen der alten Hussiten und Waldenser, flüchteten sich wegen erlittener Verfolgung im Jahre 1722 auf seine Güter und baten um Aufnahme. Er gewährte sie ihnen, baute ihnen ein eigenes Dorf, welches er Herrnhut nannte, und beschloß nun sogleich, in dieser Gemeinde seine Gedanken zur Ausführung zu bringen. Es gelang um so mehr, als diese böhmischen Brüdergemeinden im Wesentlichen von jeher ohngefähr die-

selben Grundsätze befolgt hatten, welche Zinzendorf in Anwendung bringen wollte.

Bei der Gründung einer besonderen religiösen Genossenschaft dachte aber Zinzendorf nicht daran, sich von der lutherischen Kirche, welcher er angehörte, zu trennen. Er fragte deshalb bei der theologischen Fakultät in Tübingen an, ob eine Kirche von mährischen Brüdern, in wiefern sie die evangelische Lehre zu Grunde legt, ohngeachtet ihrer besonderen Gebräuche und Disciplin in Gemeinschaft mit der lutherischen Kirche fortdauern könne? Die Frage wurde bejaht. Zinzendorf, der bisher der Vorsteher der herrnhuter Gemeinde gewesen, trat nun selbst in den geistlichen Stand. Er ließ sich prüfen und weihen (von lutherischen Geistlichen) und durch Jablonsky, Oberhofprediger in Berlin, welcher schon früher von Mähren ausgewandert war und Bischof der mährischen Brüder gewesen, die bischöfliche Würde ertheilen. Was nun das Religionsgebäude der Herrnhuter betrifft, so bildete die Grundlage und den Mittelpunkt desselben die schon oben angeführte Lehre von der Erlösung. Christus, der Gekreuzigte, das Lamm, das durch sein Blut die Sünden der Welt hinweggenommen hat, ist das immer wiederkehrende Thema der herrnhuter Gemeinden. War durch die Aufklärungstheologie die Lehre vom Kreuze und was damit zusammenhing, in den Schatten gestellt gegen Gott Vater, den Schöpfer und Erhalter der Welt, war von Christus meistentheils nur als Lehrer, als Prediger einer vollkommenen Sittenlehre die Rede, so betonten die Herrnhuter den Kreuzestod mit desto größerer Entschiedenheit, ja, mit einer gewissen Einseitigkeit, so daß bei ihnen Gott Vater vor dem Sohne in den Schatten trat. Bei der Ausbildung dieser Lehre machte sich nun das Vorherrschen des Gefühls, der Einbildungskraft, sinnlicher Bilder in einer oft ausschweifenden Weise geltend. Die Lieder der Herrnhuter, welche sich fast nur um das Verhältniß der menschlichen Seele zu Christus bewegen, geben genugsam Zeugniß davon: sie sind mitunter nicht minder abgeschmackt, als die Erzeugnisse der rechtgläubigen Kirchendichtung. Aber wenn bei der lutherischen Rechtgläubigkeit und bei dem Pietismus das starre Festhalten am Dogma eine Unduldsamkeit gegen Andersgläubige oder einen geistlichen Hochmuth zum Gefolge hatte, so bemerken wir vielmehr bei den Herrnhutern die größte Duld-

samkeit: sie betrachteten Niemanden als ihren Feind, wenn er nur an Christum glaubte, bei was für einer äußeren Kirche er sich sonst immer befinden mochte. Dies war, wie bereits angedeutet, das Ergebniß der Freudigkeit und innern Befriedigung, welche die Erlösungslehre über sie ausstrahlte, und der vorherrschenden Gefühlsrichtung. Diese drückte denn allerdings den herrenhuter Gemeinden zugleich den Stempel einer gewissen Weichheit und Weichlichkeit auf.

Bemerkenswerth aber ist, daß bei all' dieser Gefühlsschwelgerei das praktische Element durchaus nicht vernachlässigt ward. Im Gegentheile, gerade die Herrnhuter zeichneten sich durch Fleiß, Arbeitsamkeit, Betriebsamkeit aus und konnten in dieser Beziehung Anderen als Muster gelten. Ein besonderes Kennzeichen derselben war die außerordentliche Reinlichkeit, Ordnung und Nettigkeit, die bei allen ihren Anstalten, in Haus, Hof und Garten sich bemerkbar machte. Diese würde freilich in der Allgemeinheit, wie sie sich darbietet, nicht haben stattfinden können, ohne die eigenthümliche Verfassung, die ihnen Zinzendorf gegeben hat. Die Grundzüge derselben bestehen in Folgendem.

Die Herrnhuter behalten zwar den Unterschied zwischen Lehrern und Zuhörern bei. Aber außer dem Predigtamt haben sie noch andere Aemter, und zwar zur Besorgung sowohl der leiblichen als der geistlichen Wohlfahrt. Das Amt der Aeltesten, Mitältesten, Vicältesten besteht in Beten, Rathen, zuweilen auch im Entscheiden; das Amt der Helfer schränkt sich auf Vorträge bei den Versammlungen, auf Privatseelsorge und auf die äußere Leitung der Gemeinde ein; das Amt der Aufseher auf die Bemerkung aller bei der Gemeinde vorkommenden Gebrechen; das Amt der Ermahner auf freundliche Zurechtweisung der Fehlenden; das Amt der Diener auf den Dienst im Waisenhause, auf Krankenpflege, Besorgung der Krankenkasse, Ausübung der Gastfreiheit. Hierzu kommen noch andere Aemter, wie Almosenpfleger, Handwerksaufseher, Privatlehrer. Alle Beamte werden von der Gemeinde gewählt. Außer dem Aeltesten, dem Prediger und einigen Helfern, sind die übrigen Beamten von weiblichem Geschlechte bei der Weibergemeinde und von männlichem Geschlechte bei der Männergemeinde. Außerdem gab es noch gewisse engere Bande, in welchen sich die Vertrauteren zu unumschränkter gegenseitiger Beichte verpflichteten. Der Versammlungen und Uebun-

gen gibts mehrere. Des Sonntags wohnen sie regelmäßig dem Gottesdienste bei, außerdem haben sie noch ihre besonderen Andachtsübungen. Jeden Tag kommen sie Morgens und Abends in den Erbauungsstunden zusammen. In der Frühversammlung hat jeder der Brüder die Freiheit zu reden. Auch in der Nacht wird bei jeder Stunde gebetet von denen, die das Loos der Nachtwache trifft. Das Abendmahl genießen sie so oft, als sie erweckt zu sein glauben; aber außerdem halten sie Liebesmahle, größere und kleinere, bei Hochzeiten, Fast- und Bettagen, bei dem Wegreisen eines Bruders und anderen Gelegenheiten. Die Kleidung der Herrnhuter ist gleich, äußerst einfach, von dunkeln Stoffen. In allen diesen Einrichtungen ist eine gewisse Klösterlichkeit nicht zu verkennen. Sie tritt noch mehr hervor in der Anordnung, daß die unverheiratheten Brüder und Schwestern abgesondert nach den Geschlechtern in bestimmten Gebäuden zusammenwohnen, und daß sie sehr eingezogen leben müssen. Die Zucht spielt überhaupt eine große Rolle: bei aller Liebe und Freundlichkeit, mit welcher die Aufseher die Fehlenden zurechtweisen, fehlt es doch auch nicht an Strenge. Selbst der Bann wird ausgesprochen gegen die Ungehorsamen. Die individuelle Freiheit ist in gar manchen Dingen ziemlich beschränkt, so z. B. bei Verheirathungen, welche meist von den Aeltesten angeordnet werden, bei denen übrigens mitunter auch das Loos entscheidet, welches überhaupt bei ihnen häufig angewendet wird. — Diese Verfassung der Brüdergemeinden erinnert doch in sehr vielen Punkten an die wiedertäuferischen Gemeinden im Reformationszeitalter, ja, sie ist gewissermaßen als der Abschluß jener Bestrebungen zu betrachten, welche neben der inneren Religiosität ein entsprechendes äußeres Bild derselben darstellen wollten.

Die Brüdergemeinde breitete sich sehr bald weiter aus. Zinzendorf selbst machte zu diesem Behufe eine Menge von Reisen in Deutschland, den übrigen europäischen Ländern, ja selbst in Amerika, um überall Anhänger zu erwecken und Brüdergemeinden zu stiften: außerdem schickte er Bischöfe aus, um die neue Lehre zu verkünden. Er hatte unglaublichen Erfolg. Zum Theil mochte wohl seine Persönlichkeit daran schuld sein, welche uns von den Zeitgenossen von der vortheilhaftesten Seite geschildert wird: aber das Bedürfniß so mancher frommer Seelen, die weder von der starren Rechtgläubig-

keit, noch von der emporkommenden Aufklärung befriedigt wurden, kam ihm ebenso hülfreich entgegen. Als er starb, war seine Lehre bis nach Norwegen, Grönland, Lappland, bis nach Aethiopien und Guinea, ja bis hinab zu den Hottentotten, ferner bis nach Rußland, Persien, Palästina, endlich bis nach Nord- und Südamerika und Westindien verbreitet: der vielen Gemeinden, die er in Deutschland gestiftet, nicht zu gedenken.

Aber außer den Herrnhutern bestanden noch eine Menge mystischer Sekten von den mannigfachsten Schattirungen, von der tollsten Schwärmerei und Wüstheit bis zu jener milden stillen werkthätigen Frömmigkeit, wie wir sie eben bei den Herrnhutern kennen gelernt. Ein gewisser Elias Eller, ein Bandweber und zugleich Bürgermeister in Rousdorf im Herzogthum Berg, der noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sein Wesen trieb, gab sich für den Herrn Christus selbst aus und seine Frau für das Sonnenweib in der Offenbarung Johannis. Die von ihm gestiftete Partei ergab sich dem liederlichsten Leben und den schändlichsten Ausschweifungen. Eine ähnliche Sekte war die der Brüggler im Kanton Bern (seit dem Jahre 1746). Ihre Lehre war ganz die von etlichen schwärmerischen wiedertäuferischen Sekten im Reformationszeitalter: was das Fleisch thue, sei keine Sünde; wer einmal im Himmel angeschrieben, dem schade nicht, er möge auch thun, was er wolle; dem Gerechten könne kein Gesetz gegeben werden; ein wiedergeborener Mensch könne nicht sündigen, sondern es sei Alles recht was er thue; die auserwählten Kinder Gottes dürften nichts arbeiten; das komme nur den ungläubigen Heiden und Babyloniern zu; der liebe Gott sei nun zu alt, möge sich mit der Regierung der irdischen Dinge nicht beladen, habe also ihnen das Regiment übergeben, und was sie auf Erden thäten, sei im Himmel wohl gemacht. — Propheten, meist aus dem Handwerkerstande, standen in Menge auf: sie waren alle von Gott selbst gelehrt, und theilten nun ihre Offenbarungen ihren Anhängern mit, deren es doch nicht wenige gab. Besonders am Rhein, im Isenburgischen, Büdingen, der Wetterau spielten die Begeisteten oder Inspirirten eine große Rolle. Der Graf Kasimir von Wittgenstein-Berleburg nahm in seinem Ländchen Alle auf, die um der Religion willen anderswo verfolgt wurden, so daß Berleburg der Sammelplatz der verschiedensten Schwärmer wurde.

Unter diesen zeichnete sich ein gewisser Hochmann aus, der sich an den Schriften Böhmes herangebildet. Er griff besonders die Lauheit der Geistlichen an, ging während des Gottesdienstes in die Kirchen, betrat nach der Predigt des Pfarrers noch einmal die Kanzel und predigte dann auf seine Weise: oft fiel er sogar den Geistlichen während der Predigt ins Wort. Er scheint doch eine ungemeine Rednergabe gehabt zu haben. In der Regel predigte er auf offenem Felde, vor Tausenden von begeisterten Zuhörern. — In Berleburg kam auch eine neue Bibel heraus, welche den Ideen der mystischen Parteien eine weite Verbreitung gab. Sie geht darauf aus, überall den Buchstaben der Schrift in Geist zu verwandeln: findet überall in der Bibel geheime Beziehungen auf den inneren Menschen, und lehnt sich in gewissem Sinne an die Richtung der Aufklärer an.

Von weit größerer Bedeutung als die eben angeführten Erscheinungen auf dem Gebiete der Mystik, waren die Männer, bei welchen die Mystik einen wesentlichen Bestandtheil ihres Wesens bildete, die aber sonst auf vielfache Weise mit der neuen Entwicklung zusammenhingen und diese sogar mit zu fördern trachteten. Dies waren Hamann (1730—1789), Lavater (1741—1801) und Jung-Stilling (1740—1817). Der erstere, der nach mannigfachen Schicksalen nach Königsberg, seiner Vaterstadt, sich zurückgezogen, war bekannt mit den ersten Männern unserer Literatur, und von diesen geschätzt: Herder nannte ihn den Magus des Nordens. Es war eine originelle Persönlichkeit, voll Geist, aber verworren, von Einem zum Andern springend; als Schriftsteller nicht abgerundet, keine größere Aufgabe vollendend, aber anregend im höchsten Grade, und zwar auf allen Gebieten. Dieser geistreiche Mann war nun der modernen Aufklärung abgeneigt, weil sie ihm flach und wässerig erschien, das eigentliche Wesen des Christenthums verkennend: er neigte sich dagegen mehr zur bisherigen Kirchenlehre, besonders zur Erlösungslehre, die wir eben bei den Herrnhutern eine so große Rolle haben spielen sehen. Es versteht sich aber von selbst, daß er damit keineswegs in die Fußstapfen der alten Rechtgläubigkeit trat: als geistreicher Mann suchte er vielmehr die alte Lehre mit philosophischem Geiste zu durchdringen.

Noch entschiedener trat der mystische Grundstoff bei Lavater hervor. Er war Prediger in Zürich, hatte aber sowohl durch seine Schriften, wie durch persönliche Bekanntschaften mit den bedeutendsten deutschen Gelehrten einen großen Einfluß auf Deutschland. Auch in seiner Jugend bemerken wir eine ähnliche Erscheinung, wie bei Zinzendorf: wie dieser mit Christus, so verkehrte Lavater mit Gott, den er durch Gebet nach seiner Aussage oftmals vermochte, sich seiner in bestimmten Fällen anzunehmen. Dieser unerschütterliche Glaube an einen persönlichen Gott, mit dem man sich durch das Gebet in unmittelbare Beziehung setzen könne, ist ihm denn auch sein ganzes Leben hindurch geblieben und bildete die Grundlage seiner religiösen Anschauungsweise. Und so glaubte er, daß das Geheimnißvolle und Wunderbare nicht mit der apostolischen Zeit aufgehört habe, sondern auch noch in der Gegenwart vorhanden sei. Das Geisterreich sei den Menschen nicht verschlossen, sondern nur verdeckt: aber es bedürfe des Glaubens, diese Decke zu lüften. Mit diesen Ansichten trat Lavater zuerst in seinen „Aussichten in die Ewigkeit" hervor, wo er auf schwärmerische Weise den Zustand schildert, der uns nach dem Tode erwarte, ohngefähr so, wie der Schwede Swedenborg, dessen Schwärmereien damals bekannt geworden. Was Christus anbetrifft, so faßt er ihn zwar entschieden als Gott auf, aber doch nicht in der beschränkten Weise der Rechtgläubigen, sondern eher in der Weise der Mystiker des Reformationszeitalters, etwa Schwenkfelds: er läßt Christum gleichsam immer wieder von Neuem Mensch werden, um eine Gestalt in uns zu gewinnen. Sein Christus hat seinen Himmel nicht nur über den Sternen, sondern in der Brust des Menschen: er ist die Lebenskraft, die beständig Alle durchströmt und erquickt. — Auch faßte er als das Wesen der christlichen Religion die Menschenliebe auf, die ihn dann wieder mit so manchen Bestrebungen seiner Zeit, welche von ganz anderen Standpunkten ausgingen, in Beziehungen brachte. So ist er ein Anhänger der Erziehungslehre Basedows, während er mit dessen religiösen Ansichten nicht übereinstimmte. Eben dieses Hervorheben der Liebe als des Wesens des Christenthums machte ihn auch duldsam gegen Andersgläubige, wie wir ihn denn mit Männern der verschiedensten Richtungen in inniger Verbindung erblicken.

Jung Stilling ist im Ganzen auf derselben Stufe wie Lavater, wenn auch seine Wirksamkeit und sein Ruf als Gelehrter und Schriftsteller nicht so bedeutend war. Er war der Sohn eines Schullehrers im Nassauischen, hatte von Jugend an die wunderlichsten Schicksale, die er selbst in einem seiner gelesensten Werke erzählt — war zuerst Schneider, dann Schulmeister, dann Augenarzt, zuletzt Professor und Freund Karl Friedrichs von Baden, und sah nun in allen seinen Begegnissen, selbst den kleinsten und unscheinbarsten, die unmittelbare Einwirkung Gottes, mit dem er sich durch Gebet ebenso in unmittelbare Beziehung setzt wie Lavater. Aber auch Stilling war ein Charakter voll Liebe und Wohlwollen, daher ebenfalls duldsam, verkehrte mit Männern der entgegengesetztesten Richtungen, auch mit Freigeistern, während er wie Lavater ganz entschieden an Wunder glaubte.

Wunder- und Geistergeschichten spielten überhaupt in jener Zeit — dicht neben der Aufklärung und Freigeisterei — eine große Rolle unter Katholiken wie unter Protestanten. Ein großes Aufsehen machten namentlich die Wunderkuren des Pater Gaßner, der in den sechziger und siebenziger Jahren in Baiern sein Wesen trieb. Dieser gab vor, alle Krankheiten rührten vom Teufel her: sie würden also geheilt dadurch, daß man ihn austriebe, und er selbst behauptete, diese Kunst zu besitzen. Zuerst trat er in Konstanz auf, dann in Augsburg und machte nun Reisen von einem Orte zum andern, um seine Wunderkuren zu vollziehen. Er hatte einen ungeheueren Zulauf. Selbst Lavater glaubte, seiner Richtung gemäß, an diese Wunderkuren und knüpfte mit Gaßner einen Briefwechsel an. Zuletzt setzte Kaiser Joseph II. den Betrügereien ein Ende, indem er Gaßner dieselben verbot. Aehnliche Geschichten fielen übrigens auch in protestantischen Ländern vor: selbst in Berlin, wo doch die Aufklärung vorzugsweise zu Hause war, fehlte es nicht an Geisterbeschwörungen, und nach Holstein kam der Graf St. Germain, der schon vorher in Paris großes Aufsehen gemacht hatte: er rühmte sich, das Lebenselixir zu besitzen, er sei 300 Jahre alt, und könne ächte Edelsteine machen. Später trat ein noch größerer Gauner, Balsamo oder Graf Cagliostro, wie er sich nannte, auf, der Hauptschauplatz seiner Gaukelkunst war aber Frankreich. Der Magnetismus Mesmers

aus Wien nahm ebenfalls in jener Zeit seinen Anfang, wurde indessen auch erst in Paris weiter ausgebildet. —

Dies sind die Gegensätze, die Gährungen auf dem Gebiete der Religion und Kirche. Nicht geringer sind sie in der schönen Literatur.

---

14. Entwickelung der Nationalliteratur bis zum Auftreten Lessings.

Wir haben oben dargethan, welch große Verdienste sich Gottsched um die deutsche Nationalliteratur erworben. Aber seine Richtung war gleichwohl einseitig. Es war ihm vor Allem darum zu thun, bestimmte Regeln für die Dichtung aufzustellen. Diese entnahm er den Franzosen, die er als Muster anpries, einmal an und für sich, und zweitens, weil sie unter allen Neueren die Alten am Besten verstanden und nachgeahmt hätten, die er allerdings ebenfalls als Muster betrachtete. Die Franzosen aber hatten keine wahre naturgemäße Dichtkunst, auch war ihr Verständniß der Alten nichts weniger als ein richtiges: das Wesen der französischen Dichtung bestand vielmehr in nüchterner Verständigkeit, mit Bombast aufgestutzt und mit Witz untermischt: aber die Mängel der französischen Dichtung traten nicht so an den Tag wegen der außerordentlichen Ausbildung der Sprache, der Gewandtheit und Feinheit des Ausdrucks, die sie unter dem Einfluß des Hofes gewonnen hatte, und Gottsched, dem ohnedies kein eigentlicher Sinn für wahre Poesie inwohnte, mochte man es verzeihen, wenn er es als das Höchste, zu dem es die Deutschen bringen könnten, ansah, eine den Franzosen durchaus angepaßte und abgelernte Nationalliteratur zu besitzen.

Gottsched hatte mit diesen Ansichten bis in den Anfang der vierziger Jahren die ganze deutsche Literatur beherrscht. Da sollte ihm aber seine bisherige Herrschaft streitig gemacht werden. Es waren zwei Schweizer, Bodmer (1698—1783) und Breitinger (1701—1771), die anfangs zwar mit ihm übereinstimmten, später aber bei weiterem

Fortschritt mit ihm in Widerspruch geriethen. Sie forderten außer der Regel, die Gottsched für das Wesentliche ansah, noch etwas Anderes: der Dichter müsse Empfindung, Einbildungskraft haben: er müsse ferner malen können, d. h. seine Schilderungen müßten ein vollkommenes Abbild der Wirklichkeit sein. Und zu all' diesem verlangten sie auch noch einen großartigen Inhalt: der Dichter müsse das Gemüth erheben, er müsse begeisternd wirken. Während nun Gottsched vorzugsweise oder ausschließlich die Franzosen als Muster empfohlen hatte, wiesen die Schweizer vielmehr auf die Engländer hin, auf Milton mit seinen religiösen Dichtungen, aber auch auf Shakespeare.

Der Streit zwischen Gottsched und den Schweizern wurde bald allgemein: er ward mit großer Bitterkeit geführt. Im Ganzen aber neigte sich der Sieg auf die Seite der Schweizer. Das war immerhin ein Fortschritt, wenn auch die Richtung, welche sie vertraten, von ihnen selbst nicht einmal vollkommen durchgebildet sein mochte, und wenn sie auch einseitig zu werden drohte durch das Betonen des Inhalts: sie kamen nämlich darauf hinaus, von dem Dichter moralische Zwecke zu fordern. Daher begünstigten sie so sehr Gedichte religiösen Inhalts. Bodmer selbst schrieb eine Noachide. Haller, der berühmte Naturforscher, der aber auch Dichter war (1708—1777) befriedigte ganz ihren Geschmack, wegen des durchaus ernsten und würdigen Inhalts seiner Gedichte, während ein anderer gleichzeitiger Dichter, Hagedorn (1708—1754), aus Hamburg, mehr die heitere Seite des Lebens hervorhob. Zugleich bildete sich in Leipzig, unter den Augen Gottscheds selbst, ein Verein von Dichtern, die seit dem Jahre 1744 die Bremer Beiträge herausgaben, welche sich thatsächlich von Gottsched losrissen und jeder auf seine Weise schriftstellerisch thätig waren. Es gehörten dazu Gellert (1715—1769), Professor der Sittenlehre in Leipzig, den wir bereits unter den Vertretern der Rechtgläubigkeit angeführt, berühmt durch seine Fabeln und Erzählungen; Gärtner (1712—1791); die beiden Schlegel, wovon der eine, Elias, Dramatiker; Rabener (1714—1771), Steuerrevisor in Leipzig, bekannt durch seine Satyren; Zacharia (1726—1777), der sich besonders mit dem komischen Heldengedichte beschäftigte; Ebert (1723—1793); Kästner (1719—1800), Professor der Mathematik zu Leipzig, später zu Göttingen; Weisse (1726—1804), besonders bekannt durch seinen Kinderfreund, u. a.

Keiner aber erregte ein größeres Aufsehen als Klopstock aus Quedlinburg (1724—1803), der ebenfalls diesem Kreise angehörte, aber bald alle durch die Eigenthümlichkeit seiner Muse übertraf. Er war der erste deutsche Dichter wieder nach langer Zeit, aus welchem die Gluth der Begeisterung in mächtigen Strömen sich ergoß, dessen Erzeugnissen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie nicht künstlich gemacht seien, sondern der reine Abdruck der Empfindung des Dichters. Dem entsprach nun eine ungewöhnliche Kühnheit in Bezug auf die Form. Er riß sich von den bis dahin gebräuchlichen Versarten los, vom Reim und vom Alexandriner, führte den Herameter ein und andere reimlose Versarten der Alten, erfand wohl auch neue dazu. Und dazu kam noch die ganze Richtung des Dichters. Sie war durchaus groß und edel. Seine Seele war von den erhabensten Empfindungen bewegt. Gott, Freiheit, Vaterland: das waren die Gegenstände, die er unaufhörlich besang, die sich so zu sagen wie ein rother Faden durch alle seine Dichtungen hindurchziehen. Er gab dem Nationalgefühl, ohne welches eine selbständige deutsche Literatur nicht denkbar war, einen neuen Anstoß, indem nicht nur die Vaterlandsliebe als eine der ersten Tugenden von ihm gepriesen ward, sondern indem er Gegenstände aus der vaterländischen Geschichte besang, besonders solche, in denen sich die Deutschen groß und freiheitsliebend gezeigt hatten, so die Zeiten der Hermannsschlacht. Die vaterländische Richtung Klopstocks bewährte sich auch darin, daß er die germanische Götterlehre, wie sie in der Edda enthalten ist, wieder hervorsuchte und aus ihr dichterische Bilder entlehnte, anstatt aus der griechischen und römischen. Neben Vaterlandsliebe und Freiheitsgefühl — beide sind ihm gewissermaßen eins — spielte aber auch die Religion eine große Rolle bei unserm Dichter, nicht die beschränkte der alten Rechtgläubigen versteht sich, aber auch nicht die neue rationalistische, sondern ohngefähr jene, wie wir sie im vorhergehenden Abschnitt geschildert haben. Die Person Christi, des Gottmenschen, des Erlösers, war ihm ein Wesentliches: aber er faßte mehr die menschenfreundliche Seite auf als die dogmatische: so konnte bei ihm die Religion, obschon er im Ganzen an den Grundlagen der positiven Christenlehre festhielt, ein erwärmendes Feuer sein, das Element, das seinem ganzen Streben gleichsam erst den

Stempel der Erhabenheit, der Idealität aufdrückte. Auch ist sein großes religiöses Heldengedicht, der Messias, in welchem er das Leben und die Thaten Jesu besang, dasjenige Werk, welches ihn am bekanntesten gemacht hat. Schon im Jahre 1748 waren die ersten Gesänge davon erschienen, und erregten sofort ein ganz ungemeines Aufsehen. Die Schweizer erkannten sogleich in Klopstock den Mann, der ihr Ideal von einem Dichter verwirklicht habe: sie priesen ihn natürlich allen an, und fortan galt Klopstock vielen als Muster und Vorbild.

Bei allen Verdiensten, die sich Klopstock um die Nationalliteratur erworben, fehlte es ihm doch nicht an Mängeln. Seine Richtung war eine einseitige. Er schwebte in Idealen, und vergaß darüber die Erde zu seinen Füßen. Bei fortgesetzter Verfolgung dieser Richtung mußte die Poesie wieder unnatürlich werden: geziert, geschraubt: denn unmöglich kann sie sich lange hinfort mit derselben Kraft und Wahrheit auf jener Höhe der himmlischen Begeisterung erhalten, wie sie Klopstock forderte. Mit dieser idealen Richtung hing aber noch ein anderer Mangel der klopstockschen Muse zusammen. Es fehlte ihm die Gestaltung, welche dem Künstler eben nur aus der Beobachtung des wirklichen Lebens, aus einem Heimischwerden auf dem Boden der Sinnenwelt erwächst.

Eine solche, mehr der Wirklichkeit und dem heiteren Genusse zugewandte Richtung vertrat eine andere Reihe von Dichtern, als deren Mittelpunkt man Gleim (1719—1802) betrachten kann. Er war zu Ermsleben, einem Städtchen im Halberstädtischen, geboren. Sein Vater, Obersteuereinnehmer des Orts, sorgte für die wissenschaftliche Ausbildung des Sohnes und ließ ihn in Halle studieren. Hier verband sich Gleim mit einigen gleichgesinnten Jünglingen, Uz und Götz, die, wie er, Neigung zur Dichtkunst empfanden: sie studierten miteinander den Anakreon und versuchten sich in der scherzhaften Weise dieses griechischen Dichters. Nach den Universitätsstudien trat Gleim, beim Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges (1744) in die Dienste des Prinzen Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, und machte als Kriegssecretair den Feldzug mit. Nach dem Feldzuge erhielt er die einträgliche Stelle eines Domsecretairs zu Halberstadt, die er bis zu seinem Tode verwaltet hat. Er ist von nun an von einer nicht geringen Bedeutung in der

Literatur, weil er den Mittelpunkt der freieren Dichterweise bildete, und alle, besonders die jüngern aufstrebenden Fähigkeiten sich an ihn anlehnten. Der „Vater Gleim" war weit und breit berühmt: er war der gastfreundlichste Mann von der Welt, und half Allen auf, so weit er es vermochte. Die Richtung nun, die er im Gegensatze zu der klopstockischen in seinen Gedichten verfolgte, war eine heitere, dem Lebensgenuß zugewandte: Amor und Bacchus sind die Gottheiten, die er verehrt, und die er besingt. Doch beschränkte er sich nicht blos darauf. Außer dem Anakreon nämlich galt ihm und Gleichgesinnten auch Horaz als Muster, der Prediger jenes gehaltenen Epikuräismus, der im Genusse nicht untergeht, sondern sich zu beschränken und Maaß zu halten weiß und zuletzt die Tugend, als die eigentliche Quelle der wahren Glückseligkeit, empfiehlt. Und dies ist der Punkt, an welchem diese Dichter mit der aufklärerischen Theologie jener Zeit zusammenhängen, die nüchtern und verständig die Mysterien, sowie alle damit in Verbindung stehenden Schwärmereien bei Seite läßt, und nur die Sittenlehre, Tugend und Rechtschaffenheit betont. Zu dem gleimischen Kreise gehörten außer den schon erwähnten Uz (1720—1796) aus Ansbach und Götz (1721—1781) aus Worms, die preußischen Dichter Kleist (1715—1758) aus Pommern, Ramler (1725—1798) eben daher; Anna Louise Karsch (1722—1791) aus Schlesien, Michaelis aus Zittau (1746—1772), Johann Georg Jacobi aus Düsseldorf (1840—1714) und andere. Doch mangelte es allen diesen Dichtern an Ursprünglichkeit: sie arbeiten nicht aus dem vollen Leben, sondern lehnen sich an ihre Vorbilder, an Anakreon und Horaz an, copiren sie, führen antike Schäfernamen in die Poesie ein, die dadurch wieder eine fremde und unnatürliche Färbung erhält, und gerathen überhaupt durch die Richtung, die sie verfolgen, in eine gewisse Weichlichkeit hinein, welche durch ihre gegenseitigen Lobeserhebungen, durch ihre Freundschaftsschwärmerei noch mehr genährt wurde. Einen Augenblick lang hatte es den Anschein, als ob die unmittelbare Wirklichkeit ihnen den Stoff zu großartigeren volksthümlichen Dichtungen bieten sollte. Es war dies zur Zeit des siebenjährigen Krieges, wo Friedrich der Große wie die Bewunderung von ganz Deutschland, so noch mehr die seiner Unterthanen erregte! Damals schrieb Gleim die Lieder

eines preußischen Grenadiers (1756), die zu dem Besten gehören, was seine Muse geschaffen, voll Kraft und Wahrheit, voll Natur und Volksthümlichkeit. Auch Andere singen nun an, den großen König zu besingen! Aber der siebenjährige Krieg ging zu Ende, und in Deutschland trat eine lange Ruhe ein, die nur vorübergehend durch den Krieg von 1778 unterbrochen ward. Die politischen Begebenheiten gaben also fortan keinen Stoff mehr, und Friedrich der Große selbst, dem jene patriotischen Dichtungen galten, wollte von der deutschen Literatur nichts wissen, da er sie im Vergleich mit der französischen nur pedantisch, hölzern, langweilig fand.

Es war Wieland (1733—1813) vorbehalten, diesen Vorwurf, den man bis dorthin allerdings unserer Literatur machen konnte, von uns abzuwälzen, indem er zeigte, daß die Deutschen nicht minder wie die Franzosen es verständen, mit Anmuth ihre Gedanken darzustellen, und auch in Bezug auf die Vorurtheilsfreiheit des Inhalts mit denselben zu wetteifern. Er war in Biberach einer schwäbischen Reichsstadt geboren, erhielt von seinem Vater, einem protestantischen Prediger, eine sehr sorgfältige Erziehung, bezog, mit einer Masse Kenntnisse bereichert, schon in seinem 17. Jahre die Hochschule Erfurt, später Tübingen, und kam bereits von hier aus mit den Schweizern in Berührung, indem er ihnen einige seiner Dichtungen schickte. Die Schweizer ermunterten den hoffnungsvollen jungen Mann, und so war es natürlich, daß er zunächst die Richtung einschlug, die sie als die ächte und wahre vertheidigten, nämlich die religiöse. Auch Klopstock bestärkte ihn darin, dessen Gedichte er um diese Zeit kennen lernte, und die einen tiefen Eindruck auf ihn machten. Die ersten Werke Wielands tragen also einen durchaus religiösen, ja, engherzig sittlichen Charakter, welcher durch die persönliche Bekanntschaft mit Bodmer noch verstärkt ward. Allein diese Richtung widersprach der Natur Wielands. Als er aus dem bodmerischen Kreise herausgetreten, und nach Biberach zurückgekehrt war, wo er ein Amt mit einem bescheidenen Einkommen erhielt, ließ er seiner eigentlichen Natur freien Lauf, die ihn von Bodmer und Klopstock hinweg geradezu in das Lager Gleims und der Anakreontiker führte. Nicht geringen Einfluß auf ihn übte zugleich der Graf von Stadion, der sich in seiner Nähe niedergelassen hatte, weltmännisch gebildet, von mannichfacher Lebenserfahrung, außerdem im Besitz einer reichen

Schriftensammlung der englischen und französischen Freidenker. Diese lernte hier Wieland kennen, und nahm bald ihre Lehren in sich auf. Ebenso bedeutend, als diese, mochte der Einfluß Shakespeares sein, den er ins Deutsche übersetzte, ein Unternehmen, wodurch er sich allein schon ein großes Verdienst um die Entwicklung der deutschen Literatur erworben. In den sechziger Jahren verfaßte nun Wieland eine Reihe von Schriften (die komischen Erzählungen, Don Sylvio von Rosalva, Agathon, Musarion, Idris und Zenide, der neue Amadis, die Grazien), in welcher seine neue Richtung in greller Weise sich kund gibt. Hatte sich in seinen früheren Werken eine seraphische Heiligkeit, eine sittlich-religiöse Ueberschwänglichkeit breit gemacht, so spielte in den neueren die Sinnlichkeit, ja, die Lüsternheit die Hauptrolle. Wieland ging in der Ausmalung erotischer Scenen noch weiter, wie die Anakreontiker, indem er sich die französischen Schriftsteller zum Vorbild nahm, die bekanntlich in diesem Punkte nicht eklig sind. Aber seine Scherze sind in das Gewand gefälliger Anmuth gehüllt, wie er denn die Grazie als eine wesentliche Eigenschaft des Dichters betrachtete, und die Grazien selbst zum Gegenstande eines seiner Gesänge nahm. Auch sind ihm diese üppigen Schilderungen bei Weitem nicht die Hauptsache, sondern er sucht vor Allem die Lebensweisheit, zu welcher er durchgedrungen, vor den Lesern zu entfalten: diese ist also der Kern seiner Dichtungen, die demnach alle einen lehrenden Inhalt haben. Seine Lebensweisheit geht aber auf einen weisen Epikuräismus hinaus. Er verlacht die steifen und sauertöpfischen Sittenprediger, die nur in höheren Welten schwelgenden Platoniker, er weist nach, wie alle ihre Lehren auf irrigen Voraussetzungen beruhen, indem unsere Natur eine starke Zugabe von Sinnlichkeit erhalten habe, die durchaus befriedigt werden müsse, und der jene strengen Tugendprediger eben auch verfallen, so wie sich nur eine Gelegenheit biete. Dabei verwirft er natürlich nicht alle Tugend, aber er schränkt sie mit Rücksicht auf unsere Schwächen und auf die Anforderungen der Sinnlichkeit in engere Gränzen ein: eine weise Befriedigung des Lebensgenusses ist auch ihm, wie jener gleimischen Schule, das Höchste, was man erstreben könne. Es versteht sich von selbst, daß er, wie in der Lebensweisheit, so auch in der Religion, den Ansichten seiner Vorbilder, der freidenkerischen Franzosen, folgte: nur spricht er sie nicht so schroff aus, sondern

steht mehr auf dem Standpunkte der deutschen aufklärerischen Gottesgelehrten.

Wieland macht durch die außerordentliche Leichtigkeit und Anmuth der Darstellung, die über seine Dichtungen ausgegossen ist, eine Epoche. Er hat gezeigt, wessen die deutsche Sprache fähig ist, und der vaterländischen Literatur auch bei denen Achtung erzwungen, welche bisher sich nur an die französische gehalten, also vor Allem bei den höheren Ständen. Er hieß von nun an der deutsche Voltaire. Auch bildete seine sinnliche Richtung eine wohlthätige Gegenwirkung gegen die Klopstockianer, welche vor lauter Engeln und Seraphen die Dinge dieser Welt vergaßen, wie überhaupt seine ganze Lebensanschauung wesentlich dazu beigetragen hat, der freieren Denkweise den Sieg zu verschaffen. Aber auch Wieland hat seine Schattenseiten. Vor Allem ist zu bemerken, daß der Einfluß seiner Muster, der Franzosen, doch sehr stark hervortritt. Die spielende, scherzende Weise, die er ihnen entnommen, in Verbindung mit der Subjectivität, welche er sich allzu breit in den Vordergrund drängen ließ, hinderte ihn, vollkommen in sich abgerundete Kunstwerke zu schaffen. Man merkt es zu sehr seinen Erzeugnissen an, daß die poetische Form, in welcher sie erscheinen, eben nur eine Form ist, um des Verfassers philosophische Gedanken auf den Markt zu bringen: ja, der Dichter selbst stört durch unmittelbares Auftreten die poetische Täuschung auf unangenehme Weise: und nicht selten wird er dabei breit und geschwätzig. Eben daher kommt es auch, daß er in der Behandlung der Zeiten, die er uns schildert, nie gegenständlich verfährt. Ein Theil seiner Dichtungen spielt im alten Griechenland, ein anderer in der Ritterwelt. Aber in keinem hat er die rechte Farbe getroffen. Die alten Griechen sah er durch die Brille der Franzosen und Lucians: der Ritterwelt legte er nun vollends ein ganz modernes Gewand bei, was freilich den Gedanken, die er entwickeln wollte, besser entsprach. Erst in seinen späteren Schriften (wie im Aristipp) und im Oberon (1780) hat er bei der Darstellung der griechischen, wie der ritterlichen Welt eine größere Gegenständlichkeit an den Tag gelegt. Endlich dürfen wir nicht übersehen, daß doch der ganzen Richtung Wielands, wie der gleimischen, eine gewisse Weichlichkeit anklebte, die auf die Länge nur schädlich wirken konnte. In allen seinen Schriften sind eine Menge Andeutungen über die

aus Wien nahm ebenfalls in jener Zeit seinen Anfang, wurde indessen auch erst in Paris weiter ausgebildet. —

Dies sind die Gegensätze, die Gährungen auf dem Gebiete der Religion und Kirche. Nicht geringer sind sie in der schönen Literatur.

---

14. Entwickelung der Nationalliteratur bis zum Auftreten Lessings.

Wir haben oben dargethan, welch große Verdienste sich Gottsched um die deutsche Nationalliteratur erworben. Aber seine Richtung war gleichwohl einseitig. Es war ihm vor Allem darum zu thun, bestimmte Regeln für die Dichtung aufzustellen. Diese entnahm er den Franzosen, die er als Muster anpries, einmal an und für sich, und zweitens, weil sie unter allen Neueren die Alten am Besten verstanden und nachgeahmt hätten, die er allerdings ebenfalls als Muster betrachtete. Die Franzosen aber hatten keine wahre naturgemäße Dichtkunst, auch war ihr Verständniß der Alten nichts weniger als ein richtiges: das Wesen der französischen Dichtung bestand vielmehr in nüchterner Verständigkeit, mit Bombast aufgestutzt und mit Witz untermischt: aber die Mängel der französischen Dichtung traten nicht so an den Tag wegen der außerordentlichen Ausbildung der Sprache, der Gewandtheit und Feinheit des Ausdrucks, die sie unter dem Einfluß des Hofes gewonnen hatte, und Gottsched, dem ohnedies kein eigentlicher Sinn für wahre Poesie inwohnte, mochte man es verzeihen, wenn er es als das Höchste, zu dem es die Deutschen bringen könnten, ansah, eine den Franzosen durchaus angepaßte und abgelernte Nationalliteratur zu besitzen.

Gottsched hatte mit diesen Ansichten bis in den Anfang der vierziger Jahren die ganze deutsche Literatur beherrscht. Da sollte ihm aber seine bisherige Herrschaft streitig gemacht werden. Es waren zwei Schweizer, Bodmer (1698—1783) und Breitinger (1701—1771), die anfangs zwar mit ihm übereinstimmten, später aber bei weiterem

Fortschritt mit ihm in Widerspruch geriethen. Sie forderten außer der Regel, die Gottsched für das Wesentliche ansah, noch etwas Anderes: der Dichter müsse Empfindung, Einbildungskraft haben: er müsse ferner malen können, d. h. seine Schilderungen müßten ein vollkommenes Abbild der Wirklichkeit sein. Und zu all' diesem verlangten sie auch noch einen großartigen Inhalt: der Dichter müsse das Gemüth erheben, er müsse begeisternd wirken. Während nun Gottsched vorzugsweise oder ausschließlich die Franzosen als Muster empfohlen hatte, wiesen die Schweizer vielmehr auf die Engländer hin, auf Milton mit seinen religiösen Dichtungen, aber auch auf Shakespeare.

Der Streit zwischen Gottsched und den Schweizern wurde bald allgemein: er ward mit großer Bitterkeit geführt. Im Ganzen aber neigte sich der Sieg auf die Seite der Schweizer. Das war immerhin ein Fortschritt, wenn auch die Richtung, welche sie vertraten, von ihnen selbst nicht einmal vollkommen durchgebildet sein mochte, und wenn sie auch einseitig zu werden drohte durch das Betonen des Inhalts: sie kamen nämlich darauf hinaus, von dem Dichter moralische Zwecke zu fordern. Daher begünstigten sie so sehr Gedichte religiösen Inhalts. Bodmer selbst schrieb eine Noachide. Haller, der berühmte Naturforscher, der aber auch Dichter war (1708—1777) befriedigte ganz ihren Geschmack, wegen des durchaus ernsten und würdigen Inhalts seiner Gedichte, während ein anderer gleichzeitiger Dichter, Hagedorn (1708—1754), aus Hamburg, mehr die heitere Seite des Lebens hervorhob. Zugleich bildete sich in Leipzig, unter den Augen Gottscheds selbst, ein Verein von Dichtern, die seit dem Jahre 1744 die Bremer Beiträge herausgaben, welche sich thatsächlich von Gottsched losrissen und jeder auf seine Weise schriftstellerisch thätig waren. Es gehörten dazu Gellert (1715—1769), Professor der Sittenlehre in Leipzig, den wir bereits unter den Vertretern der Rechtgläubigkeit angeführt, berühmt durch seine Fabeln und Erzählungen; Gärtner (1712—1791); die beiden Schlegel, wovon der eine, Elias, Dramatiker; Rabener (1714—1771), Steuerrevisor in Leipzig, bekannt durch seine Satyren; Zachariä (1726—1777), der sich besonders mit dem komischen Heldengedichte beschäftigte; Ebert (1723—1793); Kästner (1719—1800), Professor der Mathematik zu Leipzig, später zu Göttingen; Weisse (1726—1804), besonders bekannt durch seinen Kinderfreund, u. a.

Keiner aber erregte ein größeres Aufsehen als Klopstock aus Quedlinburg (1724—1803), der ebenfalls diesem Kreise angehörte, aber bald alle durch die Eigenthümlichkeit seiner Muse übertraf. Er war der erste deutsche Dichter wieder nach langer Zeit, aus welchem die Gluth der Begeisterung in mächtigen Strömen sich ergoß, dessen Erzeugnissen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie nicht künstlich gemacht seien, sondern der reine Abdruck der Empfindung des Dichters. Dem entsprach nun eine ungewöhnliche Kühnheit in Bezug auf die Form. Er riß sich von den bis dahin gebräuchlichen Versarten los, vom Reim und vom Alexandriner, führte den Hexameter ein und andere reimlose Versarten der Alten, erfand wohl auch neue dazu. Und dazu kam noch die ganze Richtung des Dichters. Sie war durchaus groß und edel. Seine Seele war von den erhabensten Empfindungen bewegt. Gott, Freiheit, Vaterland: das waren die Gegenstände, die er unaufhörlich besang, die sich so zu sagen wie ein rother Faden durch alle seine Dichtungen hindurchziehen. Er gab dem Nationalgefühl, ohne welches eine selbständige deutsche Literatur nicht denkbar war, einen neuen Anstoß, indem nicht nur die Vaterlandsliebe als eine der ersten Tugenden von ihm gepriesen ward, sondern indem er Gegenstände aus der vaterländischen Geschichte besang, besonders solche, in denen sich die Deutschen groß und freiheitsliebend gezeigt hatten, so die Zeiten der Hermannsschlacht. Die vaterländische Richtung Klopstocks bewährte sich auch darin, daß er die germanische Götterlehre, wie sie in der Edda enthalten ist, wieder hervorsuchte und aus ihr dichterische Bilder entlehnte, anstatt aus der griechischen und römischen. Neben Vaterlandsliebe und Freiheitsgefühl — beide sind ihm gewissermaßen eins — spielte aber auch die Religion eine große Rolle bei unserm Dichter, nicht die beschränkte der alten Rechtgläubigen versteht sich, aber auch nicht die neue rationalistische, sondern ohngefähr jene, wie wir sie im vorhergehenden Abschnitt geschildert haben. Die Person Christi, des Gottmenschen, des Erlösers, war ihm ein Wesentliches: aber er faßte mehr die menschenfreundliche Seite auf als die dogmatische: so konnte bei ihm die Religion, obschon er im Ganzen an den Grundlagen der positiven Christenlehre festhielt, ein erwärmendes Feuer sein, das Element, das seinem ganzen Streben gleichsam erst den

Stempel der Erhabenheit, der Idealität aufdrückte. Auch ist sein großes religiöses Heldengedicht, der Messias, in welchem er das Leben und die Thaten Jesu besang, dasjenige Werk, welches ihn am bekanntesten gemacht hat. Schon im Jahre 1748 waren die ersten Gesänge davon erschienen, und erregten sofort ein ganz ungemeines Aufsehen. Die Schweizer erkannten sogleich in Klopstock den Mann, der ihr Ideal von einem Dichter verwirklicht habe: sie priesen ihn natürlich allen an, und fortan galt Klopstock vielen als Muster und Vorbild.

Bei allen Verdiensten, die sich Klopstock um die Nationalliteratur erworben, fehlte es ihm doch nicht an Mängeln. Seine Richtung war eine einseitige. Er schwebte in Idealen, und vergaß darüber die Erde zu seinen Füßen. Bei fortgesetzter Verfolgung dieser Richtung mußte die Poesie wieder unnatürlich werden: geziert, geschraubt: denn unmöglich kann sie sich lange hinfort mit derselben Kraft und Wahrheit auf jener Höhe der himmlischen Begeisterung erhalten, wie sie Klopstock forderte. Mit dieser idealen Richtung hing aber noch ein anderer Mangel der klopstockschen Muse zusammen. Es fehlte ihm die Gestaltung, welche dem Künstler eben nur aus der Beobachtung des wirklichen Lebens, aus einem Heimischwerden auf dem Boden der Sinnenwelt erwächst.

Eine solche, mehr der Wirklichkeit und dem heiteren Genusse zugewandte Richtung vertrat eine andere Reihe von Dichtern, als deren Mittelpunkt man Gleim (1719—1802) betrachten kann. Er war zu Ermsleben, einem Städtchen im Halberstädtischen, geboren. Sein Vater, Obersteuereinnehmer des Orts, sorgte für die wissenschaftliche Ausbildung des Sohnes und ließ ihn in Halle studieren. Hier verband sich Gleim mit einigen gleichgesinnten Jünglingen, Uz und Götz, die, wie er, Neigung zur Dichtkunst empfanden: sie studierten miteinander den Anakreon und versuchten sich in der scherzhaften Weise dieses griechischen Dichters. Nach den Universitätsstudien trat Gleim, beim Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges (1744) in die Dienste des Prinzen Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, und machte als Kriegssecretair den Feldzug mit. Nach dem Feldzuge erhielt er die einträgliche Stelle eines Domsecretairs zu Halberstadt, die er bis zu seinem Tode verwaltet hat. Er ist von nun an von einer nicht geringen Bedeutung in der

Literatur, weil er den Mittelpunkt der freieren Dichterweise bildete, und alle, besonders die jüngern aufstrebenden Fähigkeiten sich an ihn anlehnten. Der „Vater Gleim" war weit und breit berühmt: er war der gastfreundlichste Mann von der Welt, und half Allen auf, so weit er es vermochte. Die Richtung nun, die er im Gegensatze zu der klopstockischen in seinen Gedichten verfolgte, war eine heitere, dem Lebensgenuß zugewandte: Amor und Bacchus sind die Gottheiten, die er verehrt, und die er besingt. Doch beschränkte er sich nicht blos darauf. Außer dem Anakreon nämlich galt ihm und Gleichgesinnten auch Horaz als Muster, der Prediger jenes gehaltenen Epikuräismus, der im Genusse nicht untergeht, sondern sich zu beschränken und Maaß zu halten weiß und zuletzt die Tugend, als die eigentliche Quelle der wahren Glückseligkeit, empfiehlt. Und dies ist der Punkt, an welchem diese Dichter mit der aufklärerischen Theologie jener Zeit zusammenhängen, die nüchtern und verständig die Mysterien, sowie alle damit in Verbindung stehenden Schwärmereien bei Seite läßt, und nur die Sittenlehre, Tugend und Rechtschaffenheit betont. Zu dem gleimischen Kreise gehörten außer den schon erwähnten Uz (1720—1796) aus Ansbach und Götz (1721—1781) aus Worms, die preußischen Dichter Kleist (1715—1758) aus Pommern, Ramler (1725—1798) eben daher; Anna Louise Karsch (1722—1791) aus Schlesien, Michaelis aus Zittau (1746—1772), Johann Georg Jacobi aus Düsseldorf (1840—1714) und andere. Doch mangelte es allen diesen Dichtern an Ursprünglichkeit: sie arbeiten nicht aus dem vollen Leben, sondern lehnen sich an ihre Vorbilder, an Anakreon und Horaz an, copiren sie, führen antike Schäfernamen in die Poesie ein, die dadurch wieder eine fremde und unnatürliche Färbung erhält, und gerathen überhaupt durch die Richtung, die sie verfolgen, in eine gewisse Weichlichkeit hinein, welche durch ihre gegenseitigen Lobeserhebungen, durch ihre Freundschaftsschwärmerei noch mehr genährt wurde. Einen Augenblick lang hatte es den Anschein, als ob die unmittelbare Wirklichkeit ihnen den Stoff zu großartigeren volksthümlichen Dichtungen bieten sollte. Es war dies zur Zeit des siebenjährigen Krieges, wo Friedrich der Große wie die Bewunderung von ganz Deutschland, so noch mehr die seiner Unterthanen erregte! Damals schrieb Gleim die Lieder

eines preußischen Grenadiers (1756), die zu dem Besten gehören, was seine Muse geschaffen, voll Kraft und Wahrheit, voll Natur und Volksthümlichkeit. Auch Andere fingen nun an, den großen König zu besingen! Aber der siebenjährige Krieg ging zu Ende, und in Deutschland trat eine lange Ruhe ein, die nur vorübergehend durch den Krieg von 1778 unterbrochen ward. Die politischen Begebenheiten gaben also fortan keinen Stoff mehr, und Friedrich der Große selbst, dem jene patriotischen Dichtungen galten, wollte von der deutschen Literatur nichts wissen, da er sie im Vergleich mit der französischen nur pedantisch, hölzern, langweilig fand.

Es war Wieland (1733—1813) vorbehalten, diesen Vorwurf, den man bis dorthin allerdings unserer Literatur machen konnte, von uns abzuwälzen, indem er zeigte, daß die Deutschen nicht minder wie die Franzosen es verständen, mit Anmuth ihre Gedanken darzustellen, und auch in Bezug auf die Vorurtheilsfreiheit des Inhalts mit denselben zu wetteifern. Er war in Biberach einer schwäbischen Reichsstadt geboren, erhielt von seinem Vater, einem protestantischen Prediger, eine sehr sorgfältige Erziehung, bezog, mit einer Masse Kenntnisse bereichert, schon in seinem 17. Jahre die Hochschule Erfurt, später Tübingen, und kam bereits von hier aus mit den Schweizern in Berührung, indem er ihnen einige seiner Dichtungen schickte. Die Schweizer ermunterten den hoffnungsvollen jungen Mann, und so war es natürlich, daß er zunächst die Richtung einschlug, die sie als die ächte und wahre vertheidigten, nämlich die religiöse. Auch Klopstock bestärkte ihn darin, dessen Gedichte er um diese Zeit kennen lernte, und die einen tiefen Eindruck auf ihn machten. Die ersten Werke Wielands tragen also einen durchaus religiösen, ja, engherzig sittlichen Charakter, welcher durch die persönliche Bekanntschaft mit Bodmer noch verstärkt ward. Allein diese Richtung widersprach der Natur Wielands. Als er aus dem bodmerischen Kreise herausgetreten, und nach Biberach zurückgekehrt war, wo er ein Amt mit einem bescheidenen Einkommen erhielt, ließ er seiner eigentlichen Natur freien Lauf, die ihn von Bodmer und Klopstock hinweg geradezu in das Lager Gleims und der Anakreontiker führte. Nicht geringen Einfluß auf ihn übte zugleich der Graf von Stadion, der sich in seiner Nähe niedergelassen hatte, weltmännisch gebildet, von mannichfacher Lebenserfahrung, außerdem im Besitz einer reichen

Schriftensammlung der englischen und französischen Freidenker. Diese lernte hier Wieland kennen, und nahm bald ihre Lehren in sich auf. Ebenso bedeutend, als diese, mochte der Einfluß Shakespeares sein, den er ins Deutsche übersetzte, ein Unternehmen, wodurch er sich allein schon ein großes Verdienst um die Entwicklung der deutschen Literatur erworben. In den sechziger Jahren verfaßte nun Wieland eine Reihe von Schriften (die komischen Erzählungen, Don Sylvio von Rosalva, Agathon, Musarion, Idris und Zenide, der neue Amadis, die Grazien), in welcher seine neue Richtung in greller Weise sich kund gibt. Hatte sich in seinen früheren Werken eine seraphische Heiligkeit, eine sittlich-religiöse Ueberschwänglichkeit breit gemacht, so spielte in den neueren die Sinnlichkeit, ja, die Lüsternheit die Hauptrolle. Wieland ging in der Ausmalung erotischer Scenen noch weiter, wie die Anakreontiker, indem er sich die französischen Schriftsteller zum Vorbild nahm, die bekanntlich in diesem Punkte nicht eklig sind. Aber seine Scherze sind in das Gewand gefälliger Anmuth gehüllt, wie er denn die Grazie als eine wesentliche Eigenschaft des Dichters betrachtete, und die Grazien selbst zum Gegenstande eines seiner Gesänge nahm. Auch sind ihm diese üppigen Schilderungen bei Weitem nicht die Hauptsache, sondern er sucht vor Allem die Lebensweisheit, zu welcher er durchgedrungen, vor den Lesern zu entfalten: diese ist also der Kern seiner Dichtungen, die demnach alle einen lehrenden Inhalt haben. Seine Lebensweisheit geht aber auf einen weisen Epikuräismus hinaus. Er verlacht die steifen und sauertöpfischen Sittenprediger, die nur in höheren Welten schwelgenden Platoniker, er weist nach, wie alle ihre Lehren auf irrigen Voraussetzungen beruhen, indem unsere Natur eine starke Zugabe von Sinnlichkeit erhalten habe, die durchaus befriedigt werden müsse, und der jene strengen Tugendprediger eben auch verfallen, so wie sich nur eine Gelegenheit biete. Dabei verwirft er natürlich nicht alle Tugend, aber er schränkt sie mit Rücksicht auf unsere Schwächen und auf die Anforderungen der Sinnlichkeit in engere Gränzen ein: eine weise Befriedigung des Lebensgenusses ist auch ihm, wie jener gleimischen Schule, das Höchste, was man erstreben könne. Es versteht sich von selbst, daß er, wie in der Lebensweisheit, so auch in der Religion, den Ansichten seiner Vorbilder, der freidenkerischen Franzosen, folgte: nur spricht er sie nicht so schroff aus, sondern

steht mehr auf dem Standpunkte der deutschen aufklärerischen Gottesgelehrten.

Wieland macht durch die außerordentliche Leichtigkeit und Anmuth der Darstellung, die über seine Dichtungen ausgegossen ist, eine Epoche. Er hat gezeigt, wessen die deutsche Sprache fähig ist, und der vaterländischen Literatur auch bei denen Achtung erzwungen, welche bisher sich nur an die französische gehalten, also vor Allem bei den höheren Ständen. Er hieß von nun an der deutsche Voltaire. Auch bildete seine sinnliche Richtung eine wohlthätige Gegenwirkung gegen die Klopstockianer, welche vor lauter Engeln und Seraphen die Dinge dieser Welt vergaßen, wie überhaupt seine ganze Lebensanschauung wesentlich dazu beigetragen hat, der freieren Denkweise den Sieg zu verschaffen. Aber auch Wieland hat seine Schattenseiten. Vor Allem ist zu bemerken, daß der Einfluß seiner Muster, der Franzosen, doch sehr stark hervortritt. Die spielende, scherzende Weise, die er ihnen entnommen, in Verbindung mit der Subjectivität, welche er sich allzu breit in den Vordergrund drängen ließ, hinderte ihn, vollkommen in sich abgerundete Kunstwerke zu schaffen. Man merkt es zu sehr seinen Erzeugnissen an, daß die poetische Form, in welcher sie erscheinen, eben nur eine Form ist, um des Verfassers philosophische Gedanken auf den Markt zu bringen; ja, der Dichter selbst stört durch unmittelbares Auftreten die poetische Täuschung auf unangenehme Weise: und nicht selten wird er dabei breit und geschwätzig. Eben daher kommt es auch, daß er in der Behandlung der Zeiten, die er uns schildert, nie gegenständlich verfährt. Ein Theil seiner Dichtungen spielt im alten Griechenland, ein anderer in der Ritterwelt. Aber in keinem hat er die rechte Farbe getroffen. Die alten Griechen sah er durch die Brille der Franzosen und Lucians: der Ritterwelt legte er nun vollends ein ganz modernes Gewand bei, was freilich den Gedanken, die er entwickeln wollte, besser entsprach. Erst in seinen späteren Schriften (wie im Aristipp) und im Oberon (1780) hat er bei der Darstellung der griechischen, wie der ritterlichen Welt eine größere Gegenständlichkeit an den Tag gelegt. Endlich dürfen wir nicht übersehen, daß doch der ganzen Richtung Wielands, wie der gleimischen, eine gewisse Weichlichkeit anklebte, die auf die Länge nur schädlich wirken konnte. In allen seinen Schriften sind eine Menge Andeutungen über die

Gebrechen und Schwächen der Zeit enthalten, aber sie sind so vorsichtig, so versteckt und mit so wenig Entschiedenheit angebracht, daß diese Angriffe nicht viel helfen konnten. Dazu bedurfte es eines ganz anderen Auftretens.

Wieland hat, wie wir gesehen, einen Theil seiner Erzählungen in Griechenland spielen lassen: er hat dadurch diese Welt den Deutschen wieder näher gebracht, und zwar von einer Seite, von welcher aus sie wohl den Wenigsten bekannt war, nämlich von Seite ihres gesellschaftlichen, geistigen und künstlerischen Lebens. Hatte er aber diesen Schilderungen eine etwas französische Färbung gegeben, so sollte nun die alte Welt durch einen andern Mann besser bekannt werden. Winckelmann aus Stendal (1717—1768) empfand schon in früher Jugend eine unbezwingliche Neigung zu dem Alterthum, als dessen charakteristische Eigenthümlichkeit er mit sicherem Gefühle die Schönheit erkannte, und eine Sehnsucht nach Italien, um dort die Reste antiker Kunst mit eigenen Augen zu sehen. Aber die gedrückten Verhältnisse, unter denen er sich befand, — er war lange Zeit Schulmeister — erlaubten ihm nicht eher diesen Wunsch zu erfüllen, als bis er katholisch wurde, um vom Kurfürsten von Sachsen die Mittel dazu zu erlangen. Im Jahre 1755 trat er die Reise nach Italien an. Hier hat er nun sein ganzes übriges Leben zugebracht: die Frucht der Studien, denen er sich dort hingab, ist seine Geschichte der antiken Kunst (1764), welche diesen Zweig der Wissenschaft vollkommen umgestaltete, und nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa eine neue Bahn brach. Keiner war vor ihm so tief in das Wesen der antiken Kunst eingegangen; aber keiner war auch von der Natur so antik angelegt, wie Winckelmann: es war in ihm so zu sagen ein heidnisches Element: das Christenthum war ihm nicht nur völlig gleichgültig, sondern er hatte einen Widerwillen dagegen, weil es den geraden Gegensatz zum Alterthum bildete. Dafür besaß er die lebendigste Empfänglichkeit für das Sinnlich-Schöne, dessen Darstellung ja das Wesen der antiken Kunst ausmacht. Diese fand nun in Italien die reichste Befriedigung. Nicht nur Rom bot eine große Ausbeute, sondern nicht lange vorher hatten auch die Ausgrabungen von Pompeji und Herculanum stattgefunden. Winckelmann nahm nun Alles in sich auf mit der Lust des Enthusiasten und dem scharfen Auge des Kenners zugleich; er entwickelte

in seinen Schilderungen jene Vorstellungen von der Kunst der Alten, die seitdem bei uns heimisch geworden sind. Er hat zuerst mit sicherem Griffel dargestellt, wie sie nicht nur im Allgemeinen der schönen Natur gehuldigt, sondern wie dieser Schönheitssinn in dem Einzelnsten zur Aeußerung kam. Er hat dadurch unsere Dichter wieder vertraut gemacht mit der ächten Plastik, welche auch ihren Darstellungen zu Gute kommen mußte. Aber sein Verdienst erstreckte sich noch weiter. Er hat den Zusammenhang der Kunst mit dem übrigen Leben der Griechen dargethan: er hat darauf hingewiesen, wie die verschiedenen Aeußerungen einer Nation, Gesellschaft, Staat, Wissenschaft, Dichtung und Kunst in der innigsten Wechselwirkung stehen, und dadurch einem Umschwunge in der Behandlung der Geschichte vorgearbeitet. Für die Deutschen insbesondere war dies von großer Bedeutung, weil sie daraus die Lehre entnehmen konnten, daß ein Volk auf den verschiedenen Gebieten geistiger Bildung nur dann groß werden kann, wenn Staat und Leben von dem Hauche der Freiheit durchdrungen sind. Denn Winckelmann zeigte zugleich, indem er eine ganz neue Eintheilung der Epochen der bildenden Kunst aufstellte, wie die Blüthe und der Verfall derselben im unmittelbaren Zusammenhange mit der Blüthe und dem Verfalle der griechischen Freiheit stand. So hat Winckelmann durch seine Werke die schiefen und falschen Vorstellungen der Franzosen über die alte Welt verdrängt und eine wahrere an ihre Stelle gesetzt, dadurch das Alterthum für uns gleichsam erschlossen und hiermit zugleich den Weg angedeutet, wie sich bei uns eine lebendigere, natürlichere, großartigere, Literatur und Kunst bilden könne.

---

15. Lessing.

Eine Fülle geistiger Bestrebungen und Richtungen war demnach um die Mitte des Jahrhunderts in der Nation zu Tage gekommen. Aber noch war Alles unklar und verschwommen. Die verschiedensten Richtungen liefen neben einander her, griffen wohl auch in einander

über: es fehlte noch an einer sichern festen Einsicht in die eigentlichen Grundsätze, welche unsere Nationallitteratur befolgen müsse. Da trat Lessing auf als der große Lehrer der Nation. Von ihm beginnt eine neue Epoche.

Gotthold Ephraim Lessing (1729—1781) war geboren zu Kamenz in der Oberlausitz, wo sein Vater Pfarrer war. Wie er herangewachsen, kam er in die Schule zu Meißen, wo er sich vor allen anderen Mitschülern auszeichnete, so daß der Lehrer von ihm äußerte, er sei ein Pferd, das doppeltes Futter brauche. Eine gewisse Selbständigkeit seines Wesens, ein Gefühl seiner Ueberlegenheit machte sich wohl auch bemerklich, so daß der Conrector etwas verdrießlich über sein vorlautes Wesen ihm den Spitznamen: „der admirable Lessing" gab. Kaum 17 Jahre alt, bezog er die Hochschule in Leipzig, wo er nach dem Wunsche seiner Eltern Theologie studieren sollte. Aber Lessing hatte keine Lust dazu, wie er denn überhaupt den Vorlesungen der dortigen Professoren keinen Geschmack abgewinnen konnte. Er trieb sich lieber mit Schauspielern herum, bei denen er Unterricht im Declamiren nahm, und war ein ziemlich lebenslustiger Student. Das Bewußtsein einer gewissen Befangenheit im äußern Auftreten, was er noch von der Schule mitbrachte, bewog ihn, sich in allen ritterlichen Künsten zu üben: er lernte Reiten, Tanzen, Fechten, und brauchte auf diese Weise mehr Geld, als seine Eltern auftreiben konnten. Die Letzteren waren sehr ungehalten über ihren Sohn, besonders weil er die Theologie an den Nagel hänge und mit Schauspielern verkehre, was den frommen Pfarrersleuten nach den damaligen Ansichten ein Gräuel war. Aber Lessing hatte darum nicht sich selbst aufgegeben: er fühlte nur, daß er die Theologie nicht zu seinem Lebensberufe wählen könne: dafür studierte er sehr fleißig in den allgemeinen Wissenschaften, und wußte sich, so jung er war, einen großen Schatz von Kenntnissen zu sammeln. Auch selbstthätig trat er auf, indem er noch als Student mehrere Gedichte und Lustspiele verfaßte. In Leipzig blieb er nicht lange. Er fühlte einen unüberwindlichen Drang, sich in der Welt umzusehen, begab sich deßhalb nach Berlin, später nach Wittenberg: nachher kehrte er doch wieder nach Berlin zurück, wo er die Bekanntschaft mit dem Buchhändler Friedrich Nicolai machte, der einen so wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung unserer Litteratur erlangen

sollte. Mit ihm, einem der Hauptvertreter der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, und mit Mendelssohn, einem gelehrten Juden, der sich vorzüglich mit Philosophie beschäftigte und diese in allgemein verständlicher Sprache darzustellen wußte, gab er seit dem Jahre 1759 die Literaturbriefe heraus, in welchen er zuerst den Versuch machen wollte, nach seinen gewonnenen Einsichten und Erfahrungen die Erzeugnisse unserer Literatur zu beurtheilen, das Falsche und Unzulängliche rücksichtslos anzugreifen, und dagegen die richtigen Grundsätze aufzustellen. Indessen schon im Jahre 1760, also mitten im siebenjährigen Kriege, trat er in die Dienste des Generals von Tauenzien, Gouverneurs von Breslau, und lernte auf diese Weise den Krieg mit eigenen Augen kennen. Nach einigen Jahren verließ er sie wieder, und nahm dann die Stelle eines Theaterkritikers in Hamburg an, um, wie er hoffte, ein deutsches Nationaltheater dort gründen zu können. Aber schon 1769 erhielt er die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel, die er bis zu seinem Tode verwaltete.

Lessings eigentliche Größe besteht nicht in der Dichtkunst. Er hat sich zwar in seiner Jugend und noch später in allerlei Dichtungsarten versucht, aber obschon seine Poesien sich sogar neben dem besten Aehnlichen seiner Zeit sehen lassen dürfen, so hat er doch in der Folge selber über sie den Stab gebrochen: wie er seine späteren Dichtungen, die Dramen, betrachtet wissen wollte, werden wir noch sehen. Diejenige Thätigkeit, wodurch sich Lessing unsterblich gemacht hat, ist seine Kritik: dadurch hat er die Befreiung der deutschen Literatur von den verschiedenen Fesseln, in denen sie bis dahin gelegen, bewirkt, und zugleich hat er die Nation mit kühner und sicherer Hand auf die Bahnen gewiesen, die sie von nun an einschlagen müsse. Lessing besaß alle Eigenschaften, um eine solche Aufgabe zu erfüllen. Vor Allem Freiheit und Unabhängigkeit des Charakters. Wie er schon in seiner Jugend den Eltern widerstrebte, die ihn in eine Bahn drängen wollten, die seiner Natur widersprach, so hat er später den festen Entschluß gefaßt und durchgeführt, nie ein Amt anzunehmen, das seinen Neigungen nicht genüge: er hat sich lieber als Schriftsteller kümmerlich durchzuschlagen gesucht, um nicht die Freiheit zu verlieren. Und so galt auch vor ihm kein Ansehen der Person, keine durch ehrwürdiges Alter geheiligten Meinungen: er

mußte überall selbst sehen, denken, prüfen. Keiner seiner Zeitgenossen besaß aber auch einen so scharfen Verstand, eine so gewandte siegreiche Dialektik, der es gelang, die Gedanken bis in das Innerste zu zergliedern und ihre Haltlosigkeit, ihre Widersprüche nachzuweisen. Und daneben gebot er über eine so ungeheuere Gelehrsamkeit, eine solche Fülle von Kenntnissen auf den verschiedensten Gebieten des Wissens, die dazu noch so in das Einzelne, sogar in das Kleinliche eingingen, daß, wenn man nur einen Gegenstand seiner Untersuchungen betrachtete, man glauben möchte, er habe sich nie mit etwas Anderem abgegeben, während er doch die gleiche Gelehrsamkeit in einem ganz entgegengesetzten Fache ebenso großartig beurkundete. Darin aber bestand nun wieder die Größe von Lessing, daß er auf eigentliche Gelehrsamkeit als solche gar nichts hielt: ein bloßer Bücherwurm war ihm ein Gräuel: vielmehr war ihm der Geist, der die Wissenschaften beherrschen solle, das einzig Erstrebenswerthe. Und diese Vorurtheilslosigkeit, diese freie Denkart erhielt er durch die Kenntniß des Lebens, die er sich in seiner Laufbahn hatte angelegen sein lassen. Er kannte die Dinge dieser Welt, er kannte die Menschen besser, wie irgend einer der zeitgenössischen Dichter. Und diese Lebenserfahrung, dieser unmittelbare Zusammenhang mit der Welt, in dem er sich wußte, drückte denn auch wieder seiner Schreibart die eigenthümliche Schönheit auf, die wir immer an ihr bewundern werden. Lessing ist der erste Prosaiker der Nation geworden. Er hat der deutschen Sprache wieder die Kraft und die Unmittelbarkeit zurückgegeben, die ihr seit den Zeiten Luthers abhanden gekommen. Er verstand es nämlich so zu schreiben, wie man spricht: da sind keine langweiligen Perioden, keine schleppenden Tiraden, keine unnöthigen Redensarten, keine Voraussetzungen. Er geht unmittelbar in die Sache ein, die er behandeln will: er stellt sich einen Laien vor, der eigentlich von derselben noch nichts versteht. Er entwickelt dann mit Klarheit und Anschaulichkeit, aber mit ebenso viel Kürze und Lebendigkeit seine Gedanken, und zwar mit solchem Erfolge, daß er uns selbst an trockenen Gegenständen durch die geistreiche und verständliche Art der Behandlung Antheil abzwingt: er weiß den Leser immer zu fesseln. Auf diese Weise ist er populär im edelsten Sinne des Worts. Die Tiefe der Gedanken verliert nicht im Geringsten bei ihm: sie gewinnen vielmehr durch die Dar-

stellung, die klar, verständlich, natürlich und eben darum schön ist.

Einem Mann mit solchen Eigenschaften ausgerüstet konnte die Erreichung des Zieles, das er sich vorgesetzt, nicht lange zweifelhaft sein. Und was wollte er denn? Während Klopstock und seine Anhänger die Poesie in himmlische Welten oder in die uralten Zeiten zurückverlegten, während Wieland französisirte und die Gleims und Genossen in Gefühlsschwelgerei aufzugehen drohten, wollte Lessing die Poesie wieder deutsch machen, natürlich, kräftig, lebendig. Er zertrümmerte die falschen Götzen des Geschmacks, die Franzosen mit ihrer frivolen Zierlichkeit und ihren Perückenstöcken nicht minder, wie die Deutschen, welche die Poesie zu einer Dienerin der Moral machen wollten, oder sich in überirdische Sphären verstiegen, und wies vielmehr auf die kräftige Schönheit der Griechen hin, die uns immer noch als die Lehrer des ächten Geschmacks erscheinen müßten. Wie Winckelmann in der Kunst die Alten uns erschloß, so Lessing in der Poesie und Wissenschaft. Keiner der Zeitgenossen ist so tief in ihren Geist eingedrungen, wie Lessing, und hat es so verstanden, die Kenntniß desselben zum Allgemeingut zu machen. Durch ihn und Winckelmann begann der Humanismus bei uns wieder zu erstehen und ähnliche Früchte zu bringen, wie im Reformationszeitalter, eine Erscheinung, die freilich erst dann möglich war, seitdem der christliche Dogmatismus vor einer milderen Religionsansicht die Segel streichen mußte. Verlangte nun aber Lessing eine ängstliche Nachahmung der Alten? Nichts weniger, als dieses. Vielmehr entnahm er denselben nur das, wodurch eben ihre Kunst und Poesie zum Muster werden konnte, die Natürlichkeit und die Schönheit: bei welchen modernen Dichtern er die nämlichen Eigenschaften fand, die stellte er ebenfalls als Muster auf, wie er es denn insbesondere gewesen ist, welcher auf Shakespeare hinwies und seine Schönheiten uns aufdeckte. Und sollte nun Shakespeare von den Deutschen nachgeahmt werden? Auch das nicht. Sondern die Deutschen sollten auf eigenem Boden das ihnen Gemäße schaffen: freilich die Dichtung konnte bei uns nicht natürlich, nicht lebendig, nicht kräftig werden, so wie sie sich an längst vergangene Zeiten und Vorstellungen anlehnte: sie sollte vielmehr aus dem Borne des unmittelbaren Lebens schöpfen: darum

wies er sie auf die Gegenwart, auf die heimischen Zustände und Sitten an: sie sollte ein Abbild des Lebens werden.

In dieser Richtung ist Lessing zuerst in den Literaturbriefen (1759) aufgetreten. Noch bestimmter und klarer hat er seine Grundsätze entwickelt in dem Laokoon (1766), oder über die Gränzen der Poesie und Malerei, wo er die verschiedenen Gattungen der Kunst charakterisirt und die jeder zukommende Eigenthümlichkeit festsetzt. Er spricht sich da besonders gegen die Vermischung der verschiedenen Gattungen, namentlich der Poesie und Malerei aus, wie sie die Schweizer vertheidigten: wogegen er die Reinhaltung der Gattung mit siegreichen Gründen verlangt. Hier schon hat er tiefe Blicke nicht nur in das Wesen des Alterthums, sondern in das Wesen der Poesie überhaupt gethan. Noch entschiedener aber trat er in der Dramaturgie auf.

Das Drama nämlich hielt er für diejenige Gattung, deren Ausbildung uns vorzugsweise angemessen sei: alle andern Arten der Dichtung setzte er daher gegen sie in den Schatten. Nun war freilich das deutsche Drama zu seiner Zeit in einem sehr erbärmlichen Zustande. Gottsched hatte sich früher in Leipzig große Mühe gegeben, um dasselbe in Aufnahme zu bringen. Aber er ging dabei von seinen französischen Beispiel aus: und die französischen Schauspieldichter blieben uns nach Gottscheds Vorgang Muster, sammt allen ihren Regeln, ihren drei aristotelischen Einheiten (der Handlung, des Ortes, der Zeit) und ihren sonstigen Verschrobenheiten. Als nun Lessing nach Hamburg gerufen ward, um die dortige Bühne in Aufnahme zu bringen, so schrieb er die Dramaturgie (1767, 1768), eines seiner Hauptwerke, in welchem er sich bemühte, nicht nur den französischen Geschmack in seiner ästhetischen Unzulänglichkeit hinzustellen, sondern auch die wahren Grundsätze des Dramas zu entwickeln. Er griff die ersten Größen der Franzosen, Corneille, Racine, Voltaire an, und bewies mit schlagenden Gründen die Fehler, die sie gemacht, die Sünden, die sie an der Natur, an der poetischen Wahrheit begangen. Dagegen setzte er ihnen als einen ächten Dramatiker Shakespeare entgegen, den jene nur mit Naserümpfen anzusehen pflegten: er hat, wie gesagt, zuerst seine außerordentliche Begabung, sein großartiges Genie enthüllt. Und so ist er überall auf die ächte Quelle der Poesie und des Dramas

insbesondere, auf das Leben, auf den Menschen, auf seine Leidenschaften zurückgegangen, die er mit der größten Meisterschaft zergliedert: er hat mit überzeugender Wahrheit nachgewiesen, was der Dichter vorzugsweise im Auge behalten müsse: die Natur, den inneren nothwendigen Zusammenhang der vorgehenden Begebenheiten: da müsse alles ineinander eingreifen, nichts zufällig, nichts überflüssig sein; und vor Allem: die Menschen, die Charaktere müssen sich in Handlungen vor uns zeigen: sie müssen plastisch sein. Dagegen legte er auf die Regeln der Franzosen und sonstige Gesetze gar keinen Werth. Das Genie brauche keine: es mache sie sich selbst. Ebenso rieth er den Schauspieldichtern, sich nicht sklavisch an die gebundene Rede zu halten, damit sie durch die Schwierigkeiten derselben nicht abgehalten würden, ihre Personen so natürlich und lebendig als möglich sprechen zu lassen.

Lessing hat in seinen späteren Jahren noch mehrere Dramen verfaßt, um in ihnen zu zeigen, wie ohngefähr diese Gattung beschaffen sein müßte: so das Lustspiel Minna von Barnhelm, die Tragödien Miß Sara Sampson, Philotas, Emilia Galotti, und das dramatische Gedicht Nathan den Weisen. Diese gehören, was die Wahl des Stoffes, Anlage, Charakterzeichnung, Lebendigkeit und Natürlichkeit des Gesprächs anbetrifft, zu dem Besten, was unsere Literatur aufzuweisen hat: sie haben bereits zur Zeit ihrer Erscheinung ein großes Aufsehen gemacht, und das spätere Geschlecht hat sich an ihnen herangeschult: die Hauptsache war, daß er unmittelbar aus dem Leben gegriffen. Gleichwohl dachte er selbst sehr bescheiden über seine Dichtergaben. Am Schlusse der hamburgischen Dramaturgie spricht er sich folgendermaßen darüber aus: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigiebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in denen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft

wies er sie auf die Gegenwart, auf die heimischen Zustände und Sitten an: sie sollte ein Abbild des Lebens werden.

In dieser Richtung ist Lessing zuerst in den Literaturbriefen (1759) aufgetreten. Noch bestimmter und klarer hat er seine Grundsätze entwickelt in dem Laokoon (1766), oder über die Gränzen der Poesie und Malerei, wo er die verschiedenen Gattungen der Kunst charakterisirt und die jeder zukommende Eigenthümlichkeit festsetzt. Er spricht sich da besonders gegen die Vermischung der verschiedenen Gattungen, namentlich der Poesie und Malerei aus, wie sie die Schweizer vertheidigten: wogegen er die Reinhaltung der Gattung mit siegreichen Gründen verlangt. Hier schon hat er tiefe Blicke nicht nur in das Wesen des Alterthums, sondern in das Wesen der Poesie überhaupt gethan. Noch entschiedener aber trat er in der Dramaturgie auf.

Das Drama nämlich hielt er für diejenige Gattung, deren Ausbildung uns vorzugsweise angemessen sei: alle andern Arten der Dichtung setzte er daher gegen sie in den Schatten. Nun war freilich das deutsche Drama zu seiner Zeit in einem sehr erbärmlichen Zustande. Gottsched hatte sich früher in Leipzig große Mühe gegeben, um dasselbe in Aufnahme zu bringen. Aber er ging dabei von seinen französischen Beispiel aus: und die französischen Schauspieldichter blieben uns nach Gottscheds Vorgang Muster, sammt allen ihren Regeln, ihren drei aristotelischen Einheiten (der Handlung, des Ortes, der Zeit) und ihren sonstigen Verschrobenheiten. Als nun Lessing nach Hamburg gerufen ward, um die dortige Bühne in Aufnahme zu bringen, so schrieb er die Dramaturgie (1767, 1768), eines seiner Hauptwerke, in welchem er sich bemühte, nicht nur den französischen Geschmack in seiner ästhetischen Unzulänglichkeit hinzustellen, sondern auch die wahren Grundsätze des Dramas zu entwickeln. Er griff die ersten Größen der Franzosen, Corneille, Racine, Voltaire an, und bewies mit schlagenden Gründen die Fehler, die sie gemacht, die Sünden, die sie an der Natur, an der poetischen Wahrheit begangen. Dagegen setzte er ihnen als einen ächten Dramatiker Shakespeare entgegen, den jene nur mit Nasenrümpfen anzusehen pflegten: er hat, wie gesagt, zuerst seine außerordentliche Begabung, sein großartiges Genie enthüllt. Und so ist er überall auf die ächte Quelle der Poesie und des Dramas

insbesondere, auf das Leben, auf den Menschen, auf seine Leidenschaften zurückgegangen, die er mit der größten Meisterschaft zergliedert: er hat mit überzeugender Wahrheit nachgewiesen, was der Dichter vorzugsweise im Auge behalten müsse: die Natur, den inneren nothwendigen Zusammenhang der vorgehenden Begebenheiten: da müsse alles ineinander eingreifen, nichts zufällig, nichts überflüssig sein; und vor Allem: die Menschen, die Charaktere müssen sich in Handlungen vor uns zeigen: sie müssen plastisch sein. Dagegen legte er auf die Regeln der Franzosen und sonstige Gesetze gar keinen Werth. Das Genie brauche keine: es mache sie sich selbst. Ebenso rieth er den Schauspieldichtern, sich nicht sklavisch an die gebundene Rede zu halten, damit sie durch die Schwierigkeiten derselben nicht abgehalten würden, ihre Personen so natürlich und lebendig als möglich sprechen zu lassen.

Lessing hat in seinen späteren Jahren noch mehrere Dramen verfaßt, um in ihnen zu zeigen, wie ohngefähr diese Gattung beschaffen sein müßte: so das Lustspiel Minna von Barnhelm, die Tragödien Miß Sara Sampson, Philotas, Emilia Galotti, und das dramatische Gedicht Nathan den Weisen. Diese gehören, was die Wahl des Stoffes, Anlage, Charakterzeichnung, Lebendigkeit und Natürlichkeit des Gesprächs anbetrifft, zu dem Besten, was unsere Literatur aufzuweisen hat: sie haben bereits zur Zeit ihrer Erscheinung ein großes Aufsehen gemacht, und das spätere Geschlecht hat sich an ihnen herangeschult: die Hauptsache war, daß er unmittelbar aus dem Leben gegriffen. Gleichwohl dachte er selbst sehr bescheiden über seine Dichtergaben. Am Schlusse der hamburgischen Dramaturgie spricht er sich folgendermaßen darüber aus: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigiebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in denen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft

sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt und verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann." Und die Kritik, die er selber geübt, hat in der That dem deutschen Drama aufgeholfen. Zwar sollten die Hoffnungen, die er sich von seiner Wirksamkeit in Hamburg gemacht, nicht unmittelbar in Erfüllung gehen: der Gedanke, ein deutsches Nationaltheater dort zu gründen, scheiterte an den vielfachen Hindernissen, die sich ihm entgegen thürmten. Bitter spricht er sich bei dieser Gelegenheit über die Nation selbst aus: „über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen." Gleichwohl ist die Wirksamkeit Lessings als Dramaturg eine ganz außerordentliche gewesen. Er hat in der That die Fesseln zerbrochen, in welchen die Fremden den Geist unserer Schauspieldichtung gefangen gehalten.

Aber Lessing war nicht blos auf diesem Gebiete der Befreier der Nation: er war es auch noch auf einem andern: in der Theologie.

Wir haben oben die Wendung, welche die Theologie genommen, näher bezeichnet. Im Allgemeinen hatte eine verständige, nüchterne Richtung obgesiegt, welcher die Sittenlehre als die Hauptsache des Christenthums und dieses selbst mit der Vernunft eigentlich als eines galt. Aber dabei wagte man doch nicht, weder die Göttlichkeit der christlichen Religion überhaupt, noch die Offenbarung insbesondere zu läugnen, nur betonte man die sich darauf beziehenden hergebrachten Lehren nicht mehr, sondern man bemühte sich, die Grundsätze der Aufklärung, die natürliche Religion, die Philosophie so gut als es ging mit dem Christenthum in Verbindung zu bringen. Wer wird es

in Abrede stellen, daß ein solches Verfahren wesentlich dazu beitrug, eine freiere religiöse Bildung unter die Massen zu verbreiten, indem es die gewohnten Namen und Formen stehen ließ, während inzwischen unvermerkt ein ganz anderer Geist untergeschoben ward? Aber eine gewisse Unredlichkeit, Halbheit und Schwäche konnte dieser Partei ebenfalls nicht abgesprochen werden, und Lavater durfte man nicht so Unrecht geben, wenn er in Bezug auf sie sagte, daß er zwar mit Leuten aller Richtungen als Brüdern verkehre und daß er alle dulde — Mystiker, Herrnhuter, Socinianer, Deisten und Atheisten — nur wer in der Qualität eines christlichen Bruders komme und doch ganz positiv und klar die Lehre Christi verwerfe, wer Christ sein wolle und doch die Autorität Christi und der Apostel als Orakel der Gottheit nicht verehre, mit dem wolle er nichts zu thun haben. Wie es nun aber zu geschehen pflegt, daß eine grundsätzlich halbe Richtung, obschon im Allgemeinen dem Fortschritt huldigend, wenn sie zur Herrschaft gekommen, eine gewisse Rechthaberei und Herrschbegierde, sowohl gegen die vorangegangene überwundene als gegen weiter gehende Strebungen an den Tag legt, so war es auch mit der Aufklärung jener Zeiten der Fall. Sie wollte nichts mehr gelten lassen, was ihrem Lehrgebäude widersprach. Diese Erscheinung zeigte sich auf allen Gebieten. In der Literatur hatte Friedrich Nicolai, dem wesentliche Verdienste um die Entwicklung derselben nicht abgesprochen werden können, der aber im Ganzen ein flacher Kopf war, durch die allgemeine deutsche Bibliothek (seit 1765) einen Richterstuhl eingenommen, von dem ohngefähr in ähnlicher Weise, wie früher von Gottsched, Alles heruntergemacht werden sollte, was dem seichten Urtheil vorderhand unbegreiflich war.

Lessing war ein viel zu logischer Kopf, viel zu kraftvoll und energisch, als daß er an der neuen Theologie, die Alles verwässerte und verwischte, Gefallen finden sollte. Ihm mißfiel diese Halbheit: er, der in früheren Zeiten mit Moses Mendelssohn den Spinoza studiert, später, seitdem er Bibliothekar in Wolfenbüttel geworden, sich in die Schriften Leibnitzens vertieft hatte, sah in der neumodischen philosophischen Theologie nur eine Verwischung der Philosophie, des klaren, logischen Denkens. Einige ungedruckte Schriftchen von Leibnitz, die er herausgab (1770, 1772), boten ihm Veranlassung, sich darüber auszusprechen. Die Theologen der neuen Richtung

waren natürlich sehr ungehalten darüber und wollten sogar schon gegen ihn schreiben: ja, sie fürchteten, Nikolai ebenfalls, Lessing werde in das Lager der Altgläubigen übergehen. Wie wenig kannten sie ihn! „Was gehen mich die Orthodoxen an?“ schrieb er an seinen Bruder*), der ihn wegen seines Verhaltens um Auskunft gebeten: „ich verachte sie eben so sehr, als Du, nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schaalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyranniſiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben.“ Und ein andermal:**) „Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein Jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen anderen Zweck hätte, als jene großen Absichten fördern zu helfen. Laß mir aber doch meine eigene Art, wie ich dieses thun zu können glaube. Und was ist simpler, als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser? Mit der Orthodoxie war man Gott sei Dank ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortsetzen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich doch nach diesem Punkte genauer, und siehe weniger auf das, was sie einreißen, als was sie dafür an die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist, aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flick-

*) Lessings Briefwechsel. III. S. 178.
**) Daselbst. S. 211.

werk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt."

Lessing wollte also keine Halbheit. Wie sehr er geneigt war, noch viel weiter zu gehen, als die neumodischen Theologen, bewies er durch die Herausgabe der sogenannten „Wolfenbüttler Fragmente eines Ungenannten", welche in den Jahren von 1774 bis 1777 erfolgte. Der Verfasser dieser Fragmente, der aber erst später bekannt geworden, war der im Jahr 1768 verstorbene Reimarus, Professor der hebräischen Sprache und der Mathematik am Gymnasium in Hamburg, der sich schon im Jahre 1764 durch die Herausgabe seiner „Abhandlungen über die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" einen Namen gemacht. Lessing war in den Besitz seines literarischen Nachlasses gekommen, und versäumte nicht, ihn der Lesewelt mitzutheilen. Der Inhalt dieser Fragmente ist in Kurzem folgender.

Das erste Fragment handelt von der Duldung der Deisten, und von der Verschreiung der Vernunft von den Kanzeln. Das zweite handelt von der Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten. Die christliche Religion sei weder jemals allgemein verkündet worden, noch sei dies überhaupt möglich: die Bibel könnte doch nicht in alle Sprachen, über 500, übersetzt werden; auch stünden die Vorurtheile der anderen Religionen entgegen. Das dritte Fragment enthält den Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer, was nach der Erzählung der Bibel mit allen Umständen eine Unmöglichkeit sei. Das vierte Fragment heißt: „daß die Bücher des alten Testamentes nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren." Das fünfte betrifft die Auferstehungsgeschichte Jesu: in den Aussagen der Evangelisten seien Widersprüche über diese Begebenheit vorhanden. Auch sprachen die Jünger nur davon, daß sie den Auferstandenen gesehen hätten: kein anderes menschliches Auge habe ihn erblickt. Das sechste Fragment handelt von dem Zweck Jesu und seiner Jünger. Er habe Anfangs nach jüdischen Begriffen ein Messias sein wollen; wie aber seine Jünger später ge-

sehen hätten, daß seine Absicht mißlungen sei, so hätten sie erst das messianische Reich in ein geistliches Reich umgeschmolzen und gepredigt, das Reich Christi sei nicht von dieser Welt. Dann erst hätten sie auch die Geschichte von der Auferstehung Jesu erfunden.

Diese Fragmente erregten ein ganz außerordentliches Aufsehen. Mit einer solchen Kühnheit und Rücksichtslosigkeit hatte noch Niemand die Grundlage der christlichen Religion angegriffen. Die freier Denkenden stimmten mit ein; besonders solche, welche ähnliche Ausführungen schon von den englischen und französischen Schriftstellern her gewohnt waren. Hingegen die Theologen, selbst die, welche zu der aufklärerischen Richtung gehörten, waren nicht damit einverstanden: Semler, der doch eigentlich als der Vater derselben galt, schrieb sogar wider die Fragmente. Aber natürlich schlugen besonders die Rechtgläubigen, deren es doch noch viele gab, ein Zettergeschrei auf. Unter diesen that sich vor Allen der Pastor Götze in Hamburg hervor, der schon wider die zahmeren Aufklärer öfter wie einmal aufgetreten war, der das Theater als gottlos und unchristlich verdammte und überhaupt als ein lächter Vertreter der blinden ketzereifrigen Rechtgläubigkeit erschien. Lessing hatte nun zwar dem Fragmentisten keineswegs in Allem beigepflichtet, ja er fügte den Fragmenten Anmerkungen bei, in denen er sie bestritt, er stellte sich mitunter auf den Standpunkt der Rechtgläubigen, denen er hiemit zeigte, wie sie sich eigentlich bei der Bekämpfung dieser neuen Ansichten verhalten müßten. Aber freilich: er hatte die Sache so auf Schrauben gestellt, er war dabei von so eigenthümlichen Gesichtspunkten ausgegangen, daß man nicht unschwer zwischen den Zeilen lesen konnte, daß er seinerseits ebenfalls nicht im Mindesten an die Offenbarung glaube. Also wurde auch Lessing angegriffen. Aber er bewies nun, daß der Offenbarung und den Wundern, durch welche man sie erhärten wollte, gar keine Beweiskraft für die Wahrheit der christlichen Religion zukomme, die vielmehr aus anderweitigen Gründen bewiesen werden müsse. Darauf wurde er verdächtigt, angepoltert. Und nun nahm er die Partie des Fragmentisten und setzte in der That die unauflöslichen Widersprüche der Evangelisten in Bezug auf die Auferstehungsgeschichte mit den siegendsten Gründen auseinander, bewies sonnenklar, welcher Unsinn es sei, wenn man die christliche Religion nur von dem Bestehen der Bibel abhängig machen wollte, aber er deckte nun auch

die Armseligkeit der Beweisführung der Gegner mit vernichtender Klarheit auf. Jetzt fuhr Götze, der bisher noch immer etwas an sich gehalten, mit den größten Schmähungen und Verleumdungen über ihn her, schämte sich sogar nicht auszustreuen, daß er von den Amsterdamer Juden für die Herausgabe der Fragmente 1000 Thaler erhalten und suchte ihn schließlich auch bei seinem Landesherrn, dem Herzog von Braunschweig, anzuschwärzen. Lessing nahm den Handschuh auf, und lieferte in einer Reihe von Streitschriften das Beste, was seit Luthers Zeiten von Seite der fortschreitenden geistesfreien Richtung gegen die ketzereifrige Rechtgläubigkeit geschrieben worden.

„O!" ruft er an einer Stelle*) aus, „daß Er mich hören könnte, Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! Luther du! Großer verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig daher schlendern! — Du hast uns von dem Joch der Tradition erlöset: wer erlöset uns von dem unerträglichen Joch des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es itzt lehren würdest: wie es Christus selbst lehren würde!" Es ist der Geist der freien Forschung, das schönste Erbtheil des denkenden Menschen, der aus ihm spricht; nirgends drückt er sich größer darüber aus, als in der bekannten Stelle: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. — Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater! gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." Lessing zermalmte seinen Gegner Götze, der durch die Meisterwerke, welche jener gegen ihn geschleudert, unsterblich geworden

*) Eine Parabel. Lessings Werke, Literatur und Theologie. X. S. 15.

ist, aber, wie immer, war auch hier seine Wirksamkeit von den tiefgreifendsten Folgen. Er hat in die Theologie die Fackel der Kritik geworfen, die er nun heller leuchten ließ, als man bis hieher sich getraute, und dem jüngeren Geschlechte einen neuen Anstoß gegeben. Er hat nicht nur einzelne wichtige Fragen, so das Verhältniß der Evangelisten zu einander, die Entstehungsgeschichte der Bibel, auf neu anregende Weise behandelt, sondern er ging schon daran, Grundzüge eines Christenthums der Vernunft auszuarbeiten', welche in großen Umrissen die wesentlichen Lehren desselben, so wie sie dem geistigen Bildungszustande der Zeit entsprächen, enthalten sollten. Zugleich legte er diese seine Gedanken in einem dramatischen Gedicht nieder, dem letzten, das er geschrieben, Nathan dem Weisen: seiner schönsten und edelsten dichterischen Schöpfung, zugleich ein würdiges Denkmal seines Charakters. Ein Jahr darauf starb er.

16. Politische Opposition.

In Wissenschaft, Kunst und Theologie war also die Nation auf dem Wege, sich zu befreien. Sollten aber diese Bestrebungen ohne Einfluß auf die Politik gewesen sein? In der That, um die siebenziger Jahre sehen wir auch in Bezug auf Staat und Gesellschaft den Geist der Freiheit sich regen.

Schon die verschiedenen Richtungen der Literatur, die wir bisher kennen gelernt, haben einen Antheil an dieser Erscheinung. Ein Hauptbestandtheil der Klopstock'schen Muse, sahen wir ja, war die Liebe zu Freiheit und Vaterland, und diejenigen, die sich diesen Dichter zum Muster nahmen, sich an ihm heranbildeten, versäumten nicht, gerade diese Seite, eine edle Männlichkeit, Unabhängigkeit des Charakters, Haß gegen alles Schlechte im Staat und in der Gesellschaft stark zu betonen. Auch Wieland, der doch einer ganz anderen Richtung angehörte, vergaß gleichwohl nicht, auf die Uebelstände in Staat und Gesellschaft anzuspielen: ja, im Jahre 1772 schrieb er einen politischen Roman, den goldenen Spiegel, der

sich nichts Geringeres zum Ziele setzte, als ein Lehrer der Fürsten zu sein. Lavater dichtete damals seine Schweizerlieder, welche durchaus vom Freiheitsgeiste eingehaucht sind, wie denn überhaupt die mannichfachen Berührungen schweizerischer Schriftsteller mit deutschen, die sich seit dem Streite Bodmers mit Gottsched angeknüpft hatten, auch in politischer Beziehung nicht ohne bedeutenden Einfluß gewesen. Vielleicht am schlagartigsten unter allen Dichtern wirkte auch hier wieder Lessing, nicht blos im Allgemeinen durch den Geist der Freiheit und Selbständigkeit, der aus allen seinen Werken spricht und der sich unwillkürlich dem Leser mittheilt, sondern insbesondere durch diejenigen seiner Schriften, welche verhältnißmäßig doch den größten Leserkreis fanden, durch seine Theaterstücke. Namentlich die Emilia Galotti hatte eine ungeheure Wirkung hervorgebracht. Das Stück spielt in der Gegenwart, ist ein bürgerliches Trauerspiel: Personen aus den höchsten Ständen stellen dort die Intriguanten, die Bösewichter vor. Dafür wird uns in einem Bürgerlichen das Bild eines biedern edeln Charakters entgegengehalten, und dieser macht einen um so tieferen Eindruck, als er zugleich Republikaner ist. Auf der einen Seite also die Herrschenden mit ihren Lastern, auf der andern ein Unterthan mit Unabhängigkeit der Gesinnung, Freiheitsliebe und großartiger Willensstärke. Diese Vertheilung der Rollen wurde von nun an Mode in unserer dramatischen Literatur. Göthe erzählt uns in seinem Leben, daß man nunmehr die Bösewichter gewöhnlich aus den höheren Ständen nahm.

Aber dem Freiheitssinne war bereits von anderer Seite her unter die Arme gegriffen worden. In Süddeutschland waren es die beiden Moser, Vater und Sohn, die schon seit mehreren Jahrzehnten in zahlreichen Schriften Angriffe auf die bestehenden Zustände unternommen hatten. Johann Jakob von Moser (1701—1785) aus einer alten würtembergischen Familie, war einer der berühmtesten und fruchtbarsten Publicisten des 18. Jahrhunderts: sein deutsches Staatsrecht ist heute noch eine Fundgrube für die öffentlichen Verhältnisse der damaligen Zeit. Er hatte mannichfache Schicksale, gab aber niemals die Unabhängigkeit seiner Gesinnung auf, sprach und schrieb unter allen Umständen für Freiheit und Recht, und mußte diesen seinen biederen, männlichen Sinn eine Zeitlang mit dem Verlust seiner persönlichen Freiheit büßen, indem ihn der

tyrannische Herzog Karl von Würtemberg ins Gefängniß werfen ließ, weil er als Landschaftsconsulent sich der Uebergriffe des Landesherrn widersetzte. Diese seine Freiheitsliebe drückt sich auch in allen seinen Schriften aus, in denen er bei jeder Gelegenheit auf die Willkürherrschaft der Fürsten loszieht, dagegen die geschichtlichen Rechte der Landstände wieder hervorzieht. Da Moser nun, wie gesagt, ein gelesener Publicist war, so übte er doch einen nicht geringen Einfluß. Noch weiter ging sein Sohn Karl Friedrich (1723—1798), welcher die allgemeinen staatlichen Verhältnisse von Deutschland ins Auge faßte. Im Jahre 1759 erschien sein Buch: „Der Herr und der Diener," in welchem er die elenden Regierungen, ihre maßlose Verschwendung, ihre schlechten Verwaltungen geißelt, aber nicht minder den Sklavensinn des Volkes, das sich all dies gefallen lasse. Er fühlt den tiefsten Schmerz darüber, daß den Deutschen der Nationalgeist abhanden gekommen: überall nur eng begränzte kleinliche Interessen: überall nur Höfe und ihre Knechte. Auch die Gelehrten seien zu höfischen Werkzeugen geworden, die Lehrer des Staatsrechts seien Lehrer des Eigennutzes und des blinden Gehorsams, die ihre Wissenschaft als Handwerk zum Lebensunterhalt treiben und keine andere, als knechtische, eigennützige und niederträchtige Gesinnungen einflößen können. Diese freisinnige, dem Hofwesen und dem Knechtssinn feindselige Richtung hat er denn sein ganzes Leben beibehalten, und in fast allen seinen Schriften bethätigt. Er wollte zugleich die Deutschen aufrütteln, ihnen großartigere Interessen einflößen, die Vaterlandsliebe bei ihnen beleben. Und es ist gar keine Frage, daß er Wirkung gehabt: zunächst allerdings in Süddeutschland, in Würtemberg namentlich, wo auf der einen Seite noch ein gewisses Verfassungsleben bestand, auf der anderen die Herzoge durch ihre Willkür und ihren Despotismus dasselbe herausforderten.

Was Moser für den Süden, ist Justus Möser (1720—1794) für den Norden. Nur nimmt Möser nicht die schroffe oppositionelle Stellung ein, wie Moser. Er war ein angesehener Beamter im Fürstenthum Osnabrück und hat als solcher unendlich viel Gutes gewirkt, was er aber nur dadurch konnte, daß er sich in die Verhältnisse schickte und blos das Mögliche anstrebte. Aber auch er war von der Unzulänglichkeit unserer politischen Zustände überzeugt,

von der Nothwendigkeit einer staatlichen Bildung unter dem Volke, und er hat seinerseits angefangen, die Bausteine dazu zu liefern. Vor allem Andern ist anerkennenswerth, daß er einen Sinn für das gesunde Volksmäßige besaß, und daß er das Interesse daran wieder zu beleben suchte. In diesem Sinne hat er schon 1760 eine Schrift wider Gottsched geschrieben, in welcher er den Hanswurst in Schutz nahm, den Gottsched bekanntlich von der Bühne vertrieben hatte. Auch Lessing war in diesem Punkte Mösers Meinung. Von weit größerer Bedeutung war aber seine osnabrückische Geschichte, deren erste Ausgabe im Jahre 1768 erschien. Das ist eine eigentliche Volksgeschichte. Möser zeigte an diesem kleinen Fürstenthum, wie man Geschichte schreiben, auf welche Gegenstände der Historiker seine Aufmerksamkeit wenden müsse, nämlich nicht blos auf äußere Begebenheiten, auf die Personen der Fürsten, sondern auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, auf die Stellung der Stände, auf die Verfassung, und daß es seine Hauptaufgabe sei, nachzuweisen, wie sich nach und nach die Dinge geändert, durch welche Umstände die verschiedenen Umwandlungen in Sitte und Recht, in Verfassung und Verwaltung bewirkt worden seien. Er geht also immer vom Volke aus, und dieses bildet somit den eigentlichen Gegenstand seiner Untersuchungen. In der Einleitung zu diesem Buche verbreitet er sich nun aber über die deutsche Geschichte überhaupt, und hat hier in großen Umrissen mit wenigen Worten die Grundzüge derselben angegeben, vollkommen treffend und schlagend, wodurch plötzlich ein ganz neues Licht über diesen wichtigen Gegenstand verbreitet ward. Wenn nun schon diese historischen Arbeiten Mösers geeignet waren, die politische Bildung zu fördern und Andeutungen zu geben, was eigentlich unsere gegenwärtigen unerfreulichen öffentlichen Zustände herbeigeführt, auf was wir also hinzusteuern hätten, wenn es besser werden sollte, so hat er in einer Reihe kleinerer Aufsätze, die in der osnabrückischen Wochenschrift herauskamen, seine Ansichten über einzelne unmittelbar in das Leben eingreifende Gegenstände niedergelegt, und diese gingen von demselben Gesichtspunkte aus. Sie sind später besonders abgedruckt worden, in den „patriotischen Phantasien".

Moser und Möser nahmen also bei ihren politischen Bemühungen den deutschen Standpunkt ein, wie Klopstock und seine Anhänger.

Sie wollen den Patriotismus wieder erwecken, und glauben, daß in dem eigentlichen Wesen des deutschen Volksthums, in den ursprünglichen germanischen Rechtsgrundsätzen alle Bestandtheile eines freien und großen Staatslebens enthalten seien: nur sei dieses bessere Wesen durch die schlechten Einrichtungen der späteren Jahrhunderte vollkommen erdrückt worden, und es komme darauf an, es wieder an das Licht zu ziehen. Sie geben beide ganz richtig den Punkt an, von welchem ausgegangen werden müsse: Hebung des Volkes überhaupt (des dritten Standes) und Vertretung desselben am Reichstage, wodurch einerseits die Freiheit, andererseits die Einheit gewahrt werde und ein neuer Schwung in die Nation komme.

Allein wie wäre dergleichen zu bewerkstelligen gewesen! Ein Blick auf die Gegenwart mußte jede Hoffnung darauf niederschlagen. Die Meisten verloren vielmehr die Hoffnung, daß aus dem deutschen Staatskörper als solchem etwas zu machen sei: selbst Lessing, sahen wir, der doch sonst eine so entschieden deutsche Richtung verfolgte, verzweifelte zuletzt am deutschen Nationalcharakter. Aber inzwischen hatten noch andere Einwirkungen statt gefunden. Die französischen Schriftsteller, die alle bei uns gelesen wurden, sprachen sich nachgerade auch über Staat und Gesellschaft aus. Früher waren es die Bücher Montesquieus, die man studierte: seit dem siebenten Jahrzehent aber erregten die Werke Rousseaus ein ungemeines Aufsehen: wie sein „Emil" in der Erziehung, so brachte sein „Gesellschaftsvertrag" in den Ansichten über den Staat eine vollkommene Umwälzung hervor. Der Gedanke, welcher Rousseaus staatlicher Lehre zu Grunde lag, war derselbe, den wir Friedrich den Großen so oft haben aussprechen hören, daß nämlich die Obrigkeit nur vermöge eines Vertrags zwischen ihr und dem Volke bestehe. Aber Rousseau zog aus diesem Grundsatze noch ganz andere Folgerungen, als Friedrich für gut gefunden hatte zu ziehen: er kam vermöge desselben zur Forderung einer reinen Demokratie.

Rousseau hatte bei der Darlegung seiner Meinungen durchaus keine Rücksichten auf bestehende Verhältnisse, auf Klima und Nationalcharakter genommen: sondern er betrachtete den Menschen als abgezogenes Wesen, der, wenn er seiner Natur folge, überall zu dem gleichen Ergebnisse gelange. Sein Ideal einer Staatsverfassung sei also überall zu verwirklichen. Das nationale Element mußte

demgemäß in den Schatten gestellt werden: das Weltbürgerthum trat an seine Stelle.

Hiernach ging man nicht mehr von den natürlichen und geschichtlichen Bedingungen aus, die den Völkern zu Grunde liegen, und von denen sich kein Volk ungestraft lossagt, sondern man faßte die Freiheit als ein Ding an sich auf, das überall gleich sei, und das daher die Unterschiede der Nationen verwischen müsse. Die Vaterlandsliebe gilt als ein überwundener Standpunkt: die Schranken der Völker müssen fallen: ein Bürger der Welt zu sein, sei das Höchste, was man erstreben müsse: der ganzen Menschheit zu nützen, die edelste Aufgabe. Eine Ansicht, die wir schon bei Basedow und den Erziehungsreformatoren überhaupt haben hervortreten sehen, und welche von nun an immer weiter um sich greift. Auch hing sie ganz genau mit der Aufklärung zusammen, welche alle positiven Grundlagen verwischte, alle Reste einer früheren Zeit, die man nicht mehr verstand, beseitigte und an Alles nur den Maßstab einer nüchternen Vernunft, der Brauchbarkeit und der Nützlichkeit legte.

Wenn nun auch das Weltbürgerthum von einer Erneuerung und Umbildung des deutschen Reichs als solches absah, ja, wenn es sogar gegen dieses vollkommen gleichgültig geworden war, so wurde immerhin durch dasselbe der allgemeine Freiheitssinn genährt, gerade so wie durch die patriotischen Schriftsteller. Das Weltbürgerthum war mit allen bestehenden Einrichtungen unzufrieden, die sich im Widerspruche mit dem gesunden Menschenverstande, mit der Natur und Vernunft befanden: all' diese engherzigen Sitten und Gebräuche, die Kleinmeisterei in den Städten, das Rang- und Titelwesen, der Zunftzwang, kurz: sämmtliche Ueberbleibsel der Barbarei sollten beseitigt werden, um einer schönen vollkommenen Menschlichkeit Raum zu verschaffen. Dieser Gedanke war es namentlich, der den Gesellschaften der Freimaurer zu Grunde lag, die seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland eine ungemeine Verbreitung gewonnen.

Die Freimaurerei hat ihren Ursprung in England, wo sie im Jahre 1717 unter den Einflüssen der religiösen und staatlichen Aufklärung, welche eben damals in diesem Lande mit siegender Gewalt emportauchte, gegründet wurde. Der Zweck derselben sollte sein, den Geist der Humanität so weit wie möglich zu verbreiten, dazu mitzuwirken, ein freies Menschenthum zu gestalten, das sich über alle

staatliche und kirchliche Beschränkung und Ausschließlichkeit erhebe *). Sie war also von vornherein für die ganze Welt berechnet, und in der That wurden sofort von England aus in den verschiedensten Ländern von Europa Logen gegründet. In Deutschland war die erste die in Hamburg (1733); es folgten dann die in Braunschweig (1738), in Berlin (1740), in Leipzig (1741), in Altenburg (1742), in Frankfurt am Main (1742). In kurzer Zeit verbreitete sich die Maurerei durch alle Staaten Deutschlands. Der ausgesprochene Zweck war ein so allgemeiner, umfassender, daß allerlei unter ihm begriffen werden konnte, und es immer auf die Leiter der einzelnen Logen ankam, welche Richtung sie ihr geben wollten. Auch mochten sie nicht selten von diesen mißbraucht werden, was um so leichter anging, als die Maurerei in geheimnißvolles Dunkel gehüllt war in welches nur ein Eingeweihter zu dringen vermochte: eine Erscheinung, die wohl zunächst daraus zu erklären ist, weil die Maurerei aus einer geschlossenen mittelalterlichen Brüderschaft herrührt, welche fortwährend ihre Nahrung fand in dem Mangel alles öffentlichen Lebens, so daß die nach edlerem Ziele Strebenden das Bedürfniß fühlten, sich enger aneinander anzuschließen und durch geheimnißvolle Zeichen und Gebräuche die Bande nur um so fester zu knüpfen: aber ohnedies war die Geheimnißthuerei ein Zug der Zeit. Welch mannichfache Mißbräuche also mit der Freimaurerei getrieben sein mochten, so wurden doch die eigentlichen Zwecke derselben von Zeit zu Zeit immer wieder in Erinnerung gebracht. Auch in dieser Beziehung griff Lessing in das Leben ein. In seinen Freimaurergesprächen (Ernst und Falck) hat er schön und klar die ursprünglichen edeln Absichten der Verbindung, die mit dem reinen und freien Menschenthum zusammenfielen, auseinandergesetzt.

Aber die freisinnigen weltbürgerlichen Ideen drangen allmählig auch auf die Hochschulen ein. Hier ist vor Allem Göttingen zu nennen, wo Schlözer (1735—1809) seit dem Jahre 1764 eine außerordentliche Wirksamkeit entfaltete. Er war Professor der Geschichte und Staatswissenschaften, und hat beide in dem neuen Sinne behandelt. Die Geschichte erforschte er mit prüfendem Geist, und ließ sich durch die hergebrachten Meinungen nicht irren. Seine

*) Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. I. S. 220.

Richtung, durchaus verständig, frei von aller Sentimentalität und Phantasie, neigte sich nun freilich allzu sehr der nüchternen Aufklärung der Nikolai und Basedow zu, als daß sie Sinn für die tieferen geistigen Beweggründe in der Geschichte gehabt haben könnte, wie er denn z. B. vollkommen unempfänglich ist für die geistige Größe der Griechen, die ihm mit ihrem kleinen Ländchen nichts bedeuten gegen die ungeheuere Macht eines Tamerlan. Aber im Allgemeinen wirkte er doch befreiend: er strebte aus den verrotteten mittelalterlichen Zuständen heraus, um eine neue Ordnung der Dinge zu verkünden, die unseren Bedürfnissen, den Forderungen der Vernunft und der Freiheit angemessen sei.

Besondere Verdienste um die politische Aufklärung hat er sich durch die verschiedenen Zeitschriften erworben, die er seit dem Jahre 1774 herausgab. (Briefwechsel von 1774—1782. Staatsanzeiger, 1783—1792.) Diese Zeitschriften waren der Besprechung der bestehenden Zustände in den einzelnen deutschen Ländern gewidmet. Alle Fehler und Schlechtigkeiten, die daselbst von den Regierungen begangen wurden, wurden hier aufgedeckt mit einem Freimuth und einer Rücksichtslosigkeit, wie man sie bisher nur an einem Moser gewohnt war. Nichts wurde geschont: geistliche und weltliche Fürsten, Reichsritter, Magistrate von Städten, Jesuiten und protestantische Pfaffen, Alles mußte herhalten, was sich der Tyrannei, der Bedrückung, der Ungerechtigkeit schuldig gemacht hatte. Bald war Schlözers Zeitschrift von Allen gefürchtet, sie war eine Art Macht geworden. Dies wäre freilich nicht möglich gewesen, wenn nicht Schlözer die Vorsicht gebraucht hätte, die eigene Regierung zu schonen, ja sogar ihre Partei sehr eifrig zu nehmen, in dem Krieg, den sie eben mit den Nordamerikanern führte. So wurde er von ihr geschützt gegen alle Reclamationen, die von Seite der Angegriffenen allerdings nicht ausblieben: und an gemeinsame Maßregeln der Regierungen gegen die Presse dachte man damals noch nicht.

Zugleich mit den schlözerischen Zeitschriften erschienen welche ähnlichen Inhalts im Süden von Deutschland, so die Chronik von Schubart, von 1774 an, und die Chronologen von Wekherlin. Sie gingen nicht so entschieden mit der Farbe heraus, wie Schlözer, weil sie mehr Rücksichten zu nehmen hatten und sich nicht des Schutzes erfreuten, wie der Professor in Göttingen, waren aber in demselben Geiste geschrieben.

Der Unmuth über die bestehenden Verhältnisse wurde noch ungemein gesteigert durch das schamlose Betragen mehrerer deutscher Regierungen in dem Unabhängigkeitskriege der Nordamerikaner (1777—1782). Sie verkauften nämlich ihre Unterthanen an die Engländer, um sich im fremden Lande für sie todtschlagen zu lassen, und steckten das Geld in die Tasche. Es waren die Regierungen von Braunschweig, Hessen-Kassel, Hessen-Hanau, Ansbach, Waldeck, Anhalt-Zerbst. Gegen 30,000 deutsche Soldaten wurden den Engländern von ihren Regierungen geliefert: davon kamen etwa 12,000 zurück. Natürlich erbitterte dieser Seelenhandel das Volk gegen die Fürsten: in demselben Grade aber begeisterte man sich für die Amerikaner und die Sache, welche sie verfochten.

Also auch in politischer Beziehung war in Deutschland das Freiheitsgefühl erwacht. Aber noch war es unklar und verschwommen: bei den Einen schweifte es in das leere Allgemeine aus, bei den Andern hielt es sich an beschränkte örtliche Verhältnisse. Eine feste Partei, die ein bestimmtes großes Ziel ins Auge gefaßt, und sich auch über die Mittel verständigt hätte, um dasselbe zu erreichen, war noch nicht vorhanden. Seit dem Jahre 1777 schien sich nun eine solche Partei zu bilden: in dem Illuminatenorden. Damit verhielt es sich folgendermaßen.

In dem genannten Jahre starb, wie wir gesehen, der freisinnige Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern. Sein Land erbte Karl Theodor, der zugleich Kurfürst von der Pfalz war. Dieser hatte zwar, wie wir oben angedeutet, der neuen Richtung in Bezug auf Literatur und Kunst gehuldigt: in religiöser Beziehung aber gehörte er noch ganz der alten Zeit an. Er war bigott-katholisch. Nun bemächtigten sich seiner die Mitglieder der eben aufgehobenen Gesellschaft Jesu, und bestürmten ihn, die von seinem Vorgänger eingeschlagene freisinnige Richtung wieder zu verlassen, ja eine entgegengesetzte einzuschlagen. Sofort begann in Baiern ein gewaltiger Rückschritt in allen Beziehungen. Dies führte denn zur weiteren Ausbildung des Illuminatenordens.

Schon im Jahre 1776 war derselbe gegründet worden von Weishaupt, Professor der Rechte an der Hochschule in Ingolstadt, einem der vorzüglichsten Leiter der freisinnigen Partei. Zunächst sollte er sich blos auf Baiern beschränken: Weishaupt wollte in

diesem Lande alle Freunde der Aufklärung in einen großen Bund vereinigen, um mit gemeinsamen Kräften dem Umsichgreifen der Finsterlinge entgegenzuwirken. Aber bald trieb ihn sein Ehrgeiz, den Bund über ganz Deutschland, ja noch weiter auszudehnen. Und so sehr war dieser Gedanke zeitgemäß, daß wirklich in wenigen Jahren eine Menge sehr bedeutender Männer aus allen Gegenden Deutschlands in denselben traten. Es erklärt sich dies theilweise daraus, daß man Anfangs den Orden der Illuminaten oder der Erleuchteten als einen Zweig oder als eine höhere Stufe des Freimaurerordens ansah, der, wie wir bemerkt, eine so große Verbreitung gefunden hatte. So werden als Mitglieder der Illuminaten genannt Sonnenfels in Wien, der kaiserliche Gesandte Graf Metternich, die Grafen von Costanza, die Freiherren von Montgelas, von Meggenhofer, die Professoren Koppe, Feder, Martens in Göttingen, der Minister Fritsch in Weimar, der Freiherr von Dalberg, Nikolai in Berlin, der Freiherr von Knigge, Bode in Hamburg, sogar der Herzog von Weimar und der Erbprinz von Gotha.

Was war nun eigentlich der Zweck dieses Ordens? Weishaupt hat in seinen spätern Schriften einen sehr unschuldigen angegeben, der, so allgemein, wie er sich ausdrückt, vollkommen mit dem des Freimaurerordens zusammenfällt. „Er soll keineswegs die vorhandenen Staaten aufheben, denn diese sind für den größten Theil der Menschen noch ganz angemessen; aber er soll die gesonderten Menschen zu einer Reife, Vollkommenheit und höheren Sittlichkeit bringen, welche das männliche Alter der Welt ausmacht.“ Näher kommen schon dem eigentlichen Zwecke folgende Aeußerungen *): „man wolle Bildung unter alle Klassen verbreiten und die regierenden Herren unter Vormundschaft des Ordens bringen. Man wolle deßhalb die Regenten mit den Ordensbrüdern, das heißt, mit Leuten umgeben, deren Rechtschaffenheit erprobt wäre, welche die Wahrheit liebten, und denen, welche die Macht in Händen hätten, die Wahrheit zu sagen, muthig genug wären.“ Knigge sprach sich noch deutlicher dahin aus, daß der Zweck des Ordens eine Zerstörung jedes Aberglaubens und ein Zerbrechen aller Ketten sei. Bekanntlich haben später die Feinde des Ordens demselben vorge-

*) Schlossers Gesch. des 18. Jahrhunderts. III. 304.

schen Anakreon habe, während seinen Liedern eines preußischen Grenadiers alle Gerechtigkeit widerfahren lassen wird; daß Geßner mit Unrecht mit Theokrit verglichen wird u. s. w. Und was ist denn der eigentliche Nerv seiner Untersuchungen? Dies, daß er überall auf die Natur, auf Ursprünglichkeit, auf Volksmäßigkeit dringt. Er macht den großen Unterschied von Natur- und Kunstpoesie: jene sei die vorzüglichere, in Zeiten entstanden, wo Alles noch einfach, unmittelbar gewesen, erst später sei die Prosa aufgekommen, und die Kunstpoesie, die aus Reflexion hervorgehe, aus Nachahmung. Eben darum stellt er die Lateiner den Griechen gegenüber in Schatten, da jene doch nur die Nachahmer von diesen gewesen, und fordert eine größere Berücksichtigung der griechischen Schriftsteller auf den Schulen, welche die ächten Muster seien: eben darum dringt er auch bei den Deutschen auf Originale, die aus der eigenen Natur schöpften, nicht Nachahmer seien. Aber sie sollten dann auch ihre Kraft sprudeln und sich nicht beengen lassen durch beschränkende Gesetze. Und er selbst ging in der Form seiner Darstellung sofort mit dem Beispiele voran. Sein Styl schon war eine vollkommene Revolution. Da war keine Spur mehr von der behaglichen Breite, von den schleppenden Perioden, die bis dorthin gebräuchlich waren: aber es fehlte ihm allerdings auch die körnige Kürze Lessings, die scharfe Gliederung der Gedanken: er entbindet sich von allen Regeln, springt keck von einem Ausruf zum andern; es war ein Gemisch von Poesie und Prosa: ein ungemeines Feuer strömt durch seine Rede hindurch, die mächtig ergreift, überwältigt, mit sich fortreißt. Den Fragmenten, die ihm eine Stelle unter den ersten Schriftstellern verschafften, ließ Herder im Jahre 1769 die „kritischen Wälder" folgen, in welchen er seine Gedanken weiter ausspinnt. Er tritt hier mitunter Lessing entgegen, den er sonst rühmend anerkennt.

Bald darauf verließ Herder Riga, um die Welt zu sehen. Er bereiste Frankreich, sah Paris, besuchte auf der Rückreise die Niederlande, machte in Deutschland die Bekanntschaft verschiedener Gelehrten, unter andern Lessings, begleitete dann den Prinzen von Eutin auf einer Reise und erhielt sodann 1771 vom Grafen von Schaumburg-Lippe einen Ruf als Consistorialrath und Superintendent nach Bückeburg, wo er bis zum Jahre 1776 blieb. Herders Gesichtskreis erweiterte sich bedeutend, seitdem er in die große Welt

eingetreten. Die Schüchternheit, die ihm noch von seiner Jugend her anklebte, verlor sich: ein ungemeiner Ehrgeiz stellte sich bei ihm ein: er wollte in der Welt etwas Großes leisten, er wollte reformiren. Zunächst aber ging er auf der Bahn fort, die er betreten: in der Kunstkritik. Er führte jenen Gedanken der Naturpoesie weiter aus in den „Blättern von deutscher Art und Kunst": er wies bei Ossian und Shakespeare nach, was diese bedeute: er machte wieder auf das Volkslied aufmerksam, das wir ganz außer Acht gelassen, auf die Kraft, Unmittelbarkeit, sinnliche Verständlichkeit und Fülle der Empfindung, die in ihm zu Tage kommen. Ja, er begann sofort mit einer Sammlung von Volksliedern aller Nationen, als Muster und Vorbild für die Dichter. Sie erschien (1778) unter dem Titel: „Stimmen der Völker".

Und zugleich wandte er der Theologie sein Augenmerk zu, welcher er ebenfalls eine ganz neue Gestalt geben wollte. Wir haben oben schon angedeutet, daß in ihm ein mystisches Element vorhanden war. Dies entsprach seiner sprudelnden Einbildungskraft, der Lebhaftigkeit seiner Empfindung, seinem Streben, die ganze Welt, die geistige und die physische, zu umfassen. Unmöglich konnten ihm daher die nüchternen Aufklärer unter den Theologen gefallen, die ihm den eigentlichen Kern der Religion ganz verloren zu haben schienen. Er ließ sogar gegen einen der Führer dieser Richtung, Spalding, eine donnernde Philippika los. Dieser hatte eben ein Buch von der Nutzbarkeit des Predigtamtes geschrieben, in welchem die nüchternen verständigen Ansichten der Aufklärer niedergelegt sind. Herder bekämpfte sie: er sah vielmehr in dem Amt des Predigers das Amt Gottes. Daß die Prediger nur Lehrer der Weisheit und Tugend sein sollen, war ihm ein widerlicher Gedanke. Man brauche dann keine Religion. Aber diese sei nicht denkbar, wenn man nicht an eine Offenbarung Gottes in der Bibel und in dem Gange des ganzen Menschengeschlechts glaube, wenn man nicht Alles auf Christus zurückführe. Herder trat also als Gegner der Rationalisten auf, aber er war darum kein Rechtgläubiger. Er neigte sich mehr zu Jung und Lavater, mit denen er auch in freundschaftlichen Beziehungen stand, ohne daß er ihre Ueberschwänglichkeiten getheilt hätte. Es war besonders das poetische Element der Mystik, was ihn so anzog, und wie sehr ihn dieses beherrschte, zeigte er in seiner „ältesten

Urkunde des Menschengeschlechts" (1774), das die Rechtgläubigen so erbitterte, daß sie in ihm einen Ketzer erblickten. In diesem Buche nämlich suchte er die mosaische Schöpfungsgeschichte allegorisch zu erklären: sie ist ihm eine uralte poetisch-philosophische Urkunde, die freilich unter seinen Händen etwas ganz anderes wird, als die Glaubenslehre angenommen hatte. Wie wenig er ferner geneigt war, den Begriff der Offenbarung der Bibel in dem rechtgläubigen Sinne zu nehmen, bewies er auch noch in der Uebersetzung des hohen Liedes Salomonis, das er für ein Liebeslied erklärt, weßhalb er ihm auch den Titel gab: „Lied der Liebe, oder die ältesten und schönsten Lieder des Morgenlandes".

Aber auch der Geschichte wendete sich Herder zu. Schon im Jahre 1772 hat er eine Preisschrift, „über den Ursprung der Sprache" geschrieben, in welcher er sich gleichmäßig gegen die materialistischen Erklärer und gegen die Vertheidiger des göttlichen Ursprungs der Sprache erklärt: sie sei untrennbar von dem Unterscheidungszeichen des Menschen, seiner Vernunft. Im Jahre 1774 schrieb er Grundzüge einer Philosophie der Geschichte, voll von geistreichen Andeutungen, die er später in seinem größeren Werke weiter ausführte.

So hatte Herder gleich in den ersten Jahren seines Auftretens auf verschiedenen Punkten neue Bahnen beschritten, neue Gesichtspunkte eröffnet, zur Nachahmung angeregt. Er war ganz der Mann dazu, um das Feuer, welches die Jugend erfüllte, nur noch mehr anzufachen, ihre Bestrebungen zu steigern, sie in ihrem Unabhängigkeitsgefühl zu stärken.

Um die siebziger Jahre hatten sich ohngefähr vier Gruppen von jungen Schriftstellern gebildet, welches alle das mit einander gemein hatten, daß sie der neuen Naturrichtung angehörten, von ungemeinem Freiheitsgefühle erfüllt waren und eine neue Epoche der Literatur herbeizuführen trachteten; aber dabei unterschieden sie sich doch wieder von einander im Einzelnen. Die erste dieser Gruppen lehnte sich an Gleim und Wieland an, und suchte die Naturrichtung in einer noch schärferen Betonung der Sinnlichkeit, als sich die beiden genannten erlaubt hatten. Dazu gehörte namentlich Heinse (1746—1803), der in Erfurt mit Wieland bekannt geworden war und dann die Freundschaft Gleims gewann,

ein äußerst fähiger Dichter, der es sich zur Aufgabe gesetzt, den sinnlichen Genuß auf poetische Weise zu verklären: er pries die Nacktheit der Griechen und ihre naiven Sitten, er meinte, wir müßten wieder dahin zurück; ferner Mauvillon (1743—1794), der sich besonders auf die Kritik warf, und hier mit Bestimmtheit allen sittlichen Maßstab bei Beurtheilung eines Gedichtes verwarf: die Dichtung habe nur zu ergötzen, die Leidenschaften zu erregen, die Ideen zu erweitern, den Geschmack zu bilden; sodann Clamer Schmidt, Freiherr von Goltz und andere.

Dieser Gruppe entgegengesetzt war die des Göttinger Hainbundes. Er wurde im Jahre 1772 von mehreren jungen Männer in Göttingen, die theilweise noch studierten, gestiftet. Die Mitglieder desselben waren Boie, Bürger, von Schönborn, Cramer, Hahn, Hölty, die Gebrüder Stolberg, Voß, Miller: auch Claudius ist dahin zu rechnen. Dieser Bund lehnte sich an Klopstock an, an seine vaterländische freiheitliche und zugleich streng sittliche Richtung: Klopstock wurde von diesen Jünglingen als Vater verehrt, während sie zugleich entschieden feindselig gegen Wieland auftraten, d. h. gegen seine üppig sinnliche und französirende Richtung und bei ihren Zusammenkünften z. B. seine Bücher verbrannten. Nur Bürger machte in dieser Beziehung eine Ausnahme; bei ihm war vielmehr das sinnliche Element sehr stark vertreten. Dagegen warfen sie sich mit allem Eifer auf das Volksmäßige: das Volkslied wurde nach dem Vorgange Herders gerade von diesem Bunde auf das Lebhafteste gepflegt und in Aufnahme gebracht. Auch ging aus seinem Schooße wirklich eine Erneuerung des Volksliedes hervor. Bürger (1748—1794) hat es hierin allen andern zuvorgethan: seine Leonore, die im Anfang der siebziger Jahre erschien, wirkte schlagartig und hat offenbar auf diesem Felde die Bahn gebrochen. Und so war auch der politische Freiheitssinn eines der wesentlichsten Merkmale dieser Verbindung. Haß gegen die Tyrannen (gegen die Fürsten), gegen ihre Willkür, gegen ihre schnöde Behandlung der Unterthanen machte sich in einer Menge von Gedichten Luft. Wenn übrigens Anfangs das deutsche Element eine sehr große, fast ausschließliche Rolle bei ihm spielte — mit Hindeutung auf die altdeutschen Zustände nannten sie sich den Hainbund, sie selbst sich Barden — so wurde doch auch das Studium der Alten in dem

neuen von Lessing und Herder angegebenen Sinne nicht vernachlässigt. Ja, es gingen aus ihm später sehr schätzbare Uebersetzungen derselben, wie z. B. die voßischen, hervor.

Zwischen beiden Gruppen inne, was die Richtung anbetrifft, lag die schwäbische, besonders von Schubart (1739—1791) und Weckherlin (1739—1792) vertreten. Beide bekannt als die Herausgeber von freisinnigen Zeitschriften, neigte sich doch der letztere mehr zu Wieland, zu den Franzosen und zu der religiösen Aufklärung hin, während Schubart Anhänger Klopstocks und seiner religiösen Rechtgläubigkeit war, und zugleich auch sein politischer Freisinn mehr das vaterländische Gewand trug. Uebrigens gehörten beide, in Bezug der Sitten, zu der wielandisch-gleimischen Schule: ihr Leben, wie darauf bezügliche Gedichte sind nicht weniger üppig, wie die der erwähnten Gruppe.

Die vierte Gruppe bestand aus Schriftstellern am Rhein. Es gehörte dazu Göthe, Merck, Schlosser, Maler Müller, Lenz, Klinger, Leisewitz. In diesen war der Sturm und Drang, das Hinausstreben aus den Banden der Sitte in kräftige Natur, vielleicht am umfassendesten vertreten. Dem entsprach nun die besondere Liebe, die sie dem Drama widmeten, wo Bewegung, Charakter, Handlung, Thatkraft am entschiedensten zu Tage kommt, während die Göttinger sich mehr mit der Lyrik beschäftigten. Wie aber diesen das Volkslied, so war jenen Shakespeare ihr Abgott: sie kannten keinen höhern Dramatiker, jeder wollte es ihm gleichthun.

In der letzten Gruppe ragte aber vor allen andern Göthe hervor (1749—1832). Er war in Frankfurt am Main geboren, der Sohn eines angesehenen Rathsherrn. Er hatte eine sorgfältige Erziehung genossen, schon in früher Jugend durch die Familie seines Vaters Gelegenheit, die Menschen zu beobachten, und sich einen Vorrath von Kenntnissen und Erfahrungen zu sammeln: zugleich strebte das unverkennbare Dichtertalent, Alles zu gestalten, in Reime und Verse zu bringen. Herangewachsen bezog er die Hochschule in Leipzig (1765). Er sollte die Rechte studieren: doch zog ihn angeborene Neigung beständig zur Dichtung hin. Aber hier traten die Gegensätze in unserer Literatur immer dichter an ihn heran. Das machte ihn unsicher, schwankend: denn er hatte sich bis jetzt eigentlich in jeder Dichterweise versucht, je nachdem eben das Muster

war, das er gerade gelesen. Lessings kritische Werke machten einen großen Eindruck auf ihn: besonders der Laokoon. Durch ihn angeregt besuchte er die Gallerien in Dresden und gewann zum ersten Male Einsicht in die plastische Kunst. Von Leipzig kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er die mystisch angeregte Fräulein von Klettenberg kennen lernte. Dadurch wurde ein neues Element in ihm geweckt. Eine Zeitlang gab er sich ganz diesen mystischen Eindrücken hin, die, wie bei Herder, weit mehr seiner Dichternatur entsprachen, als die nüchterne Aufklärung: ja er beschäftigte sich sogar mit Alchemie und las die einschlagenden Bücher aus dem 16. und 17. Jahrhundert, so namentlich die Schriften des Theophrastus Paracelsus. So durchkreuzten sich in seiner Seele eine Menge verschiedener Richtungen und Anschauungen, die noch unter einander gährten und sprudelten. So kam er nach Straßburg, wo ihn Herder kennen lernte. Dieser zeigte ihm erst den rechten Weg und machte ihn über sich selbst klar. Er wies ihm die großen Standpunkte, die er eben selbst eingenommen hatte, er flößte ihm Selbstvertrauen ein und weckte in ihm das Streben, jene hohen Ziele zu erreichen. Da hörte Göthe von ihm die Ansichten über Volks- und Naturdichtung, und von nun an riß er sich völlig von den beengenden Schranken des Vorurtheils los. Wahrheit, Natur, aufrichtige Empfindung, Gradheit und Derbheit — das waren nun die Eigenschaften, die er allein gelten ließ. Bald hatte sich um ihn eine Gesellschaft von Gleichgesinnten gebildet, unter denen Lenz der Begabteste zu sein schien. Hier wurde Shakespeare studiert, verschlungen. Man fand Alles an ihm vortrefflich, selbst seine Fehler, selbst die Färbung, die er von seiner Zeit entlehnt hatte: man hielt auch diese für nachahmungswerth, besonders seine Derbheit, die stark aufgetragenen Späße u. s. w. Von Straßburg kehrte Göthe wieder nach Frankfurt zurück, wo er andere Einflüsse erfuhr, die den eben empfangenen zwar nicht widersprachen, aber sie doch mäßigten. Unter den Männern, die sehr vortheilhaft auf Göthe einwirkten, ist besonders Merk und sein späterer Schwager Schlosser zu nennen.

Im Jahre 1773 trat Göthe endlich vor das Publikum mit seiner ersten Schöpfung, dem Götz von Berlichingen. Dies Drama machte ein ganz gewaltiges Aufsehen. All' die Forderungen,

die man schon seit geraumer Zeit an einen vaterländischen Dichter gestellt hatte, schienen nun in ihm in Erfüllung gegangen. An der ungeheuern Wirkung dieser Dichtung hatten Inhalt und Form gleichen Antheil. Das Stück spielt in der Reformationszeit, einem Abschnitt unserer Geschichte, wo eine ähnliche Gährung die Nation ergriffen hatte, wie die, welche nun die Gemüther beschäftigte: ja, wo im Grunde dieselben Ideen das Leben beherrschten, wie nun, die Ideen der Freiheit, der Volksthümlichkeit, der Natürlichkeit. Und eben diese Ideen der jungen Generation treten fast auf jeder Seite des Werkes hervor, ja, sie sind es, welche die sittliche Größe des Helden bedingen. Man mag jetzt, wo wir die Geschichte besser kennen gelernt, zweifeln, ob der historische Charakter des Götz richtig aufgefaßt, ob dem Bauernkrieg die ihm gebührende Stelle angewiesen ist: das Alles kommt aber bei einem Kunstwerk gar nicht in Betracht, welches ganz andere Gesetze hat, als die Geschichtschreibung. Der eigentliche Charakter jener Zeit ist jedenfalls mit Meisterhand gezeichnet. Ebenso große Wirkung aber, wie der Inhalt, machte die Form. Was die Anlage anbetrifft, so warf der Dichter alle Regeln über den Haufen: er kümmerte sich um keine Einheiten mehr. Unaufhörlich wechseln die Scenen, wie es eben das Leben mit sich bringt. Die Handlung — was bisher noch keiner gewagt — spielt nicht nur in den verschiedensten Räumen, sondern sogar mehrere Jahre hindurch. Und dazu noch die Sprache! Diese Natur, diese Kraft, diese Anschaulichkeit, diese Einfachheit des Styls, diese Raschheit und Beweglichkeit des Gesprächs — das war etwas ganz Neues, Unerhörtes, und zwang den Lesern Bewunderung ab.

Noch war Alles voll von Götz von Berlichingen, so erschien Göthe schon (1774) mit einer neuen Dichtung, einem Roman, den „Leiden des jungen Werther". Dieser machte das nämliche Aufsehen, wie Götz, obschon der Held des Romans ein ganz anderer Charakter ist, wie jener Held des Reformationszeitalters. Wir haben oben schon angedeutet, daß in der damaligen Zeit neben der umwälzenden Richtung noch eine andere bestand, eine weichliche, empfindsame, die an sich und der Welt verzweifelte. Diese führte mitunter zum Selbstmord. Göthe selbst war bisweilen von einer ähnlichen Stimmung ergriffen worden. Diese wollte er nun ebenfalls abschildern, um, wie er sagt, mit derselben abzuschließen, und that dies mit der

gleichen Naturwahrheit, wie im Götz. Dabei kommen natürlich alle die Dinge zur Sprache, welche das junge Geschlecht an den gesellschaftlichen Zuständen auszusetzen hatte, und die Ideen der Zeit fanden daher im Werther einen noch viel unmittelbareren Ausdruck, wie im Götz.

Durch diese zwei Werke hatte Göthe die Ueberzeugung bei der Nation hervorgebracht, daß er ihr erster Dichter sei. Besonders das jüngere Geschlecht, jene Sturm- und Drangmänner vergötterten ihn, und bildeten sich an ihm heran. Götz und Werther riefen eine Menge Nachahmungen ins Leben: von dieser Zeit schreiben sich die Rittergeschichten her, die massenweise Deutschland überflutheten, ferner die empfindsamen Romane, unter denen besonders Millers Sigwart Epoche machte. Von den Männern, die wir oben unter den verschiedenen Gruppen der neuen Richtung genannt haben, gingen einzelne zu Grunde: andere haben sich überstürzt und Unzulängliches hervorgebracht. Die bedeutendsten unter ihnen waren Klinger (1753—1831), ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, revolutionärer Natur, dem es besonders darauf ankam, die schlechten Seiten unserer Zustände hervorzuheben; Voß vom Göttinger Bund (1751—1828), bekannt durch seine Idylle Louise, und als Uebersetzer des Homer; Bürger, den wir schon als Volksdichter erwähnt: unglückliche Schicksale hemmten ihn vielfach; Hölty (1748—1776); Claudius (1743—1815), bekannt durch seinen Wandsbecker Boten, einer frommen mystischen Richtung zugethan, Freund Herders und Hamanns. Einer der genialsten war Heinse, der die oben angedeuteten Ansichten im Jahre 1781 in einem Romane, Ardinghello, niederlegte, ein Buch, das trotz mancher Gebrechen doch zu den bedeutendsten Erzeugnissen der damaligen Zeit gehörte. Das unglücklichste Schicksal hatte Schubart. Dem Herzog Karl von Würtemberg war schon lange der freie Ton ärgerlich, mit dem er dichtete (eines seiner bekanntesten Gedichte ist die Fürstengruft) und seine Zeitung schrieb. Er ließ ihn von Ulm, wo er sich aufhielt, auf sein Gebiet locken, dort festnehmen und auf den Asperg setzen, wo er zehn Jahre lang (1777—1787) in der Gefangenschaft schmachten mußte, auf die schauderhafteste Weise gequält.

Von Würtemberg aus sollte nun aber ein neuer Dichter ausgehen, der mit Göthe um die Palme stritt, und die freiheitliche,

himmelstürmende Richtung der damaligen Zeit am kräftigsten und großartigsten wiederspiegelte. Friedrich Schiller (1759—1805) war zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen, geboren, der Sohn eines Wundarztes. Seine Eltern zogen später nach Ludwigsburg: hier wurde der Herzog Karl auf ihn wegen der guten Zeugnisse seiner Lehrer aufmerksam: er nahm ihn in seine neue Erziehungsanstalt, die Karlsschule, auf (1773). Hier widmete er sich zuerst dem Rechtsfache, später der Heilkunde, aber nebenbei beschäftigte er sich auf das Angelegentlichste mit der Literatur und mit der Dichtung. Besonders Göthe, Herder, Lessing, Klopstock zogen ihn an: auch Shakespeare wurde eifrig von ihm gelesen. Der Geist des jüngern Geschlechts, das Streben nach Freiheit, Haß gegen Gewaltthat und gegen Erbärmlichkeit bemächtigte sich um so mehr unseres Schiller, als ihm eine für alles Edle und Große glühende Seele inwohnte und als die despotische Regierung seines Landesherrn, des Herzogs Karl, eine solche Gesinnung nur nähren mußte. Die grauenhafte Behandlung von Schillers Landsmann, Schubart, von Seite des Herzogs, mußte gegen ihn empören, und überhaupt gegen Zustände, unter denen ein solcher Despotismus möglich war. Noch auf der Karlsschule trug sich Schiller mit einem Drama, in welchem diese seine Gesinnung ihren Ausdruck finden sollte. Gleich nachdem er die Karlsschule verlassen und eine Stelle als Regimentsarzt erhalten hatte, wurde es ausgearbeitet (1780—1781) und in letzterem Jahre unter dem Titel: „Die Räuber" gedruckt.

Dieses Drama übertraf an Kraft, Kühnheit, Himmelstürmerei Alles, was bis dahin in dieser Richtung erschienen war, und verfehlte darum nicht, die größte Wirkung zu machen. Zwar sind die Charaktere ins Ungeheuere gezeichnet und die Handlung selbst streitet zu sehr mit der Wahrscheinlichkeit, als daß man es ein vollendetes Kunstwerk nennen darf. Aber nichtsdestoweniger treten in diesem Schauspiel schon alle die großen Eigenschaften hervor, welche den Verfasser zum Liebling der Nation machten. Außer der Gluth der Empfindung, die das Ganze durchzieht, außer dem mächtig daherbrausenden Strome der Sprache, außer der plastischen Lebendigkeit der Scenen, war es insbesondere die unmittelbare Beziehung zu den Ideen des damaligen Geschlechts, was den außerordentlichen Eindruck hervorbrachte, dessen sich das Stück gleich nach seinem Er-

scheinen zu erfreuen hatte. Iffland in Mannheim, einer der ersten Schauspieler der damaligen Zeit, wollte das Stück sofort aufführen: es geschah und zwar mit dem größten Beifall. Schiller selbst war bei der Aufführung gegenwärtig.

Allein dies hatte für ihn Unannehmlichkeiten zur Folge. Er hatte sich, weil ihm der Herzog den Urlaub verweigerte, heimlich aus Stuttgart entfernt: wieder zurückgekehrt, ließ ihn derselbe in das Gefängniß werfen, und verbot ihm überhaupt, ferner etwas zu dichten oder drucken zu lassen, ehe er es ihm vorgelegt. Da entschloß sich Schiller zur Flucht (1782). Er begab sich nach Mannheim, wo sich der freisinnige Karl von Dalberg seiner annahm. Er hielt sich jedoch nicht lange daselbst sicher, da er die Zurückforderung des Herzogs Karl fürchtete und begab sich unter fremdem Namen nach Bauerbach, in der Nähe von Meiningen, zu seiner Gönnerin, der Frau von Wollzogen, wo er ein Jahr lang zubrachte. Hier arbeitete er zwei weitere Dramen aus, den „Fiesko" und „Kabale und Liebe", die in den Jahren 1783 und 1784 gedruckt wurden. In diesen Dramen ist zwar die Maßlosigkeit, wie wir sie in den Räubern bemerkt, gemildert, aber die Richtung ist dieselbe. In beiden herrscht ein glühender Freiheitssinn, und wenn er in dem ersten Stücke sozusagen allgemein gehalten ist, so werden in dem zweiten die politischen und gesellschaftlichen Zustände Deutschlands, die Willkür und die Menschenverachtung von Seiten der höchsten Kreise, zugleich ihre Lasterhaftigkeit und sittliche Entartung in erschreckender Weise geschildert. Der Dichter tritt hier also an die unmittelbarste Gegenwart heran. Diese drei ersten Dramen Schillers haben mehr, wie irgend ein anderes Buch dazu mitgewirkt, den politischen Freisinn zu nähren und das Volk zum Bewußtsein seiner unglücklichen Zustände zu führen.

Im Jahre 1784 begab sich Schiller wieder nach Mannheim, wo er eine Zeitschrift, die Thalia, herausgab. Er wechselte dann öfter seinen Aufenthalt, hielt sich namentlich länger in Leipzig, Dresden, Rudolstadt auf. Nachgerade legte sich in ihm der Sturm, der seine ersten Dichtungen durchbraust hatte, und er begann jetzt sich mehr und mehr abzuklären und nach festen Grundsätzen zu trachten, die ihn bei seiner Thätigkeit leiten sollten. Er gab sich namentlich viel mit historischen Studien ab, die er schon deßhalb machte, weil

die Stoffe seiner nächsten Dramen aus der Geschichte genommen werden sollten. Die großen Fortschritte, die er in seiner inneren Entwicklung gemacht, traten in seinem „Don Carlos" hervor, der im Jahre 1787 erschien. Auch hier herrscht noch durchaus die freiheitliche Richtung vor, aber die üppigen Auswüchse der früheren Dramen sind beschnitten, ohne daß dadurch die Kraft und die Tiefe der Gedanken, oder die dem Ganzen zu Grunde liegende Idee gelitten hätte: man sieht, der Dichter strebt zugleich nach Schönheit, nach Maaß.

Um diese Zeit war es, daß Schiller mit Weimar bekannt wurde, mit Göthe. Der Letztere bewirkte dann seine Anstellung als Professor der Geschichte in Jena (1789). Den Hof von Weimar, der von nun an so enge mit der geistigen Bildung unserer Nation verknüpft sein sollte, müssen wir jetzt etwas näher betrachten.

---

18. Weimar.

Die bisherige Entwicklung unserer Literatur hatte sich aus dem Volke selbst herausgebildet, ohne daß einer der vielen deutschen Höfe derselben unter die Arme gegriffen hätte. Hie und da zeigte wohl ein Fürst ein Interesse daran, und förderte den einen oder den anderen unserer großen Schriftsteller, wie der Herzog von Braunschweig, welcher Lessing nach Wolfenbüttel, oder der Kurfürst von Mainz, welcher Wieland nach Erfurt (1772) an die dortige Hochschule oder der Fürst von Schaumburg-Lippe, welcher Herdern nach Bückeburg rief. Im Ganzen wollte das aber wenig bedeuten: eine sorgenfreie Stellung hatte keiner dieser Männer, außer Herder, und wir erfahren z. B. aus dem Briefwechsel Lessings, daß dieser große Mann noch in den letzten Jahren seines Lebens mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte. Es war aber dieser Mangel einer Fürsorge der Fürsten offenbar ein Glück für unsere Literatur. Denn schwerlich würde sie sich in dieser volksthümlichen Richtung entwickelt haben,

wie sie that, wenn sich die Fürsten ihrer angenommen hätten: mehr oder minder wäre sie eine Hofpoesie geworden. Nachdem sie aber bereits eine selbständige Stellung eingenommen, mit siegendem Uebergewicht die freie volksthümliche Richtung eingeschlagen hatte, stellte sich ein deutscher Fürst die schöne Aufgabe, die Heroen unserer Literatur an seinem Hofe zu versammeln, nicht, um sie zu beeinflußen, sondern um sich ihres Umganges zu erfreuen, und ihnen die Möglichkeit zu verschaffen, einen Mittelpunkt zu bilden, von wo aus auf die geistige Bildung unserer Nation in dem Sinne der freieren Richtung, aber mit Beseitigung alles Uebertriebenen und Unschönen der Sturm- und Drangperiode eingewirkt werden könnte.

An dem Hofe zu Weimar waltete als Regentin seit dem Jahre 1758 die verwittwete Herzogin Amalia, eine braunschweigische Prinzessin, eine geistreiche, freisinnige und wohlwollende Fürstin, welche auch an Kunst und Literatur ein großes Interesse nahm. Als ihr ältester Sohn, der Großherzog Karl August, für den sie die Vormundschaft führte, herangewachsen war, so fühlte sie das Bedürfniß, ihm einen Erzieher zu geben, welcher der neuen geistigen Strömung angehörte und eine umfassende allgemeine Bildung besäße. Sie fiel auf Wieland, der seit dem Jahre 1770 an der Hochschule in Erfurt angestellt war und der eben seinen goldenen Spiegel, jenes Lehrbuch für Fürsten, geschrieben hatte. Noch im Jahre 1772 wurde er nach Weimar gerufen, um die Erziehung Karl Augusts zu übernehmen.

Der junge Fürst trat im Jahre 1775 die selbständige Regierung an. Er hatte Götz von Berlichingen und Werther gelesen, und sich für den Verfasser begeistert. Auf einer Reise nach Darmstadt machte er in Frankfurt Göthes Bekanntschaft. Dessen Persönlichkeit übte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er beschloß, ihn an seinen Hof zu ziehen. Er wurde noch in demselben Jahre (1775) nach Weimar gerufen, wo er der Günstling, der Freund des Herzogs wurde. Göthe bewirkte dann auch die Berufung Herders (1776) als Oberconsistorialrath nach Weimar. Auf diese Weise waren drei Heroen unserer Literatur in Weimar vereinigt.

In der ersten Zeit machte Göthe'n das Hofleben und die mannichfachen Vergnügungen, die er anordnen sollte, viel zu sehr zu schaffen, als daß er neue Schöpfungen hervorbringen können, welche ihm

ebenbürtig gewesen. Denn was er veröffentlichte, war im Verhältniß zu Götz und Werther unbedeutend. Zwar trug er sich mit einer Menge von Entwürfen, aber es kam nichts zur Ausführung. Auch war er in einer inneren Entwicklung begriffen, die er noch nicht zum Abschluß gebracht hatte. Diese neue Entwicklung strebte offenbar aus der wilden Sturm- und Drangperiode hinaus. Zwar in den ersten Jahren in Weimar war noch kaum etwas davon zu verspüren: ja Göthe riß den Hof selbst in sein genialisches, allen beschränkenden Fesseln der Sitte den Krieg erklärendes Treiben hinein: eine Menge darauf bezügliche Anekdoten sind uns noch aufbewahrt: auch kamen die Freunde und Gesinnungsgenossen Göthes, einer nach dem andern, wie Lentz, Merk, Klinger, nach Weimar, und halfen wohl mit das stürmische Treiben zu verstärken. Aber Göthe fühlte selbst nach einiger Zeit, daß doch eine Schranke gesetzt werden müßte. Die früheren Freunde wurden entfernt, und man kehrte zu einiger Regelmäßigkeit zurück. Allmählig trat das eigentliche Wesen Göthes mit immer größerer Klarheit hervor. Es stellte sich bald heraus, daß er nicht geschaffen war, unsere politische Entwicklung zu fördern: diejenige Seite seiner schriftstellerischen Thätigkeit, welche eine Richtung nach der Politik in seinen ersten Werken allerdings vermuthen ließ, wurde daher bald verlassen, oder nur sehr beiläufig behandelt. Dagegen war es seine eigentliche Aufgabe, an der geistigen Bildung unserer Nation, an ihrer inneren Befreiung nach allen Seiten hin zu arbeiten und den endlichen Sieg der fortschreitenden Richtung wo möglich festzustellen. Dazu gehörte freilich eine außerordentliche Vielseitigkeit: aber gerade sie besaß Göthe in dem höchsten Grade. Sein gutes Glück wollte nun noch dazu, daß er mit den ausgezeichnetesten Persönlichkeiten seiner Zeit, die verschiedene Richtungen vertraten, in unmittelbare Berührung kam, daß es ihm also vergönnt war, sich auf der Höhe aller geistigen Bestrebungen zu halten, sie mit einander in Verbindung zu bringen. Die Hauptsache war ihm allerdings die Poesie.

Hier hatte ihm nun zwar seine Natur im Wesentlichen schon den rechten Weg gezeigt: diese wies ihn überall darauf hin, die Erscheinungen in ihrer Gegenständlichkeit aufzufassen, und so klar, so der Wirklichkeit entsprechend, wie möglich, wiederzugeben.

Aber in seinen früheren Schriften hatte sich eine gewisse Derbheit ziemlich breit gemacht, die mitunter an das Unschöne hinstreifte. Es galt nun, jene Naturwahrheit beizubehalten, aber ihr zugleich die Schönheit hinzuzufügen. Diese neue Stufe der Entwicklung beschritt Göthe in Italien. Drei Jahre (1786—1788) brachte er daselbst zu: sie haben ihn unermeßlich gefördert. Es war namentlich das Studium der alten Kunst und Literatur in Verbindung mit dem entsprechenden italienischen Himmel, was ihm eine ganz neue Welt aufschloß und seine fortanige Richtung bestimmte. Noch in Italien hatte er mehrere vollendete Kunstwerke geschaffen, die Iphigenia, Torquato Tasso, Egmont und unmittelbar nach seiner Rückkehr, den Faust.

Der letztere sollte so zu sagen der Abschluß der Sturm- und Drangperiode sein, indem er sie selbst, die Ideen und Strebungen darstellte, von denen sie erfüllt war. Kein Stoff eignete sich aber trefflicher dazu, als die Sage vom Faust. Denn im Faust der Sage sind die Strebungen jener ketzerischen freigeistigen Parteien des Reformationszeitalters personificirt, welche über Kirche und Buchstabenglauben weit hinaus waren; diese haben aber die auffallendste Aehnlichkeit mit der Sturm- und Drangperiode, ja die geistige Strömung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist eigentlich eine Wiederaufnahme jener freieren Richtung des 16., welche aber damals noch nicht hatte durchdringen können. Es kam hinzu, daß der Glaube an Magie im 18. Jahrhundert neben der Freigeisterei eine eben solche Rolle spielte, wie im Reformationszeitalter. Diese innere Beziehung der Faustsage zu der Gegenwart lag auch so nahe, daß mehrere auf den Gedanken gekommen sind, sie zu bearbeiten. So machte schon Lessing auf sie aufmerksam, ja er hat sogar einige Scenen als Probe mitgetheilt: Klinger hat die Sage in der Form eines Romanes bearbeitet (1791), Maler Müller ebenfalls. Göthe hatte schon in Straßburg daran gedacht, einiges daran gearbeitet, dann aber liegen lassen, von Zeit zu Zeit wieder vorgenommen, bis er endlich den ersten Theil als Fragment in die Welt schickte. Es lag nun aber auf der Hand, daß Göthe den Grundgedanken des Faustbuchs nicht beibehalten konnte. Darnach wird Faust zuletzt vom Teufel geholt, als schuldige Strafe für seinen Wissensdrang, für seine Nichtbefriedigung von der Dogmatik

der Kirche. Das war nicht mehr zeitgemäß, widersprach vollkommen den Ideen der Epoche und Göthes zumal. Vielmehr mußte die Himmelsstürmerei Fausts nur als ein nothwendiger Seelenzustand des strebenden Menschen erscheinen, als eine Uebergangsstufe, in welcher er allerdings dem Irrthum unterworfen ist, aber gerade sein Streben nach Licht und Wahrheit, gerade sein Wissensdrieb ist zuletzt die Bürgschaft, daß er sich nicht selbst verliert, daß er nicht zu Grunde geht, d. h. dem Teufel verfällt. Göthe hat diesen Ausgang des Gedichts schon in dem Prologe klar angedeutet, indem er den Herrn von Faust sagen läßt: „Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient, so werd' ich ihn bald in die Klarheit führen!" und zu Mephistopheles, nachdem er ihm erlaubt, Faust uf seine Weise zu führen: „Steh beschämt, wenn du bekennen mußt: ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt." So gefaßt aber wurde Faust nicht nur eine Darstellung der bewegenden Kräfte der damaligen Zeit, sondern er erweiterte sich so zu sagen zu einem Gedichte vom strebenden Menschen überhaupt. Die höchsten Aufgaben der Menschheit, die Vermittlung zwischen der Idee und der Wirklichkeit, zwischen Geist und Natur, zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, zwischen Wissen und Glauben mußten in diesem Gedichte zur Sprache kommen: ja, wenn der ganze Kreis des Lebens umschrieben werden sollte, so durfte auch die Politik nicht fehlen! Man sieht: der Stoff war ein so ungeheurer, daß er nicht so leicht bewältigt werden konnte. Das Gedicht blieb Fragment. Denn die formale Beendigung desselben im zweiten Theil ist kaum zu rechnen, da Göthe denselben in Zeiten geschrieben hat, wo ihm die dichterische Kraft ausgegangen war. Auch entspricht die Ausführung nicht der Anlage des ersten Theiles, und Gervinus hat mit Recht angemerkt, daß es Göthe in diesem zweiten Theile weniger um die Darstellung des allgemeinen Gedankens, als nur seines eigenen späteren, ganz individuellen Bildungsganges zu thun gewesen sei. Aber der erste Theil gehört allerdings zu dem Größten und Tiefsten, was nicht nur unsere sondern die ganze europäische Literatur geschaffen. Hier ersieht man in welch umfassender Weise Göthe alle Richtungen seiner Zeit in sich vereinigt hat. Was insbesondere die philosophischen Anschauungen anbetrifft, wie sie namentlich in Fausts Monde erscheinen, so

erkennt ein Kundiger nicht schwer die Anknüpfung an die Ideen, wie wir sie von der freieren Mystik des Reformationszeitalters haben aussprechen und von da durch Jakob Böhme und Spinoza bis zum 18. Jahrhundert sich haben hinziehen sehen. Diese Ansicht war offenbar die von Göthe selbst, und so erklärt sich denn seine Hinneigung zur Mystik, wie wir sie bei seiner Bekanntschaft mit dem Fräulein von Kettenberg wahrgenommen haben, die ihn auch zur Freundschaft mit Lavater und Jung-Stilling führte: es war dieselbe Richtung, welcher auch Herder angehörte: bei beiden aber war die Mystik zu einer höheren philosophischen Ansicht des Lebens durchgedrungen.

Als Göthe diese neue Stufe der Entwicklung beschritten hatte, lernte er Schiller kennen. Er war Anfangs von seinen ersten Stücken nicht erbaut, weil diese einer Richtung angehörten, über welche er schon hinaus war. Aber wir haben schon angegeben, daß Schiller auch bereits angefangen hatte, sich zu mäßigen und zu beschränken. Bei näherer Bekanntschaft fand das natürlich Göthe: er bewerkstelligte seine Anstellung in Jena, und nun wirkten beide Männer zusammen in gleichem Sinne. Aber ein großer Unterschied blieb zwischen beiden immer: Schiller, wenn er sich auch in der Form mäßigte und vervollkommnete, wenn er auch seine geistige Bildung immer mehr vertiefte und erweiterte, hat doch niemals die ursprüngliche freiheitliche dem Staatswesen zugewandte Richtung aufgegeben. Er bestärkte sich vielmehr in derselben durch das Studium der Geschichte, und bald beschenkte er die Nation mit einigen Früchten dieses Studiums. Noch vor seiner Berufung nach Jena erschien seine Geschichte des Abfalls der Niederlande, im Jahr 1791 die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. An diese Werke dürfen wir freilich nicht einen strengen historischen Maßstab anlegen; aber er erwarb sich offenbar ein großes Verdienst durch die Art und Weise der Behandlung: er brach die Bahn, Geschichte für ein großes Publikum zu schreiben, nicht blos für Fachgelehrte. Diesen historisch-politischen Neigungen entsprach nun seine dichterische Thätigkeit. Er war vorzugsweise Dramatiker, und zwar der größte, den die Nation bis dahin gehabt hat. Er verstand es, das eigentliche Wesen des Dramas, Handlung und zwar solche, welche durch die Größe des Hintergrundes und durch die Beziehung zur Mitwelt, zu den großen Fragen des Tages interessirt, zur Darstellung zu

bringen. Bei Göthe aber trat das Politische, das Interesse an den großen Begebenheiten der Zeit in den Hintergrund: ihn interessirt nur der Mensch als solcher. Er war bemüht, das rein Menschliche zur höchsten geistigen Blüthe zu bringen. Und nach dieser Richtung hin hat er auch noch in den späteren Jahren Vortreffliches geleistet. Es war ein Glück für die Nation, daß unsere beiden größten Dichter, die sich gegenseitig ergänzten, in dem Momente wo sie in das Alter der Reife eingetreten waren, einander näher gerückt wurden, so daß sie gemeinsam mit einander auf den Geschmack und die geistige Bildung der Nation einwirken konnten. Dies geschah von Seite Schillers durch eine Reihe ästhetischer Aufsätze, später von Beiden zusammen durch die Herausgabe der Horen.

Wieland war durch Schiller und Göthe allerdings etwas in den Hintergrund gedrängt worden. Die Berührung mit beiden wirkte aber befruchtend auf ihn, und er hat noch in den siebenziger und achtziger Jahren eine Reihe von Dichtungen veröffentlicht, von denen einige zu den besten seiner Erzeugnisse gehören, so Oberon, der 1780 erschien. Von dieser Zeit an gab er aber die gebundene Rede auf, und schrieb nur noch in Prosa, und in dieser selbst lauter Dinge, die sich auf die damalige geistige Bewegung bezogen und auf die Fragen, welche von der Nation erörtert wurden. Und diese Thätigkeit Wielands war nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Zeit.

Ueberhaupt sollten von Weimar nicht nur in Bezug auf Poesie und Kunst, sondern in fast allen Zweigen des Wissens, die mit der allgemeinen Bildung der Nation zusammenhängen, Anregungen und Läuterungen erfolgen. In der großartigsten Weise wirkte hier Herder.

Wir haben oben die Gegensätze angegeben, welche Religion und Theologie beherrschten: auf der einen Seite eine etwas platte und schaale Aufklärung, auf der andern eine übersprudelnde Mystik. Auf der Seite der letzteren haben wir sogar Herder bemerkt, ebenso Göthe: ja fast alle die sogenannten Originalgenies standen mehr oder minder auf Seite der letztern, weil diese ihrem auf das Ungewöhnliche gerichteten Wesen mehr entsprach, als die unpoetische nüchterne Aufklärung. Es kam hinzu, daß einer der bedeutendsten Vertreter der letzteren, der Berliner Buchhändler Nikolai, sowohl

ein Gegner der Mystik, wie der neuen poetischen Richtung der Originalgenies war. Nicolai befand sich im Besitze der verbreitetesten kritischen Zeitung, der allgemeinen Bibliothek, die seit Jahrzehenden im Sinne der Aufklärung das Richteramt über die Erscheinungen der Literatur geübt hatte. Von da aus wurde aber auch Göthe angegriffen wegen Werthers Leiden, Nikolai persiflirte das Buch sogar in einem eigenen Romane „Werthers Freuden"; von da aus wurde die neu erwachte Vorliebe für das Volkslied lächerlich gemacht, von da aus wurde überhaupt jede Art von Schwärmerei angegriffen. Göthe und Schiller waren daher Gegner von Nikolai und verhöhnten ihn in mehrern Spottgedichten, während wie wir gesehen, Herder und Göthe Freunde von Jung und Lavater waren und sie in Schutz nahmen. Der letztere machte damals besonders Aufsehen durch seine Physiognomik, wonach er den Charakter und die Anlagen des Menschen aus seinen Gesichtszügen erkennen wollte. Nun hatten sich zwar mehrere der Originalgenies durch ihre barocken Manieren unmöglich gemacht; aber auch die Aufklärer lieferten doch mehrere Beispiele von Zügellosigkeit, welche ihre Richtung in Mißachtung bringen mußte. Das auffallendste war das von Bahrdt.

Er war im Jahre 1741 geboren, im Meißnischen, und studierte in Leipzig Theologie, wo er sich schon einem wüsten Leben hingab. Er schlug sich aber, da er die akademische Laufbahn betreten wollte, Anfangs zur Rechtgläubigkeit und setzte eine Ehre darein, diese zu vertheidigen. Aber bald kamen Zweifel bei ihm auf, dazu wurde sein Lebenswandel liederlicher, so daß er 1768 Leipzig verlassen mußte. Er erhielt darauf eine Anstellung in Erfurt als Professor der Philosophie: dort trug er Lehren vor, die ihm den Ruf der Irrgläubigkeit zuzogen: er begab sich darauf nach Gießen, spielte dort Anfangs den Rechtgläubigen, predigte in diesem Sinne, gewann Anfangs die Leute für sich, hielt theologische Vorlesungen, gab aber darauf „die neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen" heraus, die eine freie Uebersetzung der Bibel in Sinne der Aufklärung waren, freilich so zugestutzt, daß die Rechtgläubigen die Bibel nicht mehr erkannten. Dieses Buch erregte daher einen großen Sturm der Rechtgläubigen: besonders der Pastor Götze in Hamburg fuhr darüber her, und Bahrdt sah sich genöthigt, wo anders ein Unter-

kommen zu suchen. Er wandte sich an Basedow: durch ihn erhielt er eine Stelle an einer Philanthropie in der Schweiz; aber auch da war seines Bleibens nicht lange: er kehrte nach Deutschland zurück, und wurde in Türkheim an der Hardt Generalsuperintendent. Hier ließ er eine zweite Auflage seiner Offenbarungen drucken: diese verursachte aber einen neuen Sturm, und zwar unter der katholischen Geistlichkeit, und Bahrdt wurde um 1779 durch einen Reichshofrathsbeschluß seiner Aemter enthoben und unfähig erklärt, je wieder eine geistliche Stelle im deutschen Reich zu bekleiden. Demohngeachtet stellte ihn der preußische Unterrichtsminister von Zedlitz an der Hochschule in Halle an, obschon sich hier Semler gegen ihn erklärte. In Halle hielt er Vorlesungen bis zum Jahre 1787 über verschiedene Gegenstände, nicht ohne Beifall; dabei schrieb er immer fort, lauter deistische Bücher, gab aber seinen höchst unsittlichen Lebenswandel nicht auf, obschon er verheirathet war, veranlaßte dadurch Scandal, und wurde endlich unmöglich. Im Jahre 1787 kaufte er sich in der Nähe von Halle einen Weinberg und wurde Gastwirth. Alles strömte ihm nun zu aus Neugierde, und er versäumte nicht, mit seinen Gästen die unwürdigsten Possen zu spielen. Eine Schrift gegen das preußische Religionsedict unter Wöllner (wir werden noch darauf zurückkommen) verursachte eine Untersuchung gegen ihn, und zweijährige Festungsstrafe. Nachdem er sie erstanden, kehrte er nach Halle zurück (1790), starb aber zwei Jahre darauf an einer eckelhaften Krankheit, die er sich durch seine Ausschweifungen zugezogen hatte.

Aber auch auf der Seite der Mystik fehlte es nicht an Wunderlichkeiten, Schwärmereien und Ausschweifungen. Lavater, offenbar der bedeutendste Vertreter dieser Richtung, verrannte sich täglich mehr in barocke Behauptungen, wurde unduldsamer gegen die, welche nicht unbedingt mit ihm gehen wollten, und stieß auf diese Weise auch seine ehemaligen Freunde von sich ab. Und nebenbei gab er sich sehr große Blößen durch die Verbindung mit den damaligen Wunderthätern und Geisterbannern. Außer dem schon erwähnten Jesuiten Gasser glaubte er Anfangs auch fest an Cagliostro und dessen Gaukeleien. Aber eben der Unfug, den so viele Betrüger mit Geisterbeschwörungen, mit Magnetismus, mit dem Steine der Weisen, mit der Goldmacherkunst und dergleichen trieben, und der

damals gerade in seiner höchsten Blüthe stand, öffnete Göthe und Herdern die Augen, und sie wandten sich von der Mystik entschieden weg. Göthe war seit seinem Aufenthalte in Italien, seit der Einwirkung der Antike der abgesagte Feind jeder Schwärmerei, ja auch gleichgültig gegen das Christenthum geworden. Und was Herder anbetrifft, so kam auch dieser sehr von der stürmischen Art und Weise zurück, wie er in seinen ersten Zeiten die Aufklärung angegriffen hatte. Seine übrigen Bestrebungen standen viel mehr mit einer freien vernünftigen Ansicht des Christenthums, als mit der gewöhnlichen theologischen oder einer unklaren Mystik in Uebereinstimmung. Endlich Wieland hatte ja von jeher auf der Seite der Aufklärung gestanden. Jetzt erwarb er sich um eine vorurtheilslose Würdigung der schwärmerisch-mystischen Richtung große Verdienste durch seine oben angedeutete schriftstellerische Thätigkeit. Er suchte den Hang zu Wundern und dergleichen psychologisch zu erklären und bearbeitete die Geschichte ähnlicher Propheten, Geisterseher und Wunderthäter aus den früheren Jahrhunderten, besonders zur ersten Zeit des Christenthums und der letzten des Heidenthums, wo sich denn eine Menge Vergleichungspunkte mit der Gegenwart ergaben. Besonders ist hierher zu rechnen sein Peregrinus Proteus (1791). Außerdem übersetzte Wieland in jenen Jahren die Werke Lucians, des Spötters, des abgesagten Feindes jeder Schwärmerei, für das große Publikum ins Deutsche: ebenso die Briefe und die Satiren des Horaz und die Briefe Ciceros. Gewiß: keiner unter den deutschen Schriftstellern war geeigneter, diese Werke zu übertragen, denn keiner vermochte vermöge seiner Geistesrichtung so in ihren Geist einzudringen, wie Wieland. Göthe that nun auch noch das Seinige, um dieser Wunderglauberei einen Stoß zu versetzen. Er schrieb den Großkophta, dessen Gegenstand bekanntlich die Halsbandgeschichte ist, bei welcher Cagliostro eine Rolle spielte.

Bei diesem Abweisen der schwärmerischen Mystik blieb aber Herder nicht stehen. Er stellte sich vielmehr die große und schöne Aufgabe, die Gährungen, welchen Religion und Theologie so lange unterworfen gewesen, zum Abschluß zu bringen und eine religiöse Weltansicht zu begründen, welche der freien geistigen Entwicklung der Nation den möglichst großen Spielraum gewähre, ohne jedoch der Gleichgültigkeit oder der Spötterei gegen das Christenthum zu

verfallen. Diese Aufgabe konnte darum Herder vor allen anderen lösen, weil alles ihn interessirte, was sich auf den Menschen und seine Entwickelung bezog, weil er sich insbesondere auch zu dem Studium der Geschichte, und zwar ihrer Gesetze, hingezogen fühlte. Diese universale Bildung versetzte ihn denn auf den hohen Standpunkt, den er einnehmen mußte, um jene Aufgabe zu lösen. Schon in den Briefen über das Studium der Theologie (1780) ist sein Streben darauf gerichtet, eine Vermittlung zwischen der Vernunft und dem Christenthum zu ermöglichen. Dies gelingt ihm dadurch, daß er dem letzteren die Aufgabe zuerkennt, das reine Menschenthum herbeizuführen, die allseitigste Entwicklung aller Kräfte des Menschen. So gefaßt schloß das Christenthum freilich jede Einseitigkeit aus, und Herder verlangt wirklich die entschiedenste Duldung, auch gegen die Ungläubigen: denn auf Einzelnes komme es gar nicht an. Die Theologen selbst aber suchte er zu einer reineren und freieren Betrachtung der Bibel, der Quelle der protestantischen Theologie, anzuleiten. Sie sollen sie als ein weltliches Buch lesen, mit Kritik, und vor Allem den Geist der Zeiten und der Länder unterscheiden. Er selbst gab in dem „Geist der hebräischen Poesie" (1782) ein glänzendes Beispiel der von ihm geforderten Methode. Und in dem Buche über Spinozas System (1787) zeigte er, wie weit und umfassend seine religiöse Ansicht sei. Er war der erste Theologe, der es wagte, Spinoza in Schutz zu nehmen, und ihn gegen den Vorwurf des Atheismus zu vertheidigen. In diesem Buche tritt aber auch hervor, was der eigentliche Kern der herderischen Mystik war, die Wiederaufnahme nämlich jener pantheistischen Anschauungsweise, die wir wie einen rothen Faden von dem 14. Jahrhundert an bis zum 18. durch alle freisinnigen Parteien sich haben durchziehen sehen. — Mit Einem Worte: es war Herders Absicht, das Christenthum auf die höchsten Spitzen zurückzuführen, die einzelnen Lehren zu vereinfachen und so allgemein zu stellen, daß jede Ansicht dabei bestehen könne. Auf diese Weise allein war es möglich, die religiöse Aufklärung aus der Flachheit, der sie zu verfallen drohte, zu retten, aber auch die Frivolität abzuhalten, welche das religiöse Leben z. B. in Frankreich vergiftete. Dem Christenthum sollte wenigstens seine historische Bedeutung gesichert bleiben, wenn man auch zugab, daß sein Inhalt je nach

der Bildungsstufe der Menschheit sich verändere und erweitere. In dieser Richtung arbeitete denn die freisinnige Theologie fort. Die Hochschule in Jena war ein Mittelpunkt derselben, wo Griesbach, Eichhorn, Paulus lehrten. In Göttingen that sich besonders Planck hervor, der durch seine „Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs" (seit 1781) in der kirchengeschichtlichen Literatur eine Epoche machte, und auch in diesem Zweige der Wissenschaft die frühere Richtung vollkommen beseitigte. Was dieses Werk für den Protestantismus, war der „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" (1782) für das Allgemeine. Der Verfasser dieses Buches war Spittler (1752—1810), ebenfalls Professor in Göttingen, von dem wir gleich mehr hören werden.

Herder war, wie wir sahen, auf seinen freieren theologischen Standpunkt durch das Studium der Geschichte geleitet worden. Er hat auch für dieses eine neue Bahn gebrochen, durch seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (1788). Dies Buch ist nun überaus merkwürdig, weil es außer der Wissenschaft, die es eigentlich behandeln wollte, noch einer andern einen Anstoß gab: den Naturwissenschaften. Indem nämlich Herder nach der Grundlage forschte, auf welcher er die Geschichte aufbauen, in welcher er die Gesetze ihrer Entwickelung finden sollte, stieß er auf die Natur, und die Betrachtung dieser, ihrer Entwickelung, ihrer Gesetze und ihres Zusammenhangs mit dem Menschen bildet einen bedeutenden Abschnitt seines Buches. Mit der Fühlung eines Sehers hatte er den ungeheueren Einfluß, den die Naturwissenschaften auf die geschichtliche Entwicklung üben, entdeckt, und ihnen daher eine eindringende Betrachtung gewidmet. Es kam ihm dabei zu statten, daß Weimar gerade auch den Naturwissenschaften die eifrigste Aufmerksamkeit zuwandte. Besonders Göthe hat sich außer der Kunst mit keinem Zweige des Wissens angelegentlicher beschäftigt, als mit ihnen. Es war nun aber höchst bedeutsam, daß Deutschland gerade in jener Zeit auch in der Bearbeitung dieser Wissenschaft einen neuen Aufschwung nahm, nachdem es lange hinfort nur an den Werken der Fremden gezehrt hatte. In einzelnen Fächern haben Haller (in der Physiologie), Lichtenberg (in der Physik), Sömmering (in dem Bau des menschlichen Körpers) Ausgezeichnetes geleistet. Aber den Geist der Natur, und namentlich die Beziehung

derselben zum Menschen und seiner geistigen Entwicklung erfaßt. Georg Forster (1754—1794), einer der edelsten und größten Männer, die Deutschland hervorgebracht, der hier um so mehr genannt werden muß, als seine Schriften durch die Art und Weise der Darstellung auch in diesem Zweige der Wissenschaft Epoche machen. Seine Schriften sind nämlich Kunstwerke, zeichnen sich durch die vollendetste Klarheit und Anschaulichkeit aus, und sind also nicht blos für den Gelehrten, sondern für das größere Publikum berechnet. Mit Recht hat ihn daher sein neuester geistreicher Bearbeiter den Naturforscher des Volkes genannt*).

Herder fand, als er ein so großartiges Unternehmen, wie die Geschichte der Menschheit begann, zu wenig Vorarbeiten vor, als daß nicht sein Werk an vielen Lücken, Unrichtigkeiten und Fehlern hätte leiden sollen. Aber darum bleibt sein Verdienst doch ungeschmälert. Dies besteht darin, daß er zeigte, daß die Geschichte nicht blos eine Zusammenhäufung von Thatsachen sei, sondern daß es vor Allem auf den Geist ankomme, der das Ganze durchzieht, auf den inneren Zusammenhang ihrer Theile. Er hat vor Allem betont, daß weniger die äußeren Begebenheiten, als die Cultur, Poesie und Kunst, Wissenschaft und Religion, Sitte und Weise beachtet werden müssen: denn diese allein bilden den Kern der wahren Geschichte. Zugleich schwebte ihm wieder die unmittelbare Beziehung zu der Gegenwart vor. Er wollte durch seine Behandlung der Geschichte einen neuen Beleg geben für die Wahrheit dessen, was er sich zur Aufgabe gestellt, nämlich die Menschheit zu allseitiger Entwicklung ihrer Kräfte, oder, wie er sich ausdrückte, zur Humanität zu führen. Denn der Grundgedanke, der seine Philosophie der Geschichte durchzieht, ist der, die Menschheit strebe nach Vervollkommnung. Dieses zugegeben, war sein Streben, seine Nation zu bilden, ihr den eigenen Geist mitzutheilen, kein erfolgloses, sondern seine Verwirklichung war in der Natur der Geschichte begründet.

Wenn Herder von der hohen Warte der Philosophie aus die Geschichte behandelte, so erhielt sie durch andere eine Bearbeitung von der entgegengesetzten Seite, die eine nothwendige Ergänzung

*) Jac. Moleschott, Georg Forster, der Naturforscher des Volks. 1855.

zu seiner Weise war. Planck und Spittler in Göttingen, die wir schon vorhin erwähnt, behandelten die Geschichte von der sogenannten pragmatischen Seite, d. h. sie gingen von den unmittelbaren Ursachen aus, welche die Ereignisse bestimmten, und suchten namentlich aus den Charakteren der handelnden Personen, aus den Zeitverhältnissen, wohl auch aus zufälligen Umständen die Ereignisse und den Gang der Entwicklung zu erklären. Spittler hat in zwei Specialgeschichten, in der Geschichte von Würtemberg (1785) und von Hannover (1786), seine ausgezeichnete Befähigung zu dieser Art von Geschichte beurkundet. Seine Geschichte der europäischen Staaten (1793), besonders angeregt durch die französische Revolution, lieferte den Beweis, mit welch sicherem Fühlen er die bestimmenden Momente in der Entwicklung der Staatsverfassungen herauszufinden verstand. Ein anderer Geschichtforscher war Johannes Müller, der in seiner Schweizergeschichte ohngefähr das nämliche erstrebte.

Der Gedanke Herders, Erziehung des Menschengeschlechts zur Humanität, schien durch die große Reform des Erziehungswesens einen bedeutenden Schritt zu seiner Verwirklichung gethan zu haben. Die Ideen Basedows hatten doch überall gezündet, und wenn man auch nicht ganz in seine Plane einging, so waren sie im Wesentlichen doch fast überall angenommen worden, und die Erziehungsanstalten wurden in diesem Sinne umgestaltet. Eine weitere Vervollkommnung dieser Ideen kam durch Pestalozzi hinzu. Herder selbst war einer der eifrigsten Beförderer der neuen Weise: schon 1769 war er auf dieselbe Ansicht gekommen, als Basedow. Die Einseitigkeit jedoch, womit dieser nur die Brauchbarkeit des zu Lernenden betonte, und die Geringschätzung, womit die alten Sprachen behandelt wurden, wollte freilich Herder nicht gelten lassen. Aber die alten classischen Studien erhielten seit den Anregungen Lessings und Winkelmanns ebenfalls einen neuen Schwung. Es war namentlich Heyne in Göttingen, und Wolff in Halle (1759—1824), welche sie auf eine geistreichere Weise behandelten, und auch in dieser Beziehung die Nation um einen großen Schritt vorwärts brachten.

Bei dieser entschiedenen Betonung einer ungehemmten allseitigen Entwicklung des Menschen war es natürlich, daß Herder auch in politischer Beziehung freisinnig war. Fast in jeder seiner Schriften

trat diese Richtung hervor. Er hat es sich besonders angelegen sein lassen, diejenigen Männer unserer Nation, die gerade den politischen Freisinn vertraten, der Vergessenheit zu entreißen und ihr Leben wie einen Spiegel der Gegenwart vorzuhalten. So hat er namentlich Ulrich von Hutten das schönste Denkmal gesetzt, jenem Heros des Reformationszeitalters, der nicht nur die religiöse, sondern auch die staatliche Befreiung der Nation im Auge hatte. Und auch diese Richtung der herderschen Thätigkeit war nicht ohne Einfluß auf die Zeit. Wir sehen in den zwei letzten Jahrzehenden des 18. Jahrhunderts die politischen Zeitschriften sich vermehren: so tritt Moser noch einmal auf mit seinem patriotischen Archiv (von 1784 an); so erscheinen in Göttingen außer den schlözerischen noch mehrere andere Zeitschriften, wie das deutsche Museum, von Dohm und Boie gegründet, das göttinger Magazin der Wissenschaft und Literatur von Georg Forster und Lichtenberg, das historische Magazin von Meiners und Spittler; so kommt seit 1783 in Berlin die Monatschrift von Gedicke und Biester heraus; ferner seit 1785 das Journal von und für Deutschland von Göckingk, die alle mehr oder minder sich mit Politik beschäftigen, und zwar im Sinne des Fortschritts.

Aber die Richtung blieb dieselbe, die wir schon früher angedeutet haben, nämlich die weltbürgerliche. Auch Herder gehörte dazu. Der Patriotismus trat mehr und mehr zurück vor dem Gedanken der allgemeinen Freiheit und der Humanität. So kam's, daß die politische Gestaltung des Vaterlandes als solches durchaus nicht in dem Gesichtskreise der freisinnigen Männer lag: ihr Freiheitssinn entbehrte daher eines bestimmten praktischen Zieles. Dieser Mangel eines rein nationalen Interesses erklärt denn auch das Scheitern der Entwürfe Josephs II. Die Nation war wohl zur innerlichen geistigen Befreiung durchgedrungen, aber der praktisch-politische Sinn war ihr noch nicht erschlossen.

19. Josephs II. innere Reformen und Vergrößerungsplane.

Mit der freien Entwickelung der Nation in Bezug auf geistige Bildung, religiöse Aufklärung und gesellschaftliche Zustände, wie wir sie eben geschildert, suchte nun der Kaiser Joseph II., der seit dem Tode seiner Mutter (1780), wie wir gesehen, auch unbeschränkter Gebieter in Oesterreich geworden, gleichen Schritt zu halten. Er war bereits ein Vierziger, als er die Regierung Oesterreichs übernahm, also in einem Alter, wo man schon eine bestimmte Lebensrichtung zu haben pflegt. Die besaß auch Joseph, und da es ihm bei Lebzeiten seiner Mutter nicht gestattet war, thatkräftig einzugreifen, so hatte er seine Zeit dazu angewendet, um das ganze Gebäude der Reform auszudenken, welches er in Oesterreich aufrichten wollte. Und in der That: kaum hatte er seine Regierung angetreten, so fing er an umzugestalten, in einem so großartigen und umfassenden Maßstabe, mit einem solchen Ineinandergreifen der einzelnen Theile, daß man sah, diese Reformen im Ganzen, wie im Einzelnen, waren das Ergebniß der reifsten und der einläßlichsten Ueberlegung. Die Hast aber, mit welcher Joseph seine Reformen betrieb, war ein Beweis, wie lange er sie schon in seiner Seele trug: er glaubte sich beeilen zu müssen, um die verlorene Zeit einzubringen und dem übrigen Deutschland nachzukommen.

Denn es ist kein Zweifel: so Vieles auch schon unter seiner Mutter geschehen war, so stand doch Oesterreich, nicht minder wie Baiern, außerordentlich weit hinter Deutschland zurück. Der schwere Druck, der seit den Tagen Ferdinands II. auf den Geistern lastete, der große Einfluß, welcher dort grundsätzlich der Geistlichkeit gestattet war, hatte das Volk in einem Zustande geistiger Beschränktheit und Unmündigkeit gehalten, von dem es ihm schwer wurde, sich emporzuringen. Denn du kannst die Geister, sagt der große Römer, leichter erdrücken, als wieder ins Leben rufen. Joseph II. sah mit Schmerz diese niedere Bildungsstufe des Volks, und da er sehr richtig erkannte, daß die bisherigen Einrichtungen die Schuld davon trügen, so sollten diese an der Wurzel angepackt werden: er wollte eine vollkommene Neugestaltung der Monarchie. Wir kennen schon

seine politischen Grundsätze: sie waren die des sogenannten aufgeklärten Despotismus: er betrachtete sich als den Verwalter des Staats, dessen heiligste Pflicht die Sorge für die Wohlfahrt des Ganzen, wie des Einzelnen wäre. Er war frei von allen Vorurtheilen, religiösen wie politischen, und wollte sie überall brechen. Da dies auf Widerstand stieß, weil die Berechteten ihre Privilegien zu Gunsten der Gesammtheit und des Volkes nicht aufgeben wollten, so brauchte Joseph Gewalt: denn er wollte entschieden durchgreifen und glaubte sich in der Verfolgung seiner guten und redlichen Absichten durch nichts hemmen lassen zu dürfen. So ist denn sein Verfahren nicht ohne Härten und Eigenmächtigkeit, aber zu Gunsten des allgemeinen Besten, und vor Allem zu Gunsten des Volks: denn dieses begünstigte er augenscheinlich gegen Adel und Pfaffen.

Das erste Gesetz von den weitgreifendsten Folgen, welches er erließ, war das Censuredict (1781). Durch dieses wollte er die Geister entbinden von den Fesseln der Censur, die in Oesterreich schon wegen der verworrenen Maschine, die dafür aufgestellt war, schwer auf den Schriftstellern lastete, auch abgesehen von den despotischen Grundsätzen, nach denen sie seit Jahrhunderten von den Beamten geübt wurde. Zunächst also hob er die Censurcommissionen in den Provinzen auf, behielt für jede Provinz nur ein Revisionsamt bei und übertrug die Leitung des Censurwesens für die ganze Provinz der betreffenden Regierung. Die oberste Leitung desselben für das ganze Reich behielt er sich selbst vor: unter ihm stand die Haupt- und Hofcommission. Die Grundsätze, nach welchen Joseph die Censur gehandhabt wissen wollte, waren folgende. Unzüchtige Bücher und solche Schriften, welche Wissenschaft und Aufklärung nie befördern können, ferner solche, welche die christliche Religion systematisch angreifen, endlich solche, welche durch abergläubische Verdrehung der Eigenschaften Gottes und schwärmerische Andächteleien das Christenthum verächtlich darstellen, sollten verboten sein. Dagegen sollten Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten bis zum Untersten, nicht verboten werden, besonders wenn der Verfasser seinen Namen darzu drucken läßt und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürgen darstellt, „da es jedem Wahrheitliebenden eine Freude sein muß, wenn ihm solche auf diesem Wege zukommt".

Streng wissenschaftliche Bücher wollte Joseph anfangs gänzlich von der Censur befreien, verlangte nun aber für sie, da dieser Grundsatz auf zu großen Widerspruch stieß, wenigstens die größtmöglichste Schonung. So sollten größere Bücher, auch wenn sie einzelne anstößige Stellen enthalten, und ihr Inhalt sonst belehrend ist, nicht verboten werden. Ebenso ließ er Zeitungen fast ganz frei, überzeugt, daß er aus ihnen die öffentliche Meinung und die vielen Mißstände, die überall noch in Oesterreich vorhanden waren, am sichersten erfahren werde. Ueberhaupt schärfte er den Censoren eher Nachsicht als Strenge ein: diejenigen, denen in den Provinzen die Druckerlaubniß verweigert war, konnten sich an die Hauptcommission wenden, die ohnedies über alle wichtigen Bücher zu entscheiden hatte, und wurden hier in der Regel nicht abgewiesen. Uebrigens konnte man von ihr aus an den Kaiser gehen, und dieser gestattete immer den Druck, selbst wenn das Buch Schmähungen gegen ihn selbst enthielt. So kennzeichnet folgende Thatsache seinen edlen Charakter vortrefflich. Ein Oberstlieutenant von einer altadeligen Familie, der die ihm anvertraute Kasse bestohlen hatte, und deshalb zur Festungsstrafe und öffentlichen Ausstellung — letzteres war allerdings eine Verschärfung von Joseph selbst — verurtheilt worden war, schrieb eine freche Vertheidigungsschrift, in welcher er den Kaiser einen wetterwendischen Monarchen und einen Tyrannen nannte. Die Hauptcommission versagte der Schrift den Druck. Der Verleger wandte sich an Joseph, welcher die Druckbewilligung ertheilte. Als man ihm darüber Vorstellung machte, antwortete er: „Sollte Jemand einen solchen Grad schamloser Unbescheidenheit erreichen, daß er so weit sich vergesse, uns durch leichtsinnige und muthwillige Lästerungen zu schmähen, so soll seine Verwegenheit nicht mit Strafe, sondern mit Verachtung geahndet werden; denn rührt die Lästerung von Leichtsinn her, so verdient sie Verachtung; entsteht sie aus Blödsinn, so erfordert sie Mitleid; ist aber Frevel die Ursache gewesen, so verzeihen wir dem Thoren.“ — Joseph wandte aber seine Aufmerksamkeit nicht blos der gegenwärtigen und zukünftigen Presse zu, sondern auch der vergangenen. Er gab eine Menge bisher verbotener Bücher frei, die alle in dem Verzeichniß verbotener Bücher standen, das in Wien so gut existirte, wie in Rom: über 2000 Bücher wurden auf diese Weise dem Verkehr anheim ge-

geben. Ferner verbot er die Durchsuchungen der Häuser von Seite der Geistlichen, um verbotene Bücher zu entdecken — was bisher der Fall gewesen — und die den Laien abgenommenen Bücher, welche in den Klöstern aufgespeichert waren, mußten ihren ehemaligen Besitzern zurückgegeben werden. Ueberhaupt sollte jedes Buch, welches Eigenthum eines Privaten sei, nicht mehr der Censur unterworfen sein. Später hob er die Censur fast ganz auf, indem er den Verlegern in Wien — und diese vertraten doch eigentlich den Buchhandel der Monarchie — erlaubte, ihre Artikel ohne Weiteres drucken zu lassen. Die Censur folgte dann nachher: wie mild diese aber unter Joseph II. gehandhabt wurde, beweist die Thasache, daß in den ersten Jahren nach dem Censuredict nur drei bis vier Bücher verboten wurden.

In demselben Jahre, in welchem Joseph das Censuredict verkündete (1781), erließ er auch das Toleranzedict, durch welches er den Gewissenszwang beseitigte. Vermöge dieses Gesetzes wurde den Nichtkatholischen, augsburgischen und schweizerischen Confessionsverwandten, wie auch nichtunirten Griechen freie Religionsübung gestattet. Auch sollten sie in politischer Beziehung, also namentlich bei Vergebung der Aemter, den Katholiken vollkommen gleichgesetzt werden, da einzig und allein auf Verdienst, Fähigkeit und frommen christlichen Lebenswandel Bedacht zu nehmen sei. Der Gebrauch, bei gemischten Ehen die Kinder nur in der katholischen Kirche erziehen zu lassen, ist aufgehoben: ist der Vater katholisch, werden die Kinder katholisch; ist die Mutter katholisch, so werden die Mädchen katholisch, die Knaben protestantisch. Den Nichtkatholiken ist es erlaubt, Schullehrer ihrer Religion zu haben. Keiner soll überhaupt wegen der Religion an Geld oder Leib gestraft werden können. Die Katholischen sollen sich aller Schmähungen und beleidigender Vorwürfe gegen die Nichtkatholischen enthalten: aber auch den letzteren wird Mäßigung anempfohlen.

Uebrigens war das Toleranzedict nicht allgemein: d. h. es waren davon die sogenannten Freigeister oder Deisten ausgeschlossen. Joseph II. war überhaupt kein Anhänger der französischen Religionsspötter. Er meinte es aufrichtig mit dem Christenthum, und glaubte von jenen, daß sie dasselbe systematisch zu Grunde richten wollten. Wenigstens tritt seine Anhänglichkeit an das Christenthum in allen seinen bezüglich der Religion gegebenen Erlassen immer entschieden hervor.

Dem Toleranzedict folgten eine Menge anderer Verordnungen, welche der katholischen Kirche in seinen Landen eine ganz neue Gestalt geben sollten. Zuerst wandte er sich gegen die Klöster, welche er als die eigentlichen Sitze der Verdummung und des Aberglaubens betrachtete. Er hob jeden Zusammenhang derselben mit den Ordensgeneralen in Rom auf, unterwarf sie der Aufsicht der Landesbischöfe, entfernte alle ausländischen Mönche aus den österreichischen Klöstern, verbot, daß innerhalb der nächsten zwölf Jahre Novizen angenommen würden, und hob endlich eine große Anzahl Klöster auf. Etwa 700 traf dieses Schicksal: 30 bis 36,000 Mönche und Nonnen wurden auf diese Weise säculariſirt. Uebrigens blieben doch noch 1324 Klöster mit etwa 27,000 Seelen übrig. Die ausgetriebenen Mönche und Nonnen wurden versorgt, die Einkünfte der Klöster von der kaiserlichen Regierung verwaltet, zur Erbauung von Kirchen, Ausstattung von Pfarreien, Anstellung neuer Pfarrer auf dem Lande, Errichtung von Schulen verwendet. Sodann wurde der Gottesdienst einfacher eingerichtet, unnütze Gebräuche, Wallfahrten, Umzüge, Andachten abgeschafft, deutsche Kirchenlieder eingeführt, die Bibel in die Landessprache übersetzt. Die bisherigen bischöflichen Seminarien, in welchen die Geistlichen gebildet worden waren, wurden aufgehoben: an ihre Stelle traten Generalseminarien, an welchen der Kaiser aufgeklärte Männer anstellte, welche die künftigen Geistlichen nach seinen freisinnigen Grundsätzen unterrichten sollten. Von nun an sollten nur solche Pfarrer angestellt werden, welche die Generalseminarien besucht hätten: die bis dahin häufige Gewohnheit, die Pfarrer aus den Klöstern zu nehmen, wurde abgeschafft.

Es versteht sich von selbst, daß Joseph bei diesem entschiedenen Bestreben, die religiöse Aufklärung zu fördern, jeden auswärtigen Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten seines Landes zu beseitigen strebte. So verordnete er, daß keine Bulle oder kein Breve des Papstes bekannt gemacht werden dürfe, ohne Zustimmung des Kaisers. Die Enthebung von den kirchlichen Verordnungen und besondere geistliche Befreiungen durften künftig nicht mehr unmittelbar beim Papste gesucht werden, sondern von den Bischöfen des Landes. Ueberhaupt sollte kein Titel, keine Würde, keine Gunstbezeugung vom Papste angenommen werden, ohne vorher bei der Regierung anzufragen.

geben. Ferner verbot er die Durchsuchungen der Häuser von Seite der Geistlichen, um verbotene Bücher zu entdecken — was bisher der Fall gewesen — und die den Laien abgenommenen Bücher, welche in den Klöstern aufgespeichert waren, mußten ihren ehemaligen Besitzern zurückgegeben werden. Ueberhaupt sollte jedes Buch, welches Eigenthum eines Privaten sei, nicht mehr der Censur unterworfen sein. Später hob er die Censur fast ganz auf, indem er den Verlegern in Wien — und diese vertraten doch eigentlich den Buchhandel der Monarchie — erlaubte, ihre Artikel ohne Weiteres drucken zu lassen. Die Censur folgte dann nachher: wie mild diese aber unter Joseph II. gehandhabt wurde, beweist die Thasache, daß in den ersten Jahren nach dem Censuredict nur drei bis vier Bücher verboten wurden.

In demselben Jahre, in welchem Joseph das Censuredict verkündete (1781), erließ er auch das Toleranzedict, durch welches er den Gewissenszwang beseitigte. Vermöge dieses Gesetzes wurde den Nichtkatholischen, augsburgischen und schweizerischen Confessionsverwandten, wie auch nichtunirten Griechen freie Religionsübung gestattet. Auch sollten sie in politischer Beziehung, also namentlich bei Vergebung der Aemter, den Katholiken vollkommen gleichgesetzt werden, da einzig und allein auf Verdienst, Fähigkeit und frommen christlichen Lebenswandel Bedacht zu nehmen sei. Der Gebrauch, bei gemischten Ehen die Kinder nur in der katholischen Kirche erziehen zu lassen, ist aufgehoben: ist der Vater katholisch, werden die Kinder katholisch; ist die Mutter katholisch, so werden die Mädchen katholisch, die Knaben protestantisch. Den Nichtkatholiken ist es erlaubt, Schullehrer ihrer Religion zu haben. Keiner soll überhaupt wegen der Religion an Geld oder Leib gestraft werden können. Die Katholischen sollen sich aller Schmähungen und beleidigender Vorwürfe gegen die Nichtkatholischen enthalten: aber auch den letzteren wird Mäßigung anempfohlen.

Uebrigens war das Toleranzedict nicht allgemein: d. h. es waren davon die sogenannten Freigeister oder Deisten ausgeschlossen. Joseph II. war überhaupt kein Anhänger der französischen Religionsspötter. Er meinte es aufrichtig mit dem Christenthum, und glaubte von jenen, daß sie dasselbe systematisch zu Grunde richten wollten. Wenigstens tritt seine Anhänglichkeit an das Christenthum in allen seinen bezüglich der Religion gegebenen Erlässen immer entschieden hervor.

Dem Toleranzedict folgten eine Menge anderer Verordnungen, welche der katholischen Kirche in seinen Landen eine ganz neue Gestalt geben sollten. Zuerst wandte er sich gegen die Klöster, welche er als die eigentlichen Sitze der Verdummung und des Aberglaubens betrachtete. Er hob jeden Zusammenhang derselben mit den Ordensgeneralen in Rom auf, unterwarf sie der Aufsicht der Landesbischöfe, entfernte alle ausländischen Mönche aus den österreichischen Klöstern, verbot, daß innerhalb der nächsten zwölf Jahre Novizen angenommen würden, und hob endlich eine große Anzahl Klöster auf. Etwa 700 traf dieses Schicksal: 30 bis 36,000 Mönche und Nonnen wurden auf diese Weise säcularisirt. Uebrigens blieben doch noch 1324 Klöster mit etwa 27,000 Seelen übrig. Die ausgetriebenen Mönche und Nonnen wurden versorgt, die Einkünfte der Klöster von der kaiserlichen Regierung verwaltet, zur Erbauung von Kirchen, Ausstattung von Pfarreien, Anstellung neuer Pfarrer auf dem Lande, Errichtung von Schulen verwendet. Sodann wurde der Gottesdienst einfacher eingerichtet, unnütze Gebräuche, Wallfahrten, Umzüge, Andachten abgeschafft, deutsche Kirchenlieder eingeführt, die Bibel in die Landessprache übersetzt. Die bisherigen bischöflichen Seminarien, in welchen die Geistlichen gebildet worden waren, wurden aufgehoben: an ihre Stelle traten Generalseminarien, an welchen der Kaiser aufgeklärte Männer anstellte, welche die künftigen Geistlichen nach seinen freisinnigen Grundsätzen unterrichten sollten. Von nun an sollten nur solche Pfarrer angestellt werden, welche die Generalseminarien besucht hätten: die bis dahin häufige Gewohnheit, die Pfarrer aus den Klöstern zu nehmen, wurde abgeschafft.

Es versteht sich von selbst, daß Joseph bei diesem entschiedenen Bestreben, die religiöse Aufklärung zu fördern, jeden auswärtigen Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten seines Landes zu beseitigen strebte. So verordnete er, daß keine Bulle oder kein Breve des Papstes bekannt gemacht werden dürfe, ohne Zustimmung des Kaisers. Die Enthebung von den kirchlichen Verordnungen und besondere geistliche Befreiungen durften künftig nicht mehr unmittelbar beim Papste gesucht werden, sondern von den Bischöfen des Landes. Ueberhaupt sollte kein Titel, keine Würde, keine Gunstbezeugung vom Papste angenommen werden, ohne vorher bei der Regierung anzufragen.

Der Papst Pius VI., der natürlich über diese Maßnahmen des Kaisers sehr erstaunt war, versuchte zuerst, ob er nicht durch seine persönliche Liebenswürdigkeit Joseph II. auf andere Gedanken bringen könnte. Er reiste daher im Februar 1782 nach Wien. Diese Reise machte ein großes Aufsehen, da man dergleichen seit Jahrhunderten nicht mehr gewohnt gewesen. Der Papst wurde überall mit der größten Ehrerbietung empfangen: in Wien selbst war er der Gegenstand der lebhaftesten Aufmerksamkeit: man drängte sich an ihn, um seinen Segen zu empfangen oder zum Handkusse zugelassen zu werden. Auch der Kaiser war gegen ihn sehr zuvorkommend und freundlich. Aber der Zweck der päpstlichen Reise wurde nicht erreicht. Joseph ging von seinen Reformen nicht ab. Als der Papst Wien verließ, um über München nach Rom zurückzukehren, begleitete ihn der Kaiser bis zum Kloster Mariabrunn. Sie beteten noch mit einander in der Klosterkirche: Joseph schien beim Abschiede gerührt. Aber noch an demselben Tage erschienen kaiserliche Bevollmächtigte, um das Kloster aufzuheben. Von dieser Zeit an wurde das Verhältniß zwischen Papst und Kaiser immer gespannter. Besonders geriethen sie über die Besetzung der geistlichen Würden in der Lombardei hintereinander: diese nahm der Kaiser und der Papst auf gleiche Weise für sich in Anspruch. Der Erstere hatte aber die vollendete Thatsache für sich voraus. Da übrigens der Papst sich nicht zufrieden geben wollte, so erschien Joseph plötzlich in Rom (Decbr. 1783). Er hatte damals die Absicht, das Kirchenwesen seiner Monarchie gänzlich von Rom zu trennen, die Oberherrschaft des Papstes nicht länger anzuerkennen, eine deutsche Kirche zu gründen: Absichten, wie wir uns erinnern, in welche selbst die deutschen Bischöfe eingegangen wären. Doch kam es damals nicht so weit. Es wird erzählt, daß Joseph insbesondere durch den spanischen Gesandten Azara, dem er seine Gedanken mitgetheilt, davon abgebracht worden sei. Vielleicht wirkte aber auch die Nachgiebigkeit des Papstes ein, der wohl des Kaisers Absicht erfahren haben mochte. Denn es kam nun noch während der Anwesenheit Josephs in Rom zwischen ihm und Pius VI. ein Vertrag zu Stande, in welchem der Papst seine Rechte, die er bisher geltend gemacht, vollkommen an den Kaiser abtrat. Bald darauf kam es jedoch zu neuen Miß-

helligkeiten, die am Ende doch noch zu der Trennung der deutschen Kirche von Rom führen zu können schienen.

Der Papst hatte nämlich bei seiner Anwesenheit in München daselbst eine neue Nuntiatur errichtet, welcher die pfalzbaierischen und jülichbergischen Lande als District angewiesen waren. Dies war ein Eingriff in die Rechte der deutschen Erzbischöfe, der rheinischen, wie des salzburgischen. Sie ließen sich das auch nicht gefallen, sondern riefen den Schutz des Kaisers an. Joseph erwiederte, er habe dem Papst sofort erklären lassen, wie er niemals gestatten werde, daß die Erz- und Bischöfe im Reich in ihren von Gott und der Kirche eingeräumten Diöcesanrechten gestört würden; er betrachte die Nuntien nur als Abgesandte in politischen oder dem Papst unmittelbar vorbehaltenen Rechten, werde ihnen aber niemals Jurisdiction oder Judicatur gestatten. Darauf hielten die Erzbischöfe eine Zusammenkunft im Bad Ems (1786) und beschlossen dort die sogenannte emser Punctation, welche zum Zwecke hatte, den Anmaßungen des Papstes ein für allemal den Riegel vorzuschieben. „Der römische Papst, sagen sie im Eingange der Beschlüsse, ist und bleibt zwar immer der Oberaufseher und Primas der ganzen Kirche, der Mittelpunkt der Einigkeit. Alle Katholiken müssen ihm immer den kanonischen Gehorsam leisten. Aber alle anderen Vorzüge und Reservationen, die mit diesem Primat in den ersten Jahrhunderten nicht verbunden, sondern aus den nachherigen isidorischen Dekretalen zum offenbaren Nachtheil der Bischöfe geflossen sind, können jetzt, wo die Unterschiebung und Falschheit derselben hinreichend erprobt und allgemein anerkannt ist, in den Umfang dieser Jurisdiction nicht gezogen werden. Diese gehören vielmehr in die Classe der Eingriffe der römischen Curie und die Bischöfe sind befugt, sich selbst in die eigene Ausübung der von Gott ihnen verliehenen Gewalt, besonders da keine dahin abzweckende Vorstellungen bei dem päpstlichen Stuhl bis jetzt gewirkt haben, unter dem Schutz des Kaisers einzusetzen." Man war also auf dem besten Wege, den Einfluß des Papstes auf die deutsche Kirche vollkommen zu beseitigen: schon dachten die Kirchenfürsten an die Zusammenberufung eines Nationalconciliums. —

Aber nicht nur die religiösen Angelegenheiten beschäftigten den Kaiser: er wollte auch die materielle Wohlfahrt seiner Unterthanen

Der Papst Pius VI., der natürlich über diese Maßnahmen des Kaisers sehr erstaunt war, versuchte zuerst, ob er nicht durch seine persönliche Liebenswürdigkeit Joseph II. auf andere Gedanken bringen könnte. Er reiste daher im Februar 1782 nach Wien. Diese Reise machte ein großes Aufsehen, da man dergleichen seit Jahrhunderten nicht mehr gewohnt gewesen. Der Papst wurde überall mit der größten Ehrerbietung empfangen: in Wien selbst war er der Gegenstand der lebhaftesten Aufmerksamkeit: man drängte sich an ihn, um seinen Segen zu empfangen oder zum Handkusse zugelassen zu werden. Auch der Kaiser war gegen ihn sehr zuvorkommend und freundlich. Aber der Zweck der päpstlichen Reise wurde nicht erreicht. Joseph ging von seinen Reformen nicht ab. Als der Papst Wien verließ, um über München nach Rom zurückzukehren, begleitete ihn der Kaiser bis zum Kloster Mariabrunn. Sie beteten noch mit einander in der Klosterkirche: Joseph schien beim Abschiede gerührt. Aber noch an demselben Tage erschienen kaiserliche Bevollmächtigte, um das Kloster aufzuheben. Von dieser Zeit an wurde das Verhältniß zwischen Papst und Kaiser immer gespannter. Besonders geriethen sie über die Besetzung der geistlichen Würden in der Lombardei hintereinander: diese nahm der Kaiser und der Papst auf gleiche Weise für sich in Anspruch. Der Erstere hatte aber die vollendete Thatsache für sich voraus. Da übrigens der Papst sich nicht zufrieden geben wollte, so erschien Joseph plötzlich in Rom (Decbr. 1783). Er hatte damals die Absicht, das Kirchenwesen seiner Monarchie gänzlich von Rom zu trennen, die Oberherrschaft des Papstes nicht länger anzuerkennen, eine deutsche Kirche zu gründen: Absichten, wie wir uns erinnern, in welche selbst die deutschen Bischöfe eingegangen wären. Doch kam es damals nicht so weit. Es wird erzählt, daß Joseph insbesondere durch den spanischen Gesandten Azara, dem er seine Gedanken mitgetheilt, davon abgebracht worden sei. Vielleicht wirkte aber auch die Nachgiebigkeit des Papstes ein, der wohl des Kaisers Absicht erfahren haben mochte. Denn es kam nun noch während der Anwesenheit Josephs in Rom zwischen ihm und Pius VI. ein Vertrag zu Stande, in welchem der Papst seine Rechte, die er bisher geltend gemacht, vollkommen an den Kaiser abtrat. Bald darauf kam es jedoch zu neuen Mis-

helligkeiten, die am Ende doch noch zu der Trennung der deutschen Kirche von Rom führen zu können schienen.

Der Papst hatte nämlich bei seiner Anwesenheit in München daselbst eine neue Nuntiatur errichtet, welcher die pfalzbaierischen und jülichbergischen Lande als District angewiesen waren. Dies war ein Eingriff in die Rechte der deutschen Erzbischöfe, der rheinischen, wie des salzburgischen. Sie ließen sich das auch nicht gefallen, sondern riefen den Schutz des Kaisers an. Joseph erwiederte, er habe dem Papst sofort erklären lassen, wie er niemals gestatten werde, daß die Erz- und Bischöfe im Reich in ihren von Gott und der Kirche eingeräumten Diöcesanrechten gestört würden; er betrachte die Nuntien nur als Abgesandte in politischen oder dem Papst unmittelbar vorbehaltenen Rechten, werde ihnen aber niemals Jurisdiction oder Judicatur gestatten. Darauf hielten die Erzbischöfe eine Zusammenkunft im Bad Ems (1786) und beschlossen dort die sogenannte emser Punctation, welche zum Zwecke hatte, den Anmaßungen des Papstes ein für allemal den Riegel vorzuschieben. „Der römische Papst, sagen sie im Eingange der Beschlüsse, ist und bleibt zwar immer der Oberaufseher und Primas der ganzen Kirche, der Mittelpunkt der Einigkeit. Alle Katholiken müssen ihm immer den kanonischen Gehorsam leisten. Aber alle anderen Vorzüge und Reservationen, die mit diesem Primat in den ersten Jahrhunderten nicht verbunden, sondern aus den nachherigen isidorischen Dekretalen zum offenbaren Nachtheil der Bischöfe geflossen sind, können jetzt, wo die Unterschiebung und Falschheit derselben hinreichend erprobt und allgemein anerkannt ist, in den Umfang dieser Jurisdiction nicht gezogen werden. Diese gehören vielmehr in die Classe der Eingriffe der römischen Curie und die Bischöfe sind befugt, sich selbst in die eigene Ausübung der von Gott ihnen verliehenen Gewalt, besonders da keine dahin abzweckende Vorstellungen bei dem päpstlichen Stuhl bis jetzt gewirkt haben, unter dem Schutz des Kaisers einzusetzen.“ Man war also auf dem besten Wege, den Einfluß des Papstes auf die deutsche Kirche vollkommen zu beseitigen: schon dachten die Kirchenfürsten an die Zusammenberufung eines Nationalconciliums. —

Aber nicht nur die religiösen Angelegenheiten beschäftigten den Kaiser: er wollte auch die materielle Wohlfahrt seiner Unterthanen

fördern. Er hob im Jahre 1781 die Leibeigenschaft in Böhmen, Mähren, Schlesien gänzlich auf; die Bauern durften nun frei heirathen, fortziehen, Handwerke erlernen, brauchten keine Hofdienste mehr zu thun. Die Roboten und Naturalleistungen konnten abgelöst werden*). Sodann dachte er an eine neue Steuerregulirung. Dabei leitete ihn der Grundsatz einer möglichst gleichen Vertheilung der Abgaben, insbesondere aber der Erleichterung der bäuerlichen Bevölkerung, während die Edelleute strenger als bisher angezogen werden sollten. Zu diesem Ende sollte alsobald eine Vermessung der Monarchie begonnen werden. Dagegen sträubte sich der Adel, und einer der adeligen Minister Josephs, Chotek, weigerte sich auch, die darauf bezügliche Verordnung zu unterschreiben, da sie dem Adel so viel Unrecht zufüge. Der Kaiser griff aber, wie überall, entschieden durch.

Und so änderte er an der Gesetzgebung — die Todesstrafe wurde abgeschafft — an der Gerichtsverfassung, die viel einfacher wurde, und wobei es dem Kaiser besonders darauf ankam, daß die Prozesse so schnell wie möglich erledigt wurden; an den Polizeieinrichtungen: eine Menge von Humanitätsanstalten rief er ins Leben, Volksschulen, Taubstummeninstitute, Krankenhäuser, Gebähr- und Findelhäuser; besonders aber das Armenwesen wurde musterhaft geordnet. Sodann förderte er Handel und Gewerbe: die Zwangsvorschriften bei Zünften und Handwerken wurden aufgehoben; die österreichischen Consuln im Ausland vermehrt; der Handel nach Ostindien von den Niederlanden aus eifriger betrieben, ebenso die Schifffahrt auf der Donau bis ins schwarze Meer u. s. w.

Diese umfassenden Reformen Josephs II. hatten nun allerdings eine größere geistige Bethätigung seines Volkes zur Folge. Im Ganzen aber entsprach sie doch nicht den Absichten und den Hoffnungen des Kaisers. Einmal nämlich muß man bedenken, daß das herangewachsene Geschlecht, welches die Segnungen von Josephs Reformen unmittelbar genießen konnte, noch an dem Druck der vorhergegangenen Zeiten litt, in welche ihre Jugend gefallen, und dann darf man nicht außer Augen lassen, daß die Ausführung von den Reformen des Kaisers sehr hinter seinen Wünschen zurückblieb,

*) Biedermann a. a. O. S. 240, 241.

weil die Beamten, die den bisherigen Despotismus gewohnt waren, sich nicht in Josephs menschenfreundliche und freisinnige Gedanken hineinfinden konnten. Insbesondere wollten sie lange seine eigentlichen Absichten bezüglich einer freien Bewegung der Presse nicht begreifen.

So spielt die österreichische Literatur in den achtziger Jahren nicht eben eine bedeutende Rolle. Sonnenfels (1733—1817), Denis (1729—1800), Mastalier (1731—1795) sind vor allen anderen zu nennen: sie gehören aber noch der früheren Periode an. Unter den Jüngeren thaten sich Blumauer (1755—1798), Alxinger (1755—1797) und Friedrich August Müller (1767—1807) hervor. Sonnenfels, eigentlich Rechtsgelehrter, war durch die Literaturbriefe angeregt, auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften auch etwas zu leisten, daß Oesterreich nicht ganz von dieser Bewegung ausgeschlossen würde. Nach mannigfachen Schicksalen gelang es ihm (1763), die Professur der politischen Wissenschaften an der Hochschule in Wien zu erhalten, wo er sich aber durch seine Freimüthigkeit manche Feinde zuzog. Er war unermüdlich thätig, um die Literatur in Oesterreich emporzubringen, gründete 1764 eine Wochenschrift „der Vertraute", die er jedoch wegen der Censur nicht fortsetzen konnte, ließ sich aber nicht abschrecken: 1765 versuchte er es mit einer neuen Wochenschrift: „der Mann ohne Vorurtheil", und dies Mal war er glücklicher. Er weckte dadurch das Interesse an der Literatur, und, wie schon der Titel sagt, an der freieren Richtung. Besonders ließ er sich angelegen sein, das Theater aus der Rohheit zu reißen, in der es sich damals befand. Schon 1768 wurde er zum Theatercensor ernannt. Joseph II. unterstützte ihn in seinen Bemühungen: er gründete auch ein Nationaltheater (das heutige Hofburgtheater), sorgte für gute Schauspieler und gab ihnen die Mittel, sich auszubilden. Sonnenfels war aber noch auf anderen Gebieten thätig. Er schrieb über die wichtigsten Gegenstände in den Staatswissenschaften, kämpfte ritterlich für die Abschaffung der Tortur und für die Beschränkung der Todesstrafe, und erreichte wirklich, daß noch unter Maria Theresia die Tortur abgeschafft und die Todesstrafe nur auf wenige Verbrechen beschränkt wurde. Schon 1779 wurde er zum Hofrath bei der Hofkanzlei ernannt. Sonnenfels war einer der Männer, auf welche Joseph besonders

zählte bei der Durchführung seiner Reformen. Denis war ein Anhänger der klopstockischen Schule und suchte in dem Sinn derselben den Geschmack zu verbessern: auch Mastalier, der wie Denis Oden dichtete. Alxinger bildete sich an Wieland heran, und dichtete Ritterepen. Blumauer, bekannt durch seine Travestie der Aeneis, ahmte in seinen Gedichten mehr Bürger nach.

Weit bedeutender, als die Poesie, war ein anderer Zweig der Kunst in Oesterreich vertreten, nämlich die Musik. Ja, man kann sagen, daß Oesterreich hierin alle anderen deutschen Länder überholte: seine musikalischen Fähigkeiten stehen in ihrem Fache auf derselben Höhe, wie die Wieland, die Göthe und Schiller in der Poesie. Fast sollte man meinen, als ob der fortschreitende Geist der Zeit, der sich in Deutschland in so vielfachen Gebieten kund gab, in Oesterreich, weil ihm diese Gebiete verschlossen waren, sich mit um so größerer Kraft auf das einzige geworfen hätte, das noch offen stand, eben auf die Musik. Denn eine innere Beziehung zwischen der Entwicklung der Musik und der Literatur ist offenbar vorhanden. So entspricht der religiösen Richtung der Bodmer und der Klopstock die fast gleichzeitige Thätigkeit der Sebastian Bach (1685—1750) und der Händel (1684—1759). Beide Tondichter waren Norddeutsche wie Klopstock. Wie nun aber die Dichtung von dem Augenblicke an, wo sie zur ächten Naturdichtung wurde, zu den Süddeutschen überging, zu Wieland, Göthe, Schiller, so sehen wir in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch die Tondichtung zu den Süddeutschen, d. h. vorzugsweise zu den Oesterreichern übergehen. Christoph Gluck (1714—1787) war in dem Dorfe Weidenwang in der Oberpfalz geboren; Haydn (1732—1809) in Rohrau auf der Gränze von Ungarn und Oesterreich; Wolfgang Mozart (1756—1791) in Salzburg. Vergleiche hinken: aber im Allgemeinen könnte man wohl sagen, daß Gluck an Lessing erinnert, Haydn mehr der Richtung Wielands entspreche, Mozart aber sich mit Göthe vergleichen ließe.

Aber auch die ernsteren Wissenschaften hatten in den österreichischen Staaten manchen bedeutenden Vertreter. So in der Geschichte Kollar, Pelzl, Dobrowsky, Rauch, Schmidt. Der letztere (1736—1794) war eigentlich kein geborner Oesterreicher, sondern aus dem Würzburgischen, wurde aber nach Wien berufen, wo er bald der

Director des Staatsarchivs und der Geschichtslehrer des Thronfolgers wurde. Er hatte schon 1778 begonnen eine deutsche Geschichte zu schreiben, welche für einen größeren Leserkreis berechnet war und also den Einfluß vom Aufschwung unserer schönen Literatur auf die ernstere beurkundete. Es kennzeichnet wieder Joseph II. vortrefflich, was er zu diesem Historiker sagte. Schmidt meinte nämlich, daß das Vertrauen auf seine Unparteilichkeit durch den Eintritt in österreichische Dienste etwas gelitten habe. Darauf erwiederte ihm Joseph: „Das muß wohl von selbst vergehen, zeigen Sie sich nur fest als den Alten; schonen Sie Niemanden, auch mich nicht, wenn Sie mit Ihrer Geschichte so weit kommen; meiner Vorfahren und meine Fehler sollen unsere Nachkommen belehren." Unter den Männern von allgemeiner wissenschaftlicher Bildung ist besonders Ignaz von Born (1742—1791) zu nennen: namentlich als Naturforscher hat er sich hervorgethan. Er war ebenfalls einer der eifrigsten Anhänger der josephinischen Reformen: 1783 ließ er ein satyrisches Werk gegen die Mönche erscheinen, die Monachologie, in welchem er die verschiedenen geistlichen Orden nach dem Linnéschen System rangordnete. Auch Martini, Rautenstrauch, Greiner Kiesel, Molinari, Riegger, Eybel, Eckhel, der Numismatiker, Schneller verdienen eine rühmende Erwähnung. —

Wie groß und umfassend aber auch die Thätigkeit des Kaisers bezüglich der inneren Reformen seines Reiches war, so beschränkte er sich doch nicht blos darauf. Er hatte eben so sehr die äußere Staatskunst im Auge. Wir haben oben angedeutet, wie er unmittelbar nach dem Frieden zu Teschen sich der Kaiserin Katharina von Rußland näherte, um sie von Preußen abzubringen. Katharina schien darauf eingehen zu wollen. Es wird uns berichtet, daß sie dem Kaiser Rom, Italien, ja die Oberherrschaft über das ganze westliche Europa angeboten habe, wenn er nichts gegen ihren Entwurf habe, das alte griechische Kaiserthum wieder herzustellen, und mit ihrem zweiten Sohne Konstantin zu besetzen. Zwar wurde vorderhand noch nichts Bestimmtes zwischen beiden Herrschern ausgemacht; aber alle Bemühungen Friedrichs II., die Kaiserin für sich günstig zu stimmen, waren doch auch vergebens; und im Jahr 1783 kam zwischen Joseph und Katharina in der That ein Vertheidigungsbündniß zu Stande. Das heißt: Joseph hatte nun nichts

weiter gegen ihre Eroberungen auf Kosten der Türkei, da er sein Augenmerk auf den Westen gerichtet.

Hier gerieth er zuerst in Händel mit Holland.

Bei Gelegenheit des utrechter Friedens (im Jahr 1715) war zwischen Oesterreich und den vereinigten Niederlanden der sogenannte Barrieretractat geschlossen worden. Darnach verband sich der Kaiser, von den spanischen Niederlanden nie etwas der Krone Frankreich oder sonst Jemanden abzutreten. Ferner sollten die Holländer und der Kaiser zusammen 35,000 Mann in den spanischen Niederlanden halten: und in die festen Plätze an der Gränze Frankreichs sollten gemischte österreichisch-holländische Besatzungen gelegt werden, so namentlich in Dendermonde, Namur, Tournay, Menin, Furnes, Warneton, Ypern, Fort Knocke. Für die Unterhaltung der holländischen Truppen in den spanischen Niederlanden verpflichtete sich der Kaiser zu einem jährlichen Beitrage von einer halben Million Reichsthaler. Dieser Tractat dauerte bis zum siebenjährigen Kriege. Während desselben hatten die Holländer ihre Truppen aus den Barriereplätzen zurückgezogen, weil sie weder mit den Engländern noch mit den Franzosen zusammenstoßen wollten. Aber nach demselben kehrten sie wieder dahin zurück. Zwar behauptete man österreichischer Seits, durch die Zurückziehung der Truppen hätten die Holländer den Vertrag von selbst aufgehoben: wie sie jedoch auf dem Vertrage bestanden, so gab Maria Theresia nach. Joseph II. aber sah die Sache ganz anders an. Ihm war eine fremde Besatzung in seinen Festungen sehr unangenehm. Er erklärte also den Holländern, er werde die niederländischen Festungen schleifen lassen. Vergebens wendeten diese ein, daß der Barrieretractat ja zum Schutze der Holländer gegen Frankreich geschlossen worden sei. Joseph ließ sich nicht irren: die Festungen wurden 1782 geschleift, und die Holländer zogen ihre Besatzungen zurück.

Damit war aber Joseph keineswegs zufrieden. Er verlangte jetzt von ihnen Oeffnung der Schelde und Herausgabe einiger Landesstriche, welche sie sich im Laufe der Zeiten widerrechtlich angemaßt hätten. Auch ließ er wirklich einige der streitigen Forts besetzen, erklärte jedoch auf diese verzichten zu wollen, wenn die Sperrung der Schelde aufgehoben würde. Ja, ehe sich die Hol-

länder darüber erklärt, betrachtete er seinen Vorschlag bereits als angenommen, und ließ die Schelde durch zwei österreichische Schiffe befahren (1784). Die Holländer aber schossen auf diese Schiffe und nahmen sie weg. Jetzt erklärte der Kaiser den Krieg und ließ 30,000 Mann nach den Niederlanden aufbrechen. Da legte sich Frankreich ins Mittel und nach langen Unterhandlungen kam am 20. September 1785 ein Vertrag zu Stande, wonach die Holländer zwar die Sperrung der Schelde behaupteten, aber an den Kaiser 9 Millionen herauszahlten, von denen die Hälfte Frankreich übernahm: außerdem mußten sie noch zwei Gränzdistricte abtreten, einige Forts schleifen und die Hoheit des Kaisers über die Schelde von Antwerpen bis Saftingen anerkennen.

Noch ehe diese holländischen Streitigkeiten erledigt waren, dachte Joseph II. daran, den baierischen Erwerbungsplan, von dem er im Jahre 1779 hatte abstehen müssen, wieder aufzunehmen. Nur sollte er diesmal eine etwas andere Gestalt erhalten. Joseph ließ nämlich dem Kurfürsten Karl Theodor einen Tausch anbieten: er sollte dem Kaiser Baiern abtreten gegen die österreichischen Niederlande mit Ausnahme von Luxemburg und Namur. Der Kurfürst war bald für den Plan gewonnen. Auch mit Frankreich und mit Rußland wurde deßhalb unterhandelt, und beide schienen nicht nur nichts gegen den Plan zu haben, sondern Rußland verwendete sich sogar sehr eifrig für die Wünsche des Kaisers, um ihm einen Gegendienst zu thun für die Rußland freundliche Rolle, die er im Orient spielte. Der russische Gesandte, Romanzoff, erhielt den Auftrag, den Erben Karl Theodors, den Herzog Karl von Zweibrücken, zu bearbeiten. Er versprach demselben im Namen des Kaisers für seine Einwilligung eine Million, dessen Bruder Maximilian eine halbe: der Kurfürst sollte anderthalb bekommen: überdies die Niederlande zu einem Königreiche Burgund erhoben werden. Er rieth dem Herzog, dem Vertrag ja seine Zustimmung zu geben, da derselbe jedenfalls durchgesetzt werden würde: denn Frankreich und Rußland seien dafür. Diese Vorschläge wurden von Romanzoff dem Herzog Karl im Anfang Januar 1785 unterbreitet. Der Letztere war sehr bestürzt darüber und bat sich Bedenkzeit aus. Sie wurde ihm auf acht Tage zugestanden.

Wir haben früher schon von den Entwürfen Josephs II. bezüglich Deutschlands gesprochen*). Seit dem Jahre 1780 waren nun noch manche Dinge dazu gekommen, welche die Befürchtungen derer, die ihm einen Umsturz der Reichsverfassung zutrauten, zu bestätigen vermochten. Seit dem Scheitern seiner Entwürfe bezüglich der Verbesserung des Reichsgerichtswesens, war ihm die Verfassung zum Eckel geworden, und er machte daraus gar kein Hehl. Er war aber nicht gesonnen, sich durch dieselbe in der Verfolgung seiner Entwürfe abhalten zu lassen: in Großem und Kleinem setzte er sich über sie hinweg. Prozesse, welche das Reichskammergericht bereits entschieden hatte, zog er noch einmal vor den Reichshofrath. Ferner suchte er ein altes Recht der Kaiser, in jedem deutschen Stift einem Laien Unterhalt anzuweisen (Pantsbriefe, Brodbriefe) wieder hervor, und übte dasselbe in einer auffallenden Ausdehnung aus. Auf alle Stifte wurden ausgediente Soldaten, Hof- und Staatsbeamte angewiesen, sogar den Stiften aufgegeben, den Pantisten statt der Naturalverpflegung Geldsummen zu verabreichen, den schwäbischen sogar zugemuthet, dem Kaiser dafür, daß sie seit langer Zeit von dieser Last frei gewesen, eine bedeutende Summe nachzuzahlen. Im schwäbischen Kreise wurden verschiedene Versuche gemacht, die dortigen Reichsstände auf irgend eine Weise in ein Unterthanenverhältniß zu Oesterreich zu bringen, und in Bezug auf Würtemberg ging sogar das Gerücht, daß der Kaiser damit umgehe, dieses Land, wie Baiern, gegen Modena einzutauschen. Gegen die angränzenden geistlichen Reichsstände verfuhr er besonders willkürlich. Der Bischof von Passau hatte noch Diöcesanrechte in Oesterreich. Im Jahre 1783 aber trennte Joseph den ganzen in Oesterreich gelegenen Theil des passauer Sprengels los, und wendete ihn theils dem Erzbisthum Wien, theils dem Bisthum Linz zu. Auch Güter besaß das Stift Passau in Oesterreich: sie wurden ihm ebenfalls genommen. Das Capitel beklagte sich beim Kaiser und nannte dies Verfahren eine Verletzung der Wahlcapitulation. Es half nichts. Es wandte sich an den Reichstag. Da aber ließ ihm der Kaiser sagen, wenn es die dort angebrachte Klage nicht sofort zurücknehme, so würde das Hochstift und das ganze Reich eine starke

*) Seite 290 folg.

Erschütterung erleiden. Das eingeschüchterte Capitel nahm also die Klage zurück, suchte aber unterdessen heimlich nach Hülfe, jedoch vergebens. Der neue Bischof, ein österreichischer Unterthan, verglich sich endlich mit dem Kaiser nach seinem Willen, zahlte ihm 400,000 Gulden, und erhielt die Güter im Oesterreichischen wieder zurück, nicht aber die abgerissenen Theile des Sprengels. Ebenso wurden den Bischöfen von Lüttich, von Constanz, von Chur, von Regensburg, von Salzburg ihre Diöcesanrechte im Oesterreichischen genommen und diese den Landesbischöfen zugetheilt. Kein Zweifel: alle diese Maßnahmen waren Verletzungen der Verfassung. Aber noch hatte sich Niemand dem Kaiser mit Erfolg widersetzt. Gelang vollends die Erwerbung Baierns, so schien er bald am Ziele seiner Wünsche zu sein.

20. Der Fürstenbund. Friedrichs II. Tod.

Bis hieher war Joseph II. so ziemlich Alles gelungen. Er hatte seine inneren Reformen ins Werk gesetzt, welche, einmal befestigt, die Kraft seiner Länder um ein Beträchtliches erhöhen mußten; er war mit seinen Vergrößerungsplanen in gutem Zuge, und die Furcht vor seiner rücksichtslosen Thatkraft schien im Reiche doch so groß zu sein, daß er wohl hoffen durfte, auch ferner damit durchdringen zu können.

Aber jetzt tritt eine Wendung der Dinge ein. Ein außerordentlicher Widerstand gegen alle Entwürfe des Kaisers kommt zu Tage. Er ist zunächst gegen seine baierischen Plane gerichtet.

Der Herzog Karl von Zweibrücken hatte, nachdem er die Vorschläge des Grafen Romanzoff vernommen, nichts Eiligeres zu thun, als sich an den König von Preußen zu wenden, und ihn um Beistand zu bitten. Denn er dachte nicht daran, in den Tauschhandel einzugehen. Friedrich II., wie keiner eifersüchtig auf Josephs II. Plane und Vergrößerungsgelüste, war entschlossen, ihnen entgegenzutreten. Er ließ der Kaiserin Katharina sagen, er werde sich dem

baierischen Tauschhandel mit aller Kraft widersetzen: sie möge doch nicht ihr eigenes Werk, den teschener Frieden, zerstören. Katharina antwortete bald. Es sei nicht ihre Absicht, dem Frieden von Teschen entgegen zu handeln, oder den Herzog von Zweibrücken zwingen zu wollen, irgend etwas einzugehen, was er seinem Interesse zuwider finde. Sie habe nur den Tausch für annehmbar gehalten, und ihn daher unterstützt. Wenn aber der Herzog nicht darauf eingehen wolle, so sei die Sache erledigt: der Kaiser selbst werde nicht mehr darauf bestehen. Eine ähnliche Erklärung gab auch Frankreich ab, die zweite jener Mächte, die den Frieden zu Teschen verbürgt hatten. Und endlich ertheilte selbst Joseph II. eine beruhigende Versicherung.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß den beiden fremden Mächten die Weigerung des Herzogs von Zweibrücken und die Einmischung Friedrichs II. sehr erwünscht gekommen. Denn eigentlich konnte die Erstarkung Oesterreichs keineswegs in ihrem Interesse liegen. Die Kaiserin Katharina zumal hatte sich dem Kaiser in dieser Sache nur deßhalb willfährig gezeigt, damit er ihre Entwürfe im Orient unterstütze. Und sie verließ sehr eilfertig seine Partie, nachdem sie nur auf einigen Widerstand gestoßen. Frankreich aber hatte viel zu häufig erfahren, welch guter Bundesgenosse der Herzog von Baiern für es gewesen, als daß es dieses Land an Oesterreich hätte überlassen mögen. Diese Verhältnisse lagen auf platter Hand, und Friedrich II. kannte sie recht gut. Er mußte sich sagen, daß Frankreich und Rußland den Kaiser in dieser Frage auf keinen Fall unterstützen würden. Aber wie? wenn Joseph II. auch ohne den Beistand dieser Mächte, auf eigene Faust den liebgewonnenen Plan ins Werk setzen wollte? oder wenn er überhaupt auf die eine oder andere Art seine Vergrößerungsplane auf Kosten der deutschen Reichsstände fortsetzte? Gegen diese Möglichkeit mußte Abhülfe getroffen werden.

Friedrich II. war schon im Oktober 1784 auf den Gedanken gekommen, einen Bund zwischen den mächtigsten deutschen Fürsten zu stiften, „um dem Umsturz der deutschen Verfassung und Freiheit entgegen zu treten und jedes Mitglied des Reichs bei dem freien und ruhigen Genuß seiner Besitzungen und Rechte zu handhaben". Auch entwarf er bereits den Entwurf eines solchen Fürstenbundes, und sein Minister Herzberg verfertigte eine Denkschrift darüber.

Jetzt wurde dieser Gedanke eifriger betrieben. Zunächst wandte sich Friedrich an die Kurfürsten von Hannover und Sachsen (1785 März): diese gaben dem Antrag ihren Beifall und im Juni kamen ihre Bevollmächtigten in Berlin zusammen, um den Bund abzuschließen.

So geheim auch die Unterhandlungen gepflogen wurden, so waren sie doch dem kaiserlichen Hofe bekannt geworden. Kaunitz erließ schon im April ein Rundschreiben an die österreichischen Gesandten im Reich: sie sollten den Verleumdungen von Seite Preußens entgegen treten, und im Mai machte er eine Anstrengung, den beabsichtigten Fürstenbund im Keime zu ersticken. Er ließ nämlich allen Reichsständen, welche Besorgnisse wegen gefährlicher Absichten von irgend einer Seite hätten, eine Verbindung mit dem Reichsoberhaupte selbst anbieten. Dieser Vorschlag wurde (Juni) auch auf dem Reichstage vorgebracht: über dem bestehenden gesetzmäßigen Reichsverband sollte noch eine *innigere* Vereinigung zwischen Kaiser und Ständen erfolgen.

Aber dieser Vorschlag wurde von keinem einzigen Reichsstand angenommen: auch die wiederholten Abmahnungen des Kaisers vor dem Fürstenbund, der wider die Reichsgesetze sei, hatten keine Wirkung. Im Gegentheil: die Fürsten fühlten nur noch mehr das Bedürfniß, sich an den König von Preußen anzuschließen, der allein ihr ferneres Dasein verbürgen könnte und wollte. Und auch die Stimmung in der Nation war weit mehr gegen, als für Joseph: einmal weil man seit Jahrhunderten gewohnt war, in den Habsburgern die gefährlichsten Gegner der sogenannten deutschen Freiheit zu sehen, von der natürlich jetzt auch wieder viel die Rede war; zweitens, weil die protestantische Partei — trotz der Reformen des Kaisers — in ihm eben doch nur einen katholischen Fürsten sah, während sie den König von Preußen als ihren natürlichen Beschützer betrachtete; drittens, weil, wie wir gesehen, ein eigentliches nationales Bewußtsein der öffentlichen Meinung abhanden gekommen war: man hatte nicht einmal mehr das Bedürfniß, ein einziges großes Reich zu bilden, dem zu Liebe man anfangs ein klein wenig Willkür gerne mit in den Kauf genommen hätte: sondern man lebte nur in weltbürgerlichen Ideen, denen die damalige Verfassung Deutschlands zuträglicher zu sein schien, als die Gründung eines

großen österreichisch-deutschen Reiches. Daher denn die Erscheinung, daß für den deutschen Fürstenbund ungleich mehr Schriften erschienen sind, als gegen denselben, und daß mehrere der ausgezeichnetsten Schriftsteller der damaligen Zeit offen die Feder für ihn ergriffen haben, so Johann von Müller.

Am 23. Juli 1785 wurde in Berlin der Fürstenbund wirklich abgeschlossen, zunächst nur zwischen Preußen, Hannover, Sachsen. Der Inhalt desselben war folgender. Die drei Kurfürsten wollten sich die Aufrechthaltung und Befestigung des deutschen Reichssystems nach den Reichsgesetzen zum unveränderlichen sorgfältigen Augenmerk nehmen, und zu dem Ende ein vollkommenes Einverständniß und vertrauliche Correspondenz unterhalten; vor Allem wollen sie dahin arbeiten, daß die Reichsversammlung in gesetzmäßiger Thätigkeit erhalten werde, daß die Reichsgerichte bei gesetzmäßiger Ordnung verbleiben, daß die Reichskreise in ihrem Bestand nicht verletzt werden; sodann aber, daß sämmtliche Stände des Reichs bei ihren Landen und Gerechtsamen, auch Haus- Familien- und Erbfolgeverfassungen unbeschwert und ungekränkt belassen und dabei auf keinerlei Weise beunruhigt werden. Sollten die sich verbindenden Kurfürsten bemerken, daß in dem einen oder andern Stücke der Reichsverfassung und den reichsständischen Gerechtsamen entgegengehandelt oder etwas dagegen beabsichtigt würde, so sollen sie sich hinfort in ihren Maßregeln vereinigen und durch alle verfassungsmäßigen Mittel ein solches zu hintertreiben suchen, und über die etwa weiter erforderlichen kräftigen und wirksamen Maßregeln sich unter einander verstehen und selbige mit allem Nachdruck und möglichster Thätigkeit zur Ausführung bringen. Jeder Stand, ohne Unterschied der Religion, soll dieser Verbindung beizutreten eingeladen werden. In geheimen Artikeln wurde die thätige Hülfe festgesetzt, welche die drei Kurfürsten zu stellen hätten, wenn es zum Kriege käme, und sodann gemeinschaftliches Einverständniß beschlossen bezüglich der künftigen Kaiserwahl und der Wahlcapitulation.

Dem Bunde sind noch im Jahre 1785 folgende Fürsten beigetreten: der Kurfürst von Mainz Karl Joseph von Erthal, der Herzog Karl von Zweibrücken, der Markgraf Karl Friedrich von Baden, der Fürst Leopold Friedrich von Anhalt-Dessau, der Fürst von Anhalt-Köthen, der Fürst von Anhalt-Bernburg, der Landgraf

Friedrich II. von Hessen-Kassel, der Markgraf Karl Alexander von Ansbach-Baireuth, der Herzog Ernst II. von Gotha, der Herzog Karl August von Weimar, die Herzoge von Mecklenburg, der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der Fürstbischof Friedrich von Osnabrück. Es waren also fast alle größeren weltlichen Fürsten Mitglieder des Bundes geworden; nur Würtemberg, Hessen-Darmstadt, Oldenburg, Anhalt-Zerbst haben den Beitritt verweigert: sie standen damals in engeren verwandtschaftlichen Beziehungen zu Oesterreich und Rußland. Die geistlichen Fürsten (mit Ausnahme des von Mainz), die kleineren weltlichen, die Grafen und die Reichsstädte wurden gar nicht eingeladen, weil man ihre Bedenklichkeiten kannte, und weil sie dem Bunde doch von keinem wesentlichen Vortheil gewesen wären.

Durch die Errichtung des Fürstenbundes wurden die weiteren Entwürfe des Kaisers, sich auf Kosten irgend eines deutschen Landes zu vergrößern oder im Innern des Reichs eine wesentliche Veränderung zu Gunsten der kaiserlichen Macht vorzunehmen, auf das Bestimmteste vereitelt. Nach dieser Seite hin mußte also Joseph seine Absichten aufgeben. Und so ist es auch diesmal Friedrich II. gelungen, das drohende Uebergewicht Oesterreichs zu beseitigen, und das Reich bei seiner elenden Verfassung zu erhalten. Daß es dem Könige von Preußen nicht um diese zu thun war, die er verachtete, sondern nur um sein eigenes Interesse, welches zufällig mit der Erhaltung der Reichsverfassung zusammenhing, sagten selbst seine damaligen Vertheidiger. Unter andern Umständen würde er sich kein Gewissen daraus gemacht haben, eben so zu verfahren, wie Joseph II. Als dieser zur Zeit des Erbfolgekriegs scherzend die Worte hingeworfen, es sei am gerathensten, wenn Oesterreich den Süden, Preußen den Norden von Deutschland sich zueigne, so wurden diese Worte von Friedrich aufgegriffen: und im Jahre 1780 wurde sein Bruder zum Kaiser geschickt, um die Theilungsentwürfe bezüglich Deutschlands weiter zu besprechen. Wäre der Kaiser darauf eingegangen, so würde kein Fürstenbund geschlossen worden sein. So aber hielt sich Joseph damals für stark genug, unter dem Rückhalt Rußlands, auch ohne und wider Preußen seine Plane zu verfolgen, die dann freilich nur einen noch kräftigeren Widerstand Preußens hervorriefen.

Daß man bei dem Fürstenbunde nicht sowohl den Schutz Deutschlands als vielmehr die Schwächung Oesterreichs im Auge gehabt, geht auch aus einer Ausführung einer der damaligen Denkschriften hervor. Hier hieß es: „es sei für das Gleichgewicht Europas von der äußersten Wichtigkeit, daß Frankreichs Macht gegen Oesterreich nicht allzu sehr geschwächt werde. Allen Mächten müsse daher daran gelegen sein, daß Oesterreich seine schwache Seite durch den Besitz der Niederlande nicht verliere, und durch den Erwerb von Baiern nicht Frankreich für immer außer Stand setze, im deutschen Reiche Bundesgenossen zu haben, und wenn unter diesen, wie natürlich, der Regent Baierns sich befinde, durch den Besitz der Donau gesichert, bis ins Herz der österreichischen Staaten einzudringen." Wo blieb da die deutsche Einheit?

Die Schließung des Fürstenbundes war das letzte Werk Friedrichs des Großen. Ein Jahr darauf, am 17. August 1786, endete er sein Leben, in einem Alter von 74 Jahren. Obwohl man auf dieses Ereigniß schon lange gefaßt war — denn er kränkelte mehrere Monate lang — so machte es doch allenthalben den tiefsten Eindruck. Selbst seine Gegner vernahmen die Kunde mit Rührung, mit vollkommener Anerkennung seiner Größe. „Wann", rief Kaunitz aus, „wann wird ein solcher König das Diadem wieder zieren!"

---

21. Rückschritte in Baiern und Preußen. Verfolgung der Illuminaten. Allgemeiner Widerstand gegen Joseph II. Letzte Jahre und Tod.

Die Schließung des Fürstenbundes bildet in vielfacher Hinsicht einen Wendepunkt in unserer Geschichte. Von jetzt an drängten sich Schlag auf Schlag Ereignisse, welche sämmtlich darauf abzielten, den auf so vielen Gebieten erfolgten Aufschwung der Nation wieder zurückzudrängen.

Betrachten wir zunächst das Schicksal jener Bestrebungen der rheinischen Erzbischöfe, die Unabhängigkeit der deutschen Kirche wieder

herzustellen. Die emser Punctation erfolgte gerade ein Jahr nach der Schließung des Fürstenbundes, und der Erzbischof von Mainz war ja, wie wir gesehen, ein Mitglied des letzteren. Begreiflich waren dem Kaiser seit dem Widerstande, den er neuerdings wieder erfahren, die Reichsangelegenheiten noch unangenehmer geworden, als bisher. Dies ist auch der Grund, warum er sich der emser Punctation nicht eifriger angenommen hat, als er wirklich gethan. Uebrigens wies er die Sache keineswegs von sich, sondern setzte einen Reichshofrathsausschuß nieder, um über dieselbe ein Gutachten auszuarbeiten, zugleich erinnerte er aber die Erzbischöfe, daß sie sich auch mit den Bischöfen und ebenso mit den weltlichen Reichsständen ihres erzbischöflichen Sprengels verständigen möchten. Diese Verständigung erfolgte aber nicht. Im Gegentheile: zwischen ihnen und den Erzbischöfen trat eine Spannung ein, die besonders durch den päpstlichen Hof unterhalten ward. Ja, der letztere wandte sich in dieser Sache sogar an den Vertreter des Protestantismus in Deutschland, an den preußischen Hof, um von ihm Schutz gegen den katholischen Kaiser und gegen die Absichten der Erzbischöfe zu erhalten, und so sehr hatte die Eifersucht gegen Joseph II. den Hof von Berlin verblendet, daß er wirklich sich des Papstes annahm. Der Einwirkung des preußischen Hofes in Verbindung mit dem pfalzbaierischen ist es zuzuschreiben, daß der ganze Plan der Erzbischöfe vereitelt ward. Das Gutachten des Reichshofrathsausschusses unterblieb, und somit fiel die Sache von selbst.

Zur Zeit der Schließung des Fürstenbundes erfolgte ein weiterer Rückschritt in Baiern, der aber seine Wirkungen über ganz Deutschland ausdehnte. Wir meinen die Aufhebung und Verfolgung des Illuminatenordens.

Der Orden hatte allerdings in sich selbst keinen Halt. Er war aus zu verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt, als daß sich je eine durchgreifende Zusammenwirkung hätte ermöglichen lassen. Außerdem spielte Selbstliebe, Eitelkeit, Herrschsucht, Fehler welche bei allen geheimen Verbindungen der damaligen Zeit an der Tagesordnung waren, bei den Führern des Ordens eine zu große Rolle. Schon im Jahre 1784 war daher schon eine Trennung eingetreten, in deren Folge namentlich die norddeutschen Mitglieder sich von Weishaupt trennten. Wie dem aber auch sein mag: die Verfol-

gung, welche jetzt über den Orden verhängt wurde, war durch den Jesuitismus und durch die rückschreitende Partei bewirkt worden: man haßte in ihm die Richtung, den Trieb nach Aufklärung.

Der Orden wurde beim Kurfürsten von Baiern von ehemaligen Mitgliedern desselben, die sich wie es scheint von vornherein nur aus böser Absicht hatten aufnehmen lassen, verrathen: er wurde der Irreligion, der Sittenverderbniß, der Staatsverrätherei, der Giftmischerei, des versuchten Meuchelmords beschuldigt. Man ging übrigens sehr vorsichtig und langsam gegen ihn zu Werke. Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen worden waren, wurde der Orden im Jahre 1785 verboten, und dann eine Treibjagd gegen die ehemaligen Mitglieder desselben veranstaltet. Es waren, wie gesagt, die gebildetesten und ausgezeichnetsten Männer des Landes darunter. Diejenigen, deren man habhaft wurde, wurden auf die widerrechtlichste Weise behandelt, ihrer Aemter entsetzt, ins Gefängniß geworfen, theilweise ihre Güter eingezogen, und überall auf die barbarischste Weise gegen all' die Männer verfahren, die irgendwie den Fortschritt und die Aufklärung begünstigt hatten. Weishaupt und noch mehrere andere retteten sich übrigens. Jener fand Schutz bei dem Herzog Ernst von Gotha, andere wurden bereitwillig von Joseph II. aufgenommen, der ihnen Anstellungen ertheilte. Auch der Herzog Karl von Zweibrücken nahm sich ihrer an.

Die Verfolgung der Illuminaten erstreckte sich aber nicht blos auf Baiern. Auch im Norden wurde nun gegen sie verfahren. Schon Friedrich II. waren sie verdächtig vorgekommen und er machte sogar nach Baiern Mittheilungen darüber. Aber erst unter seinem Nachfolger begann die eigentliche Verfolgung. Sie war zwar nicht so hart, wie in Baiern, weil die Illuminaten im Norden mit den Freimauern zusammenhingen, die man schonen wollte. Nichts destoweniger wurden sie verhört, unter polizeiliche Aufsicht gestellt, ihre Briefe erbrochen und ein allgemeines Spionirsystem eingerichtet.

Aber die preußische Regierung war noch in anderer Beziehung eine Vertreterin des Rückschritts geworden.

Friedrich II. hatte keine Kinder. Es folgte ihm also der Sohn seines ältesten Bruders, Friedrich Wilhelm II. (1786—1797). Dieser hatte sich schon in früher Jugend den zügellosesten Ausschweifungen ergeben, und sich dadurch moralisch zu Grunde gerichtet.

Von Natur ohnedieß schwach, ließ er sich willenlos von seiner Umgebung leiten, und in diese wußten sich Leute einzudrängen, die schon bei den Lebzeiten Friedrich des Großen einen Widerstand gegen dessen Grundsätze gebildet hatten, namentlich in religiöser Beziehung. Sie beeilten sich jetzt, eine ganz andere Ordnung der Dinge an die Stelle der bisherigen zu setzen. Das waren die Pietisten Wöllner und Bischofswerder. Es gelang ihnen um so leichter, den König in ihre frömmelnde, rechtgläubige und glaubenseifrige Richtung hineinzutreiben, als ja bekanntlich Ausschweifung und Frömmelei nahe verwandt sind. Uebrigens gab der König bei all seiner Frömmigkeit den ausschweifenden Lebenswandel nicht auf, sondern hielt sich neben seiner Gemahlin eine Menge von Beischläferinnen und Maitressen, die denn Scandal genug verursachten. Schon im Jahre 1788 erließ der König das Censur- und Religionsedict, welches der unter Friedrich II. gegoltenen Gewissensfreiheit den Todesstoß versetzen sollte. Darnach sollte die alte Rechtgläubigkeit mit Gewalt wieder eingeführt werden. Alle Geistlichen, die von den Lehren der symbolischen Bücher abwichen, wurden mit Entsetzung bedroht. Eine Prüfungsbehörde unter Wöllners unmittelbarer Leitung sollte die Wirkung des Edicts sichern. Es wurden Spione im Lande herumgeschickt, um die aufklärerischen Prediger aufzuspüren und anzuklagen. Die bekannteren Vertreter der Aufklärung wurden zum Rücktritte vermocht, wie Spalding, oder förmlich abgesetzt, wie Teller. Man verfuhr also in Preußen ohngefähr ebenso, wie in Baiern.

Die Verfolgung der Illuminaten in Baiern, der Rückschritt in Preußen, und so manche andere Dinge äußerten denn doch eine ganz gewaltige Rückwirkung auf die Presse. Sie, die in den siebenziger und Anfang der achtziger Jahre einen so kühnen Anlauf genommen hatte, wurde nun eingeschüchtert, oder, wo dieses nicht der Fall, geknebelt. So wurden die schlözerischen Staatsanzeigen, die, wie wir gesehen, eine Macht gebildet, jetzt auf einmal zahm, und die hannöverische Regierung, die sie bisher gegen auswärtige Reclamationen geschützt, erklärte jetzt geradezu, daß sie das, was die anderen Regierungen an Schlözers Zeitschrift getadelt, nicht mehr dulden werde. Die Exjesuiten hoben überall wieder ihr Haupt empor: die Aufklärung in den geistlichen Fürstenthümern sollte

der alten Unduldsamkeit weichen, und protestantische wie katholische Fürsten wurden von den Feinden des Fortschritts umsponnen.

Am traurigsten aber waren die Widerstände, welche Joseph II. mit seinen Reformen erfahren sollte.

Von vornherein hatte er mit weit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, als Friedrich II. Dieser fand eigentlich gar keine Widerstände vor. Die protestantische Geistlichkeit war es gewohnt, sich unter den Willen des Herrschers zu beugen: außerdem war ja selber ein großer Theil derselben in einer der Friedrichischen ähnlichen geistigen Entwicklung begriffen; den Adel begünstigte er, wie wir sahen; und was die Masse des Volkes anbetrifft, so hatte dieses nur Ursache, sich der Vorsorge des Königs zu freuen. Joseph II. aber hatte bei seinen Reformen die zwei mächtigsten und einflußreichsten Stände gegen sich, die Geistlichkeit und den Adel; und das Volk, dessen Besten eigentlich seine Reformen galten, und das ihn auch hätte unterstützen können, war doch durch den Einfluß der Pfaffen und den Druck des Adels so verwahrlost, daß es die Absichten des Kaisers nicht einmal begriff. Dazu kam noch, was wir bereits angeführt, daß Joseph von seinen eigenen Beamten verrathen und verkauft war. Auch würde ein vorsichtigeres, langsameres und allmähligeres Verfahren des Kaisers wohl von weniger Nachtheilen begleitet gewesen sein. So aber konnte er das ganze Gebäude seiner Verbesserungen nicht schnell genug aufgerichtet sehen, und versäumte darum einen sicheren dauerhaften Grund zu legen. Selbst die Hochherzigkeit des Kaisers schlug zu seinem Unheil aus. Die Preßfreiheit, die er gewährt, wurde von den Feinden der neuen Ordnung auf das Beste ausgebeutet, um diese den Massen verdächtig zu machen und den Kaiser selbst herunterzuziehen.

Vor Allem war es die Geistlichkeit, welche unermüdlich schürte, und leider! hatte sie eben noch einen so ungeheuren Einfluß auf das Volk, daß ihre Umtriebe auf keinen unfruchtbaren Boden fielen. Hohe und niedere Geistliche — sie waren alle durch die Reformen tief verletzt, ja auch materiell benachtheiligt — so führte der Kaiser die ungeheuer hohen Einkünfte der Bischöfe auf mäßige Summen zurück — manche mochten wohl auch in ihren Gewissen gekränkt sein. Der Adel war nicht minder erbittert, theils durch die beab-

sichtigte Steuerregulirung, theils durch die theilweise Robotenablösung, theils durch den Grundsatz des Kaisers, daß er bei der Anstellung keinen Unterschied mache zwischen den Ständen, sondern nur auf Tüchtigkeit und Fähigkeit sehe. Er arbeitete ihm also wo er konnte entgegen. Doch würde der Kaiser, wenn er es nur mit den eigentlich deutschen Ländern und mit Böhmen zu thun gehabt hätte, zuletzt doch haben durchdringen können: aber der Hauptwiderstand ging von Ungarn und den Niederlanden aus, und hier erhielt er eine ungewöhnliche Kraft durch das nationale Element, welches Joseph gleichfalls beleidigte.

Joseph II. war nämlich auch in so fern ein Kind seiner Zeit, als er die Berechtigung der Nationalitäten nicht anerkannte, sondern in seinen Ländern Alles nach einen und denselben Grundsätzen einzurichten gedachte. Er wollte centralisiren. Nun war aber Oesterreich aus einer Menge von verschiedenen Volksthümlichkeiten zusammengesetzt, welche besondere Rechte, besondere Verwaltungen, besondere Staatseinrichtungen besaßen. Namentlich bei zwei Völkern hatten sich diese hergebrachten Gewohnheiten und Rechte in großer Kraft erhalten, bei den Ungarn und Belgiern. Die Ungarn besaßen eine Verfassung, die den Ständen noch weit mehr Rechte gewährte, als sie in den übrigen Ländern der Monarchie erhalten hatten: auch war der Adel daselbst zahlreich, kriegerisch, besonders bevorzugt. Der Kaiser beleidigte aber die Ungarn schon dadurch, daß er sich dort nicht krönen, vielmehr die Krone nach Wien bringen ließ, daß er dem Land eine ganz neue Eintheilung gab, die deutsche Sprache zur Geschäftssprache erhob, die Reichsstände mißachtete. Dazu kam noch (1784) ein furchtbarer Bauernaufstand in Siebenbürgen, wozu die Reformen Josephs als Vorwand dienen mußten. Zwei Walachen, Horia und Kloschka, gaben vor, vom Kaiser zur Ausrottung des Adels bemollmächtigt zu sein, regten die Bauern auf, und fielen über die Edelleute her, die auf eine schauderhafte Weise ermordet wurden: viele hundert Edelhöfe und Dörfer gingen in Flammen auf. Zuletzt wurden sie freilich durch Soldaten auseinander gesprengt, die Rädelsführer gefangen und hingerichtet, aber es war natürlich, daß dieses Ereigniß den Widerstand des ungarischen Adels gegen des Kaisers Reformen nur verstärken mußte. Uebrigens war der Widerstand

der Ungarn vorderhand noch nicht revolutionär, sondern er hielt sich innerhalb der gesetzlichen Schranken.

Aber in den Niederlanden schlug er zur Rebellion aus. Die Belgier hatten eine Verfassung, die sich noch vom 16. Jahrhundert herschrieb. Als sie durch den utrechter Frieden an Oesterreich kamen, wurde ihnen diese Verfassung durch Karl VI. feierlich bestätigt. Es waren doch sehr schöne Rechte, welche sie sich zu bewahren gewußt. Der Fürst mußte die Rechte und Privilegien jeder Provinz immer wieder von Neuem beschwören: verletzte er sie, so waren die Unterthanen des Gehorsams gegen ihn entbunden, bis er sie wieder hergestellt. Die Steuerbewilligung war nicht blos zum Schein. Der Einzelne durfte nicht außer Landes vor Gericht gestellt werden, im Lande selbst nur vor bestimmte Gerichte. Die innere Verwaltung war größtentheils den Ständen überlassen. Die Regierung führte der Fürst mit einem Staatsrath, einem geheimen Rath und Finanzrath. Aber diese Verfassung hatte sich überlebt; Geistlichkeit und Adel waren eigentlich die herrschenden Stände, dem Volke kamen die Freiheiten der Verfassung nicht zu Gute, und die belgische Geistlichkeit war noch dazu eine der fanatischsten und bigottesten, die es gab.

Joseph hatte bei seinem Regierungsantritt die Privilegien der Belgier bestätigt, und in den ersten Jahren, während seinen Streitigkeiten mit den Holländern die Gemüther gewonnen. Seitdem aber bekannt geworden, daß er die Niederlande an Baiern verkaufen wollte, minderte sich die Zuneigung, und die größte Unzufriedenheit verursachte es, als er die Neuerungen, denen er seine übrigen Provinzen unterworfen hatte, auch in Belgien einführen wollte. Besonders über die religiösen wurde man aufgebracht. Aber die Protestationen von Seite der Bischöfe, der Stände, der Hochschule in Löwen waren vergebens. Der Kaiser fuhr in seinen Reformen fort. Aber da wuchs auch die Gährung, und als die bischöflichen Seminarien unterdrückt, dagegen das Generalseminarium in Löwen eröffnet wurde, kam es zu Unruhen (Dec. 1786), die sich bald über das ganze Land verbreiteten. Der Kaiser kümmerte sich aber nichts darum, änderte jetzt auch an der Verwaltung, schaffte die alte Provincialeintheilung ab, führte eine neue Gerichtsordnung ein, hob die Freiheiten und Privilegien der einzelnen Körperschaf-

ten u. s. w. auf, kurz, er änderte eben Alles nach Gutdünken, ohne nach der bestehenden Verfassung zu fragen. Da bereitete sich ein großer Aufstand vor, die Stände verweigerten die Steuern, die Regierung verlor den Kopf, Alles wurde rebellisch. Joseph, jetzt aufmerksam, berief eine Abordnung der Belgier nach Wien, konnte sich jedoch mit ihnen nicht verständigen, und glaubte endlich Gewalt anwenden zu müssen. Er schickte neue Truppen nach Belgien, ferner (1788) den Grafen Trautmannsdorf, um die Sache zu leiten. Aber es war zu spät. Einen Augenblick schienen die österreichischen Waffen die Oberhand zu behalten: aber die Aufständischen, welche auf kurze Zeit Belgien verlassen hatten, verstärkten sich im Auslande, brachen mit doppelter Macht ein, und bald theilte sich die Umwälzung dem ganzen Lande mit: die Oesterreicher mußten weichen, und schon im November 1789 wurde der Kaiser von den Staaten von Flandern für aller seiner Rechte verlustig erklärt.

Unglücklicher Weise war der Kaiser damals in einen Türkenkrieg verwickelt, der ihn viel mehr beschäftigte, als die belgische Angelegenheit.

Das gute Vernehmen zwischen ihm und der Kaiserin Katharina von Rußland ward seit 1780 nicht gestört, weil Joseph ruhig zusah, wie sich die Kaiserin auf Kosten der Türkei vergrößerte, so z. B. 1783 mitten im Frieden die Krim wegnahm und die Pforte nöthigte, diese Halbinsel ihr abzutreten. Aber sie war damit noch nicht zufrieden. Im Jahre 1787 lud sie Joseph II. ein, sie in der Krim zu besuchen, die sie eben bereiste. Hier unterhandelte sie mit ihm wegen eines Türkenkrieges. Es ward von ihnen ein gemeinsamer Krieg gegen die Pforte beschlossen: Katharina sowohl, wie Joseph hofften sich auf deren Kosten zu bereichern. Eine Veranlassung wurde bald gefunden. Im Jahre 1788 begann der Krieg.

Er wurde von Seite Oesterreichs nicht gerade mit glänzendem Erfolge geführt. Man schrieb die Schuld der fehlerhaften Anordnung Laszis zu, auf welchen Joseph sehr viel hielt. Der Kaiser selbst war beim Heer, ohne wesentlich etwas verbessern zu können. Erst nachdem der alte Laudon gerufen wurde, nahmen die Dinge eine glücklichere Wendung. Unmuthig kehrte der Kaiser nach Wien zurück. Damals fing er schon an zu kränkeln. Er machte daher den zweiten türkischen Feldzug (1789) nicht mit. Dieser hatte diesmal bedeu-

tende Erfolge. Die Türken erlitten mehrere große Niederlagen: Belgrad, Bucharest, noch mehrere andere Festungen wurden ihnen genommen: die Plane Josephs schienen also einen guten Fortgang zu nehmen.

Aber diese Nachrichten waren auch die einzigen erfreulichen, welche die letzten Lebenstage Josephs erheiterten. Sonst erfuhr er nichts, als Betrübendes. Die Unzufriedenheit mit seinen Reformen nahm in allen Provinzen überhand. Zu der Rebellion in den Niederlanden, die sich nun ganz von ihm losgesagt, schien jetzt auch eine in Ungarn kommen zu wollen, die ihm doppelt gefährlich gewesen wäre wegen des Türkenkriegs. Und überdies zog sich gegen ihn noch ein anderes Ungewitter zusammen. Preußen, welches die Vergrößerung Oesterreichs fürchtete, glaubte Alles anwenden zu müssen, um dem Türkenkrieg Schranken zu setzen. Schon hatte es einen Bund mit England geschlossen und Rüstungen betrieben. In den Niederlanden, wohin es seit 1787 Truppen geschickt — um die holländische Revolution zu dämpfen — hatte es schon das Seinige gethan, um den belgischen Aufstand zu schüren. Und zu Allem kam die französische Revolution, die jetzt bereits ihre weitgreifenden Wirkungen auf Deutschland äußerte.

Der Kaiser sah in eine trübe Zukunft. Er war des Lebens müde. Noch auf dem Todtenbette widerrief er einen großen Theil seiner Reformen, von denen er sich eine andere Wirkung versprochen hatte. Er fühlte sehr gut, in wie vollkommenem Widerspruche seine Erfolge mit seinen Absichten gewesen. Kurz vor seinem Tode sprach er die denkwürdigen Worte: „Man schreibe auf mein Grab: Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen.“ Er starb am 20. Februar 1790, 49 Jahre alt.

Seit Maximilian II. hatte Deutschland keinen solchen Kaiser mehr gehabt. Beide Fürsten haben überhaupt vieles mit einander gemein: dieselbe Herzensgüte, Sorge für das Wohl des Volkes, religiöse Aufklärung, Streben nach einer Reform des Reichs und nach einer großartigen auswärtigen Staatskunst. Wie wir aber schon Maximilian von den unglücklichen Verhältnissen beengt sahen, so daß er nur einen Theil seiner wohlmeinenden Absichten erreichen konnte, so war dies in einem noch viel höheren Grade bei Joseph II. der Fall. Er büßte zugleich für die Sünden seiner Vorfahren

seit Rudolf II. Denn diese haben es verschuldet, daß man im Reiche alles Thun der Habsburger mit Mißtrauen betrachtete, so daß selbst die edelsten Bestrebungen eines Kaisers aus diesem Hause demselben Gesichtspunkte unterworfen wurden: sie haben es aber auch verschuldet, daß der wohlwollende, menschenfreundliche, nur auf das Beste seiner Unterthanen bedachte Fürst ein Volk vorfand, das nicht einmal fähig war, seine edlen Bemühungen zu würdigen, geschweige denn ihn zu unterstützen. Ein Fortwirken seiner Nachfolger in seinem Sinne würde indessen doch noch zum Ziel geführt haben. Allein dieses war in Oesterreich so wenig der Fall, wie in Preußen. Dort, wie hier, traten ungeheuere Rückschritte ein.

Und diese Erscheinung gibt uns denn den rechten Maßstab an die Hand zur Beurtheilung desjenigen Staatswesens, welches den Zeitraum charakterisirt, den wir in gegenwärtigem Buche behandelt haben. Es ist kein Zweifel, daß wir den aufgeklärten Regierungen von Friedrich II., Joseph II. und jener Fürsten, die sich diese großen Männer zum Muster genommen haben, sehr bedeutende Fortschritte in unserer Entwickelung verdanken. So lange aber dem Volk noch keine Mitwirkung an dem Staatswesen gegönnt war, sondern so lange Alles nur dem Belieben der Monarchen überlassen blieb, war eigentlich nichts gewonnen: weil durch den Nachfolger Alles wieder in Frage gestellt werden konnte, was etwa der Vorfahre Großes und Ersprießliches gegründet hatte. Und diese Erscheinung trat denn wirklich ein; zunächst in Preußen und Oesterreich: andere Fürsten folgten. Das nächste Ziel der Nation konnte also kein anderes sein, als eine Mitwirkung des Volkes an den öffentlichen Zuständen durchzusetzen. In dieser Beziehung war die eben ausgebrochene französische Revolution von einer außerordentlichen Bedeutung.

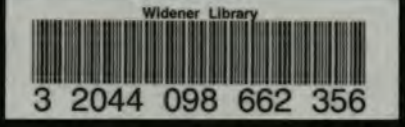
Freilich in einer anderen sollte dieses große Ereigniß nur unheilvoll auf Deutschland wirken. Das deutsche Reich war nicht in der Lage, einem kühnen Gegner die Stirne bieten zu können. Es war altersschwach geworden und krank. Man hatte versäumt, es zu reformiren, neu zu gestalten. Im Gegentheil: eben erst hatte man große Anstrengungen gemacht, um das alte Räderwerk zu erhalten, obschon es keinem Aufmerksamen entgehen konnte, daß es sich abgenutzt hatte und unbrauchbar geworden war. Vollends nun aber

die Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen, die in den letzten Jahren wieder recht auffallend zu Tage gekommen, ließ keine erfreuliche Aussicht auf die Zukunft des Reiches zu: es war die Möglichkeit vorhanden, daß es in dem Kampfe zwischen beiden zermalmt würde. Endlich aber: in der öffentlichen Meinung war auch kein rechtes Vertrauen mehr zu dem Reich. Die Aufgeklärten, die Männer des Fortschritts waren schon längst darüber hinweggegangen und betrachteten es als Rumpelkammer. Leider aber hatten sie mit dem Reich auch zugleich den deutschen Patriotismus verloren, das Weltbürgerthum dafür eingetauscht.

Die politischen Zustände waren also sehr traurig. Dagegen hatte die Nation in geistiger Bildung während des letzten halben Jahrhunderts ungemeine Fortschritte gemacht. So lange und tief der Schlaf gewesen, in welchen sie sich seit den ersten großen Bewegungsjahren der Reformation versenkte, so groß, so umfassend, so weit verbreitet war nun ihre Thätigkeit. Sie holte jetzt ein, was sie im Reformationszeitalter versäumt. Sie schuf eine nationale Literatur und brachte den Kern der Reformation, die Geistesfreiheit, zu einer schönen Entwickelung. Sie machte auf allen Gebieten der Wissenschaft die gewaltigsten Fortschritte: eben war sie daran, auch in der Philosophie eine neue Epoche zu eröffnen.

Da brach die französische Revolution aus. Mit ihr beginnt eine ganz neue Zeit.

BUCHBINDER
S. MICHLMAYR.
HERRNGSE 229


Widener Library
3 2044 098 662 356